H. Ant.
428 z/1

Digitized by Google

Dr. Goldſmiths

Geſchichte der Römer

von

Erbauung der Stadt Rom

bis

zum Untergang

des abendländiſchen Kaiſerthums.

Staatsbibliothek München

Zum Gebrauche auf Gymnaſien und Schulen neu bearbeitet.

Erſter Theil.

Neue ſehr verbeſſerte Auflage.

Würzburg.
In der Stahelſchen Buchhandlung.
1820.

A 1421 579

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Digitized by Google

Vorrede.

Goldſmiths Geſchichte der Römer ward ſeit geraumer Zeit als Lehrbuch in den hieſigen und benachbarten Schulen gebraucht. Ich habe dieſes Werk, beſonders aber den zweiten Theil deſſelben, durchaus neu bearbeitet; ich habe alle Stellen, die für die Jugend anſtößig waren, mit vieler Genauigkeit und ſo abgeändert, daß die Geſchichte ſelbſt nichts verlor.

Da Goldſmith ſeine Geſchichte mit der Regierung Konſtantins beſchließt, ſo habe ich es zweckmäſig gefunden, ſie bis zum gänzlichen Untergange des weſtlichen Reiches fortzuſetzen. Dazu habe ich Gibbon und ſeine Quellen benutzt. Oft habe ich ſogar die kräftigen Ausdrücke dieſes großen Geſchichtſchreibers wörtlich beybehalten. Wenn alſo dieſes Buch in dieſer neuen Geſtalt den Beyfall der Leſer erhält, und mit

mehr Nutzen in dem Unterrichte gebraucht wird, ſo habe ich dabey blos den ſehr untergeordneten Verdienſt eigenen Fleißes, der indeſſen durch den Genuß bereits erſetzt iſt, den mir in den wenigen geſchäftsfreyen Stunden meines Lebens das Studium der Geſchichte gewährt.

Würzburg im Julius 1813.

Einige Worte zu der gegenwärtigen Auflage.

Die im Jahre 1813 erſchienene Ausgabe dieſer Geſchichte der Römer iſt mit Beyfall aufgenommen worden. Ich habe die neue Bearbeitung des erſten Bandes, mit jenem Vergnügen unternommen, das die Vergleichung einer thatenreichen Vorzeit mit den Ereigniſſen unſeres Zeitalters gewährt. Die hie und da nothwendigen Verbeſſerungen des zweiten Bandes ſind gehörig berückſichtigt, und die Zeitrechnung iſt nach Petav berichtigt worden.

Würzburg am 12. Julius 1819.

Dr. Joſeph Stahel.

Inhalt.

Inhalt.

Erſter Abſchnitt.

Seite

Sagen von dem alten Latium. Zuſammentritt einiger Abentheurer unter Romulus und Remus, Enkeln des Fürſtenhauſes von Latium. Gründung der Stadt. (Jahr vor Chriſti Geburt 762.) 1

Zweiter Abſchnitt. Die Könige.

I. Romulus. Jahr nach Erbauung der Stadt 1 — 38. (Zwiſchenreich, von den Senatoren geführt, 1. Jahr.) . . . 5

II. Numa Pompilius. J. n. E. d. St. 40 — 82. . . . 16

III. Tullus Hoſtilius, bis J. n. E. d. St. 115. . . . 18

IV. Ankus Martius, bis J. n. E. d. St. 138. . . . 23

V. Tarquinius Priscus Lukumo, bis n. E. d. St. 176. . . 25

VI. Servius Tullius, bis n. E. d. St. 220. 30

VII. Tarquinius Superbus bis n. E. d. St. 245. . . . 36

Dritter Abſchnitt.

Einführung der republikaniſchen Regierungsform. Die erſten Konſuln. Verſchwörung edler Jünglinge zur Wiedereinſetzung des vertriebenen Königs. Hinrichtung der Verſchwornen. Krieg der Römer gegen Tarquinius und ſeine Verbündeten. Unruhen in Rom. Sp. Lartius der erſte Dictator. J. Roms 255. 45

Vierter Abſchnitt.

Krieg gegen Latium. Innere Unruhen. Das Volk verläßt die Stadt. Rückkehr deſſelben. Wahl der Tribunen. Kämpfe des Senats gegen die wachſende Macht des Volks. Marcius Koriolanus. Seine Verbannung. Das Volk fordert Vertheilung der Aecker. Cincinnatus. Die Dezemvirn. Mißbrauch ihrer Gewalt. Virginia. Die Dezemvirn werden abgeſchafft und die konſulariſche Gewalt hergeſtellt. Die Kriegstribunen mit Konſulargewalt. Die Cenſoren. Erobe-

Seite

rung von Veji durch den Camillus. Rom wird von den Galliern geplündert und verbrannt. J. d. St. 364. . 56

Fünfter Abſchnitt.

Wiedereroberung der Stadt Rom. (J. d. St. 365.) Verſchwörung, und Tod des Manlius. Krieg gegen die Volsker. Unruhen zu Rom. Das Volk fordert Antheil am Konſulat. Der erſte plebejiſche Konſul. Neue Obrigkeiten: Prätoren für die Rechtspflege, kuruliſche Aedilen zur Aufſicht der öffentlichen Spiele. Peſt zu Rom. Tod des Camillus. Kurtius. Kriege mit den Samnitern, mit Kapua und Tarent. Pyrrhus, König von Mazedonien Bundesgenoſſe von Tarent wird von den Römern beſiegt. Italien von den Römern erobert. (J. d. St. 481.) 131

Sechſter Abſchnitt.

Der erſte puniſche Krieg. Veranlaſſung deſſelben. (J. d. St. 490.) Die Mamertiner in Meßina. Die Karthager nehmen dieſe Stadt im Beſiz. Die Römer erklären den Krieg gegen Karthago. Karthagos Staats-Verfaſſung, und Verſuche, Sizilien zu erobern. Erſte Rüſtungen der Römer zur See. Der Konſul Duilius ſchlägt die Flotte der Karthager. Markus Attilius Regulus. Der Krieg wird nach Afrika verſezt. Xantippus aus Sparta, wird Anführer der Karthager, und ſchlägt das römiſche Heer. Regulus wird gefangen. Er wird mit einer Geſandſchaft nach Rom geſchickt, um den Frieden zu bewirken. Seine Rückkehr und Tod. Verluſt der Karthager zur See. Nach einem vier und zwanzigjährigen Kriege wird der Friede geſchloſſen. (J. d. St. 513.) Empörung der karthagiſchen Miethvölker. Aufblühen der Litteratur und der Künſte zu Rom, während dem Frieden. Kriege mit den Illyriern, und Galliern. (J. d. St. 531.) . 165

Siebenter Abſchnitt.

Der zweite puniſche Krieg. Veranlaſſung deſſelben. Belagerung von Sagunt. Hannibal zieht aus Spanien über die Pyrenäen, und dann über die Alpen nach Italien. Erſtes Gefecht am Teſſin. Der römiſche Konſul Scipio zieht ſich zurück. Schlacht an der Trebia. Flucht des Konſuls Sempronius. Schlacht am Traſimeniſchen See. Tod des Konſuls Flaminius. M. Fabius wird zum Dictator ernannt. Hannibal zieht nach den untern Italien. Terentius Varro, und L. Aemilius Paulus werden zu Konſuln gewählt. Schlacht bei

Seite

Cannä. Tod des Konſuls Aemilius. Varro's Flucht nach Rom. Hannibals Verbindung mit Philipp, König von Mazedonien. Verfall der Kriegszucht der Karthager. Hannibal wird von Karthago nicht unterſtützt. Er wird bei Capua geſchlagen, und zieht vor Rom. Hasdrubal, Hannibals Bruder zieht aus Spanien nach Italien. Schlacht am Metaurus. Hasdrubal verliert ſein ganzes Heer, und fällt in der Schlacht. Scipio erobert Sizilien, und greift Afrika an. Die Karthager rufen den Hannibal aus Italien zurück. Schlacht bei Zama. Hannibals Flucht nach Mazedonien. Ende des zweiten puniſchen Krieges. (J. d. St. 552.) . 183

Achter Abſchnitt.

Einfluß des zweiten puniſchen Krieges auf den öffentlichen und häuslichen Zuſtand der Römer. Der Krieg gegen den König Philipp von Mazedonien. Ende deſſelben durch die Schlacht bei Cynoscephalä. Der Krieg mit den König Antiochus von Syrien. Schlacht bei Thermopylä. Seeſchlacht bei Myoneſus. Antiochus kehrt nach Aſien zurück. Schlacht bei Magneſia. Ende des Krieges in Aſien. Krieg gegen den König Perſeus von Mazedonien, ſeine Niederlage, und Gefangennehmung. Krieg mit Illyrien. Der König Gentius wird gefangen. Der dritte puniſche Krieg. Eroberung und Zerſtörung von Karthago. Mazedonien empört ſich, und wird eine römiſche Provinz. Krieg gegen die Achäer. Korinth wird zerſtört. Krieg in Spanien. Zerſtörung der Stadt Numantia. Spanien wird zur römiſchen Provinz. Die Auflagen werden zu Rom abgeſchafft. Häusliche Unruhen zu Rom wegen dem Ackergeſetz. Tiberius Gracchus, als Tribun des Volks gegen den Adel. Er wird ermordet. Cajus Gracchus. Seine Handlungen zu Gunſt des Volks. Sein Tod. (J. d. St. 632.) 217

Neunter Abſchnitt.

Kriegsglück der Römer gegen benachbarte Völker. C. Marius Krieg gegen Jugurtha, König von Numidien. Siege des Konſuls Metellus. Marius endigt den Krieg in Afrika. Jugurtha wird gefangen, ſein Tod. Die Cimbern und Teutonen erſcheinen an der Gränze des römiſchen Gebietes. Die Siege des Marius über dieſe Völker, und deren Vertilgung. Die Bundesgenoſſen der Römer in Italien verlangen das Bürgerrecht Roms. Blutiger Krieg, nach welchem die Bundesgenoſſen das Bürgerrecht erlangen. L. Cornelius Sulla.

Seite

Krieg gegen den König Mithridates von Pontus. Bürgerkrieg zu Rom, und in Italien. Sulla erobert Rom. Er wird auf unbeſtimmte Zeit zum Diktator gewählt. Seine Abdankung, und Tod. Zuſtand der Republik bei dem Tode des Sulla. (J. d. St. 676.) 256

Zehnter Abſchnitt.

Kneus Pompejus der Große. Sein Konſulat mit Licinius Kraſſus. Der Krieg gegen die Seeräuber. Der zweite Krieg gegen Mithridates. Siege des Lukullus. Der Krieg gegen Mithridates wird erneuert, und von Pompejus geendigt. Eroberung von Syrien, und Paläſtina. Der Tempel zu Jeruſalem wird von Pompejus belagert und erobert. Sein Triumph nach geendigtem Kriege. Konſulat des M. Tullius Cicero, und des C. Antonius. Verſchwörung des Katilina. Entdeckung, und Strafe der Verſchwornen. Katilinas Tod in der Schlacht gegen Petrejus. M. Porcius Kato. Die Triumvirn, Licinius Kraſſus, Cn. Pompejus, und C. Julius Cäſar an der Spitze der Republik. (J. d. St. 694.) . . 300

Eilfter Abſchnitt.

Konſulat des C. Julius Cäſar, und M. Kalpurnius Bibulus. Cäſars Geſetz, die Acker-Vertheilung in Kampanien betreffend. Die Triumvirn theilen ſich in die Provinzen. Cäſar erhält Gallien dieſſeits und jenſeits der Alpen. Verbannung des Markus Tullius Cicero. Gallien wird von Cäſar erobert. Feldzug des Kraſſus gegen die Parther. Seine Niederlage, und Tod. Cicero wird zurückberufen. Tod des P. Klodius. Cäſar geht über den Rubicon, und erklärt ſeinem Vaterlande den Krieg. Flucht des Pompejus, und des Senats aus Rom. Cäſars Zug nach Spanien. Schlacht bei Ilerda (Lerida) an der Segra. Cäſar kehrt nach Italien zurück, und folgt dem Pompejus nach Epirus. Schlacht bei Lariſſa in Theſſalien, die Pharſaliſche Schlacht genannt. Pompejus verliert ſein ganzes Heer. Seine Flucht zu dem König Ptolomäus in Egypten. Sein Tod. Ende der römiſchen Republik. (J. d. St. 705.) Schluß des erſten Bandes der römiſchen Geſchichte. 322

Geſchichte

Bayerische Staatsbibliothek München

Geſchichte der Römer.

Erſter Abſchnitt.

Sagen von dem alten Latium. Zuſammentritt einiger Abentheurer unter Romulus und Remus, Abkömmlinge des Fürſtenhauſes von Latium. Gründung der Stadt. (Jahr vor Chriſti Geburt 762.)

Alle Völker ſind geneigt, den Glanz ihres Urſprunges zu verherrlichen. Sie erſetzen gewöhnlich durch Sagen den Mangel der Geſchichte. Vorzüglich ſuchten die Römer die Entſtehung ihres Gemeinweſens von der unmittelbaren Einwirkung höherer Weſen abzuleiten. Aeneas, der Sohn der Venus und des Anchiſes, ſoll, nachdem er ſich aus der Zerſtörung der Stadt Troja gerettet hatte, nach vielen Zufällen und Gefahren nach Italien gekommen ſeyn, (J. d. W. 2284) wo ihn Latinus, der König der Aboriginer (der Urſtamm des Volkes, das ſpäter Latier, oder Lateiner genannt wurde) freundlich aufnahm, und ihm ſeine Tochter Lavinia zur Gemahlin gab. Italien war damals in eine Menge kleiner Staaten getheilt, die von einander unabhängig, und folglich vielen Streitigkeiten unter ſich ausgeſetzt waren. Turnus, der König der Rutuler, begann wegen frühern Anſprüchen auf Lavinia einen Krieg, er wurde von Aeneas beſiegt, und getödet. Hierauf erbaute Aeneas eine Stadt, welche er, ſeiner Gemahlin zu Ehren,

Digitized by Google

Lavinium nannte. Einige Zeit nachher ward er in einen neuen Krieg mit dem Mezentius, einem der kleinen Könige des Landes verwickelt, in welchem er überwunden wurde, und nach einer Regierung von vier Jahren, im Treffen das Leben ließ. Sein Sohn Aſkanius folgte ihm in der Regierung nach; dieſer erbaute die Stadt Alba, die ſpäter die Nebenbuhlerin Roms geworden. Silvius, Aeneas zweyter Sohn von der Lavinia, war des Aſkanius Nachfolger. Es würde zwecklos ſeyn, ein trockenes Verzeichniß der folgenden Könige anzuführen, von denen wir wenig mehr als die Namen wiſſen; es iſt genug zu ſagen, daß die Erbfolge beynahe vier hundert Jahre bey dem Stamm des Aeneas blieb, und daß Procas, der fünfzehnte Nachfolger des Aeneas, zwei Söhne, Numitor und Amulius hinterlies. Der Erſte folgte dem Vater auf dem Throne, Amulius erbte den nachgelaſſenen Schatz. Der Reichthum vermag gewöhnlich mehr, als das Recht, darum gelang es dem Amulius, ſeinem Bruder den Thron zu rauben. Er mordete deſſen Söhne, und weihte deſſen Tochter Rhea Sylvia dem Dienſte der Veſta, wodurch ſie zum ehelosen Leben beſtimmt wurde. Hierdurch glaubte der Thronräuber ſeinen Nachkommen die Herrſchaft zu ſichern. Doch der Erfolg vereitelte dieſe Maasregeln. Rhea gebar zwei Knaben, Zwillinge, deren Vater der Gott des Krieges ſeyn ſollte. Amulius lies nach altem Geſetze die Mutter lebendig begraben. Die Knaben wurden auf des Königs Befehl in die Tiber geworfen.

Zu der Zeit, da dieſes ſtrenge Urtheil vollzogen wurde, war der Fluß mehr als gewöhnlich über ſeine Ufer getreten; dieſer Umſtand erleichterte die Rettung. Die Kinder wurden in einiger Entfernung von dem Bette des Fluſſes hingeworfen, wo das Waſſer nicht tief genug war, ſie zu erſäufen. In dieſer Lage blieben ſie ohne Schaden, und es ging ſpäter die Sage, daß ſie eine Zeitlang von einer Wölfin geſäugt worden, bis Fauſtulus, der Hirte des Königs, ſie fand, und der Akka Laurentia, ſeiner Frau, nach Hau-

Hauſe brachte, die ſie als ihre eigenen Kinder erzog. Andere ſagen, der Name ihrer Amme ſey Lupa geweſen, welches die Sage veranlaßt, daß ſie von einer Wölfin geſäugt worden. Unter den Hirten wuchſen die Knaben heran. Sie zeichneten ſich aus durch Muth, Kraft und andre Fähigkeiten. Sie warteten die Heerden, ſchützten ſie gegen wilde Thiere, und gegen Räuber, denen ſie oft ihre Beute abnahmen, und unter ihre Genoſſen vertheilten. Aber die Räuber rächten ſich. Bei den ländlichen von dem alten König Evander dem Pan vor Jahrhunderten geweihten Spielen überfielen ſie die beiden Jünglinge. Romulus ſchlug ſich mannhaft durch, Remus blieb gefangen in den Händen der Räuber. Sie brachten ihn vor den König, und beſchuldigten ihn des Raubes an Numitors Heerden. Der König ſandte den Jüngling zur Beſtrafung an Numitor. Fauſtulus eröffnete nun dem Romulus das Geheimniß ſeiner Abkunft. Aber ſelbſt Numitor, da er erfuhr, Remus habe einen Zwillings-Bruder, verglich das Alter des Jünglings mit der Zeit, wo Rhea Sylvia die Zwillinge geboren; er glaubte in den Geſichtszügen Aehnlichkeit mit ſeiner Tochter zu ſehen, und bald zweifelte er nicht mehr, der Gefangene ſey ſein Enkel. Romulus indeſſen verſammelte ſeine Freunde, um den Bruder zu retten, und den ungerechten Beſitzer vom Throne zu ſtürzen. Remus mit dem Hausgenoſſen Numitors zog im Einverſtändniß mit den Bruder zu dem Sitze des Königs. So ward Amulius erſchlagen. Numitor ſeit 42 Jahren vertrieben, gelangte wieder zu dem Throne. Oeffentlich, vor der Verſammlung des Volkes, erkannte der König die Jünglinge für ſeine Enkel.

Hierauf beſchloßen dieſe, auf den Hügeln, an dem Strom, wo ſie dem Tode gewidmet, und durch beſondere Fügung gerettet waren, und wo ſie als Hirten gelebt hatten, eine Stadt zu erbauen. Der König, dankbar für das Verdienſt, genehmigte ihr Vorhaben; er wies ihnen Ländereyen an, und ertheilte jenen von ſeinen Unterthanen,

welche Luſt dazu hatten, die Erlaubniß, ſich in der neuen Pflanzſtätte nieder zu laſſen. Auch viele benachbarte Hirten, und andere, begierig nach Veränderung, und hoffend auf künftiges Glück, begaben ſich an die Stelle, die zur Erbauung der Stadt gewählt war. Freudig begann der Bau, aber bald entſtand Zwieſpalt unter den Brüdern. Begierde zur Herrſchaft hatten beide, keiner den Vorzug des Alters, jeder ſeine Freunde. Wer ſollte der neuen Stadt den Namen geben, die bald größer als Alba die Mutterſtadt, mächtiger als Lavinium werden mochte? Damals, nach den rohen Begriffen über das Weſen der Gottheit glaubten die Völker, der Wille der unſichtbaren Herrſcher der Welt werde durch den Flug der Vögel, und durch andre Erſcheinungen an den Thieren verkündet. Dies nannte man die Augurien, (Orakel) ohne die bis zu dem Sturz des heidniſchen Gottesdienſtes kein öffentliches Geſchäft unternommen wurde. Romulus nahm ſeinen Standpunkt auf dem Palatiniſchen Hügel, Remus begab ſich auf die Aventiniſche Höhe. Auf beiden Hügeln waren Opferplätze. Dem Remus erſchienen zuerſt ſechs Geyer, etwas ſpäter dem Romulus zwölf. Die ſpätere Erſcheinung wurde dadurch als die ſicherſte bewährt, weil Romulus in dem blutigen Streite Sieger blieb in welchem Remus getödet ward. Nach einer andern Sage fiel Remus von der Hand ſeines Bruders. - Er ſprang nämlich über die Schutzwehr der neuen Stadt, ihrer Niedrigkeit ſpottend. Romulus erſchlug ihn mit den Worten: ſo geſchehe jedem, der es wagt, meine Mauern zu überſpringen.

So begann durch einen Bruder-Mord die Alleinherrſchaft des Romulus, und im Jahr der Welt 3250, im Jahr vor der Geburt Chriſti 752 — wurde die Stadt gebaut, die einſt die Herrſcherinn, und Geſetzgeberinn des ſchönſten Theiles der Welt werden ſollte. Sie wurde Rom, nach dem Namen des Stifters, genannt, und auf dem palatiniſchen Hügel gegründet, wo vor vielen Menſchen-Altern der Arkadier Evander, wie uns Virgil ſagt, ſeinen

Siß gehabt. Die Stadt war Anfangs beynahe ein Viereck, und enthielt ungefähr tauſend Häuſer. Sie hatte eine halbe Stunde im Umfange, und ein kleines Gebiet umher, welches ungefähr vier Stunden groß war. Die Bevölkerung dieſes kleinen Gebietes war unbedeutend; Romulus, um die Anzahl der Einwohner zu vermehren, öfnete eine unverlezliche Freiſtätte für alle Uebelthäter, Sklaven und ſolche, die nach Neuerungen begierig waren. Dieſe kamen in großer Menge, und die Bevölkerung wurde bereits anſehnlich; wir dürfen uns jedoch nicht vorſtellen, daß Rom in der erſten Zeit durch bequeme, oder zierliche Gebäude ausgezeichnet war; die Stadt beſtand aus einer Anzahl Hütten, mit einer ſchwachen Mauer umgeben, die mehr zu einer Zuflucht im Kriege, als zum Zweck einer bürgerlichen Geſellſchaft erbauet, mehr mit einer Schaar ihren Herren entlaufener Sklaven, und Abentheuerer bevölkert wär, als mit Unterthanen, zum Gehorſam und zur Zucht gewöhnt. Ihre Beſchäftigung war Raub, nach früherer Gewohnheit am Nachbar verübt, die Stadt der Ort, wo die Beute geſichert wurde. Aber bald werden wir mit Bewunderung ſehen, wie aus dieſer regellos zuſammengelaufenen Menge ein Staat entſtand, der ſich durch die genaueſte Beobachtung der Geſetze und die aufrichtigſte Verehrung der religiöſen Gebräuche zu einer Größe und Macht erhob, die beyſpiellos in Vor- und Nachwelt, einzig ſind in der Geſchichte. Hiezu ward der Grund gelegt durch eine Reihe kluger Fürſten, durch Muth, und durch den Geiſt der Liebe zum Vaterlande in den Bürgern.

Zweyter Abſchnitt.

Die Könige.

I. Romulus. Jahr nach Erb. der Stadt 1. bis 38. Sein Tod. Zwiſchenreich des Senats.

Nachdem die oberſte Würde des ſich bildenden Staates dem Romulus aus Dankbarkeit und nicht ohne Beſchrän-

kung

kung übertragen war, führte der neue König gottesdienſtliche Gebräuche ein. Er mochte erkennen, daß Religion das feſteſte Band der Vereinigung ſeiner Bürger ſey. Er war der oberſte Vorſteher des Gottesdienſtes. Nach alter Gewohnheit wurden die Opfer, und andre zur Verehrung der Götter dienliche Gebräuche verrichtet. Er war der Anführer im Kriege; die Zeichen ſeines Amtes waren zwölf mit Beilen in einen Bündel dünner Stäbe gebunden, bewaffnete Männer, die man Liktoren nannte, eine beſondere Kleidung, und eine Lanze; er beſtellte die öffentlichen Beamten, die Verwalter des öffentlichen Vermögens, und der Einkünfte. Er berief das Volk, wenn über Angelegenheiten des Staats zu berathſchlagen war, und vollzog den Beſchluß der Mehrheit über Krieg; dann führte er die Bürger gegen den Feind; alle hatten die natürliche Pflicht für das Vaterland zu kämpfen, dieſe Pflicht war geboten durch die Selbſterhaltung, auſerdem lag ein Reiz in der Hoffnung zur Beute, dieß war für den Kriegsdienſt der einzige Lohn. Krieger waren alle Bürger, keiner war Söldner, oder Soldat.

Der Senat wurde vom König aus hundert der vornehmſten Bürger der Stadt gebildet, die ſich durch Alter, Weisheit oder Tapferkeit ein vorzügliches Anſehen erworben, und dadurch vor ihren andern Mitbürgern ausgezeichnet hatten; dieſe ſollten gleichſam Räthe des Königs ſeyn. Wenn der König mit dem Heere auszog, übergab er dem älteſten Senator die Aufſicht über die Stadt. Mehr als hundert wählte er nicht, entweder weil dieſe Zahl für das Gemein-Weſen hinreichte, oder weil er nicht mehrere tauglich fand. In dieſer Verſammlung wurden nun alle wichtige Geſchäfte des Staats verhandelt; der König hatte den Vorſitz, allein die Mehrheit der Stimmen entſchied. Da man von den Senatoren eine väterliche Zuneigung gegen das Volk erwartete, ſo wurden ſie Väter genannt, und ihre Nachkommen Patricier. Aus dieſen wurden

alle

alle hohen Würden des Staats und des Prieſterſtandes beſetzt. Sie wurden hierzu durch den Rath ernannt; Erwerb durch Ackerbau, oder durch Kriegsbeute war das Loos des gemeinen Volkes. Würden im Staate wurden ihm nicht anvertraut. In der Folge ward dieſe Maasregel eine Quelle beſtändigen Kampfes zwiſchen dem Volke und den Patriciern.

Das Volk, der dritte Stand des Staats, maßte ſich ſelbſt das Recht an, die Geſetze, welche ſchon vom Könige und Senate gebilligt waren, zu beſtättigen. Alle Dinge, die Krieg und Frieden, oder die Wahl der obrigkeitlichen Perſonen, oder auch ſelbſt des Königs angiengen, wurden durch die Mehrheit ſeiner Stimmen entſchieden. In ſeinen Verſammlungen wurde über die Unternehmungen gegen ſeine Feinde berathſchlagt, und der Senat hatte nur das Recht, ſeine Vorſchläge anzunehmen oder zu verwerfen. Aus dieſen drey Ständen, die einer den andern beſchränkten, beſtand die neue Staatsverfaſſung. Das Volk prüfte die Vorſchläge; der Senat berathſchlagte über die Ausführung, der König vollzog die Beſchlüſſe mit der Lebhaftigkeit und dem Nachdrucke, den ihm ſein Anſehen gab. Ob es gleich nach dieſen Einrichtungen ſcheinen ſollte, daß das Volk ſehr große Macht hatte, ſo war dieſelbe doch durch einen Umſtand ſehr eingeſchränkt, nämlich durch die Rechte des Patronats, welche die Mitglieder des Senats beſaßen. Denn da der König einſah, daß in jedem Staate die Armen doch auf gewiſſe Weiſe von den Reichen abhängen müßten, ſo gab er jedem aus dem Volke die Freyheit, ſich einen Senator zum Patron zu erwählen. Dieſe Verbindung war ſehr genau und richtig. Der Patron mußte ſeinen Klienten in Schutz nehmen, ihn mit Rath und That unterſtützen, ſeine Proceſſe vor Gericht führen, und ihn gegen jede Unterdrückung ſicher ſtellen. Auf der andern Seite war auch der Klient ſehr genau mit dem Intereſſe ſeines Patrons verbunden; er mußte, wenn er arm war, zu der Ausſtattung ſeiner Töchter, der Be-

Digitized by Google

zahlung ſeiner Schulden, oder ſeiner Loskaufung, wenn er gefangen war, beytragen, er war verpflichtet, ihn bey jeder Gefahr zu begleiten; ihm, wenn er ſich um irgend ein öffentliches Amt bewarb, ſeine Stimme zu geben; und durfte gegen ihn kein Zeugniß vor Gericht ablegen. Dieſe gegenſeitigen Pflichten wurden für ſo heilig geachtet, daß, wer ſie verletzte, ehrlos, und des Schutzes der Geſetze beraubt wurde. Von dieſer Zeit an waren die Stimmen der Klienten wirklich in den Händen der Senatoren, und dem Volke blieb nur die Macht übrig, zu wählen, welchen Patronen es gehorchen wollte. Bey einem ſo ungebildeten Volke als die erſten Römer, war es in der That weiſe, den Gehorſam, als das wichtigſte Erforderniß eines Staates, vorzüglich zu befeſtigen.

Eben ſo weiſe war die Sorgfalt des Königs für die Religion. Sie mildert die Sitten durch die Begriffe von höheren Belohnungen und Strafen, und wirkt am wohlthätigſten, wo die Geſetze nicht hinreichen. Die erſten gottesdienſtlichen Einrichtungen der Römer ſind uns nicht genau bekannt; aber ſie beſtanden wahrſcheinlich in einer ſehr ſtrengen Befolgung der Ausſprüche der Wahrſager, die durch Beobachtungen über den Flug der Vögel und die Eingeweide der Thiere die gegenwärtigen Begebenheiten lenken und in die Zukunft dringen wollten. Dieſer fromme Betrug, der zuerſt aus Einfalt entſtand, wurde bald ein ſehr erſprießliches Werkzeug der Staatskunſt. Romulus befahl in einem beſondern Geſetze, daß keine Wahl geſchehen, keine Unternehmung angefangen werden ſollte, ohne die Wahrſager (Augurn) um Rath zu fragen. Mit gleicher politiſchen Weisheit verbot er die Einführung neuer Gottheiten in den öffentlichen Gottesdienſt, und befahl, daß die Prieſter auf Lebenszeit ihre Würde bekleiden, aber vor dem fünfzigſten Jahre niemand zu dieſem Amt gewählt werden ſollte. Sie waren beauftragt die Ereigniſſe des Staates für die Nachkommen aufzubewahren. Es iſt nicht bekannt, ob die Römer in der erſten Zeit ſich der Schrift zu bedienen

wuß-

wußten. Wenn auch nur durch mündlichen Unterricht die Begebenheiten aufbewahrt wurden, ſo war dies ein Mittel die Unwiſſenheit des Volkes über ſeine Entſtehung zu verhüten, und ein Volk, das ſo unterrichtet wurde, konnte nie in eine gänzliche Barbarey verſinken.

Von den übrigen Geſetzen des Romulus ſind nur wenige Bruchſtücke übrig. In denſelben verbietet er den Weibern, ſich unter irgend einem Vorwande von ihren Männern zu trennen; dieſen hingegen giebt er die Freyheit, ihre Weiber zu verſtoßen, ja ſogar ihnen mit Bewilligung ihrer Anverwandten das Leben zu nehmen, wenn ſie im Ehebruch betroffen wurden, ihre Männer vergiften wollten, falſche Schlüſſel gemacht, oder zu viel Wein getrunken hatten. Seine Verordnungen über das Verhältniß der Aeltern und Kinder waren eben ſo ſtreng. Der Vater hatte vollkommene Gewalt über das Leben und das Vermögen ſeiner Kinder; er konnte ſie verkaufen oder gefangen ſetzen, in jedem Alter ihres Lebens, und in jedem Stande, worin ſie ſich befinden mochten. Er konnte ſein Kind ausſetzen, wenn es mit irgend einem Gebrechen geboren wurde, und mußte nur vorher ſeinen fünf nächſten Anverwandten dieſe Abſicht bekannt machen. Der Geſetzgeber ſchien ſogar gegen ſeine Feinde gütiger zu ſeyn, denn er unterſagte ſeinen Unterthanen, dieſelben zu tödten, wenn ſie ſich ergeben hatten, oder nur ſie zu verkaufen. Sein Ehrgeiz gieng dahin, die Anzahl ſeiner Feinde dadurch zu mindern, daß er ſie ſich zu Freunden machte. Er nahm ſie gerne zu ſeinen Bürgern auf, und ſo gelang es, die Zahl der Einwohner Roms bedeutend zu vermehren.

Nach einer Zählung die er jezt vornahm, fand er dreitauſend waffenfähige Fußgänger, und dreihundert Reiter. Dieſe vertheilte er in drey gleiche Zünfte. (Tribus) Jede dieſer Zünfte hatte wieder zehn Unterabtheilungen, die Kurien hießen, und bey einer ſolchen Kurie, die aus hundert Mann beſtand, beſtellte Romulus einen Centurio, der Anführer dieſer Schaar im Kriege war; einen Prie-

ſter,

ſter, welcher Kurio hieß, und zu Richtern zwey der vornehmſten Einwohner, welche Duumviri genannt wurden. Nach der Zahl der Kurien theilte er nun alle Ländereyen in dreyßig Theile, und widmete noch einen Theil den öffentlichen Ausgaben des Staats, und einen andern zu Unterhaltung des Gottesdienſtes. Jeder Bürger erhielt nur zwei Morgen Feld zu ſeinem Unterhalt, dies iſt ein Beweis der Mäßigkeit jener Zeiten. Aus jeder Kurie wurden zehen Reuter zur Leibwache des Königs gewählt, ſie fochten in der Schlacht an ſeiner Seite. Sie wurden Celeres genannt, ein Wort, das mit unſerm, leichte Reuter, gleichbedeutend iſt, entweder wegen ihrer Schnelligkeit im Treffen, oder von dem Namen ihres erſten Befehlshabers.

Bald hatte der neue Staat an innerer Stärke zugenommen, ſo daß er die Nachbarn nicht mehr fürchten durfte, aber es fehlten ihm Frauen, um ſeine Dauer zu ſichern. Romulus ließ auf Anrathen des Senats alle umliegende Städte, beſonders aber die Sabiner, ſeine nächſten Nachbarn, durch Geſandte einladen, durch Ehebündniſſe mit ihren Töchtern ein nachbarliches Verſtändniß zu gründen. Nirgend wurde dieſer Geſandſchaft günſtiges Gehör; überall die Vorſchläge mit bitterm Spott verworfen: warum Romulus, der flüchtigen Sclaven eine Zuflucht eröffnet, nicht auch eine für lüderliche Weiber eröffne? Dieſe Antwort reizte den Unwillen der Römer aufs äußerſte, und der König beſchloß, theils aus Rache, theils aus Bedürfniß, die Stadt und ſein kleines Gebiet zu bevölkern, mit Gewalt zu nehmen, was einer friedlichen Unterhandlung verſagt worden. Er kündigte allen benachbarten Städten ein Feſt zu Ehren des Neptuns an, und machte dazu Anſtalten der Zeit gemäs; die Feſte der Völker jenes Zeitalters begannen mit Opfern, und endeten mit Spielen von Ringern, Kämpfern und Wettrennern. Die Sabiner waren, wie er erwartet hatte, unter den Zuſchauern und brachten ihre Weiber und Töchter mit, um an dieſem Vergnügen Theil zu nehmen. Die Bewohner vieler benachbarten Städte fanden ſich ebenfalls ein,

ein, und wurden von den Römern ſcheinbar mit aufrichtiger Gaſtfreundſchaft aufgenommen. Indeſſen fiengen die Spiele an, und da die Aufmerkſamkeit der Zuſchauer ganz damit beſchäftigt war, fiel ein Haufen junger Römer mit gezogenen Schwertern unter ſie ein, bemächtigte ſich der jüngſten und ſchönſten Weiber, und führten ſie mit Gewalt davon. Vergebens beklagten ſich die Aeltern über dieſen Bruch der Gaſtfreundſchaft; vergebens widerſetzten ſich die jungen Mädchen ſelbſt, im Anfange den Zumuthungen ihrer Räuber; anhaltende Liebkoſungen wußten ſie bald zu beſänftigen, und die Verräther, welche Anfangs die Gegenſtände des Abſcheues waren, erwarben ſich in kurzer Zeit ihre Zuneigung.

Allein ihre Aeltern konnten die kränkende Beſchimpfung nicht ſo leicht verſchmerzen; es erfolgte ein blutiger Krieg. Die ſabiniſchen Städte Cenina, Antemna und Cruſtumium verbanden ſich zuerſt, ihr gemeinſchaftliches Unrecht zu rächen, die Hauptſtadt Cures zögerte, die übrigen Städte griffen einzeln an, dies erleichterte den Sieg der Römer. Romulus überwand zuerſt die Ceniner, erſchlug ihren König Akron in einem Zweikampf, und hieng die Rüſtung dieſes Königs dem Jupiter Feretrius zum Opfer an eben dem Orte auf, wo nachher das Kapitol erbaut wurde. Gleiches Schickſal erfuhren die Antemnater und Cruſtuminer; ihre Schaaren wurden geſchlagen, und ihre Städte erobert. Der Eroberer bewies bei dieſen Siegen ſeine Klugheit. Er zerſtörte die Städte nicht und ſchuf Verbündete aus Feinden. In jede Stadt ſandte er eine Schaar Krieger, zur Sicherheit gegen Abfall, und zum Schutz der Gränze.

Tatius, König von Cures, einer ſabiniſchen Stadt, war der letzte, aber auch der fürchterlichſte, der die Beſchimpfung ſeiner Bürger zu rächen unternahm. Er betrat das römiſche Gebiet an der Spitze von 25,000 Mann. Einer ſo ſehr überlegenen Macht konnte Rom ſchwerlich widerſtehen; ein Umſtand brachte den neuen Staat an den Rand des Verderbens. Tarpeja die Tochter des Befehlshabers des kapitoli-

toliniſchen Hügels, fiel in die Hände der Feinde, als ſie außer den Mauern Waſſer zum Opfer aus der geheiligten Quelle ſchöpfte. Sie verſprach den Eingang des Schloſſes zu öffnen, wenn ſie das erhielte, was die Krieger am linken Arme trugen. Damit meinte ſie die glänzenden Armbänder. Sie öffnete die Pforte. Die eindringende Schaar warf ihre ſchweren Schilde auf die Verrätherinn; ſie ward von der Laſt erdrückt. Die Sabiner waren im Beſitz der Burg. Nach vielen, unbedeutenden Gefechten entſchloſſen ſich die Heerführer zu einer entſcheidenden Schlacht.

Zwiſchen dem kapitoliniſchen und palatiniſchen Hügel ſtand die Schlachtordnung der Römer; ſie zog gegen die Burg, aus der jetzt auch die Sabiner zu dem Kampf ſich ordneten. Hoſtus Hoſtitius der Anführer eines Theiles des römiſchen Heeres fiel im Handgemenge. Sein Fall erſchütterte die Römer, und bald wendeten ſie ſich zur Flucht; in der ſelbſt der König fortgeriſſen ward. Hier gelobte er dem Jupiter Stator einen Tempel, und ermunterte die Flüchtlinge zu neuem Kampfe. Sie ſammelten ſich um den König am palatiniſchen Thore; der Angriff wurde erneuert und Mettus, der Anführer der Sabiner wurde von einer Schaar Jünglinge unter der Anführung ihres Königs zurückgeſchlagen und verfolgt. Noch war das blutige Treffen nicht entſchieden, als plötzlich das gräßliche Getümmel des Kampfes durch ein rührendes Schauſpiel unterbrochen wurde. Denn auf einmal warfen ſich die von den Römern geraubten ſabiniſchen Frauen mit fliegendem Haare, entblößt von allem weiblichen Schmuck, mitten zwiſchen die ſtreitenden Heere; unbekümmert um eigne Gefahr, nur mit derjenigen beſchäftigt, in welcher ihre Aeltern, ihre Männer und Kinder ſich befanden, erhoben ſie ein lautes Geſchrey: »Wenn ihr entſchloſſen ſeyd, zu morden, kehrt eure Waffen gegen uns, die einzige Urſache eurer Feindſchaft. Laſſet uns ſterben, und die Opfer ſein; unſer Elend iſt gleich groß, wir mögen unſere Ältern oder Ehemänner überleben.» Einem ſo rührenden Anblick konnten die Krieger nicht widerſtehen; bei-

beide Heere ließen, wie durch einen gemeinſchaftlichen Antrieb, ihre Waffen ruhen, und betrachteten dieſe rührende Scene in ſtummen Erſtaunen. Endlich ſiegten die Thränen und Bitten der Weiber; es kam zu einem Vergleiche, in welchem feſtgeſetzt wurde, daß Romulus und Tatius mit gleicher Macht und Vorzügen gemeinſchaftlich in Rom regieren; daß hundert Sabiner in den Rath aufgenommen, und die Stadt zwar ihren vorigen Namen behalten, die Bürger aber, nach der ſabiniſchen Stadt Kures, Quiriten heißen ſollten; daß endlich, da beide Nationen vereinigt wären, diejenigen Sabiner, welche in Rom leben wollten, daſelbſt alle Vortheile römiſcher Bürger genießen ſollten. So trug jeder Sturm, der dem wachſenden Reiche drohte, nur zu Vermehrung ſeiner Stärke bey. Die Sabiner, die am Morgen den Untergang der Stadt beſchloſſen hatten, traten am Abend mit Freuden in die Zahl ihrer Bürger. Romulus ſah in wenig Stunden ſein Gebiet und ſeine Unterthanen mehr als um die Hälfte vermehrt, gleich als wenn das Glück ſeinen Ehrgeiz auf alle Weiſe begünſtigen wollte. Tatius wurde als Mitregent aufgenommen, beide Könige regierten gemeinſchaftlich, und einig. Nach einigen Jahren wurde Tatius bei einem Opferfeſte von den Laurentern erſchlagen, weil er ſeine Verwandte gegen dieſes Volk dem Völkerrechte zuwider geſchützt hatte. Durch dieſen Zufall wurde Romulus noch einmal der einzige Regent des Staates.

Rom, deſſen Macht und Stärke durch dieſe neuen Erwerbungen ſehr vermehrt war, fing nun an, ſeinen Nachbarn furchtbar zu werden. Man ſiehet leicht, daß es an Vorwänden zum Kriege gar nicht fehlen konnte, da die Römer durch den Ehrgeiz, und ihre Feinde durch die Eiferſucht gereizt wurden. Fidena und Kameria, zwey benachbarte Städte, wurden erobert und unterwürfig gemacht. Die Vejer, eines der mächtigſten etruriſchen Völker, erfuhren beynahe daſſelbe Schickſal. Nach zwey ſehr lebhaften Schlachten ſuchten ſie Friede und ein Bündniß mit

mit dem römiſchen Volke, welches ihnen mit der Bedingung zugeſtanden wurde, daß ſie den ſiebenten Theil ihres Gebiets und ihre Salzgruben am Fluſſe abtreten, auch zur Sicherheit Geiſſeln geben ſollten.

So viel Glück konnte wohl den Eroberer ſtolz machen. Die Schranken, welche ſeiner Macht mit ſo vieler Weisheit geſetzt waren, wurden ihm nach und nach beſchwerlich, und er fieng bald an, ſich eine deſpotiſche Gewalt anzumaßen, und ſich über die Geſetze wegzuſetzen, denen er vormals ſelbſt unbedingten Gehorſam gelobt hatte. Ein ſolches Betragen erregte das Mißvergnügen des Senats, der einſah, daß er vom Romulus nur zum Werkzeuge bey der Ausführung ſeiner ſtrengen Befehle gebraucht wurde. Es iſt unbekannt, durch welche Mittel der Senat ſich von dem Tyrannen befreyte; einige ſagen, daß er auf dem Rathhauſe in Stücken zerhauen, andere, daß er bey der Muſterung ſeiner Krieger verſchwunden ſey. Der Senat hatte den Körper des Erſchlagenen verborgen, und ſuchte das Volk zu überreden, Romulus ſey in den Himmel aufgenommen. So ward Romulus, der als König unerträglich war, nach ſeinem Tode als ein Gott verehrt.

Er regierte ſieben und dreyßig Jahre. Man baute ihm einen Tempel, worin er unter dem Namen Quirinus verehrt wurde; denn der Senator Proklus betheuerte öffentlich, daß er ihm erſchienen ſey, und unter dieſem Namen angebetet zu werden verlangt habe. Wir ſehen in dem Charakter dieſes Königs die Erwartung übertroffen, die ſeinem Zeitalter angemeſſen iſt: ſtrenge Mäßigung und kriegeriſche Tapferkeit; die einzigen Tugenden, die der aus dem Zuſtande der Rohheit in jenen der beginnenden Bildung übergehende Menſch ſich aneignen kann. Die Größe des von ihm gegründeten Staates, der ſich zur Bewunderung der Welt erhob, mag auch eine Bewunderung des Stifters fordern, ohne daß wir ſtrenge unterſuchen, wie gegründet ſein Anſpruch auf dieſelbe ſey.

Zu der Zeit als die Regierung des Romulus endete, war durch die Vereinigung mehrerer Nachbarſtaaten, beſonders der Sabiner, Rom bereits ſo mächtig geworden, daß die Zahl der waffenfähigen Bürger über ſechzigtauſend betrug, worunter tauſend Reiter waren. Da der König durch die Mehrheit der Stimmen gewählt werden ſollte, waren die Stimmen getheilt; alle verlangten einen König. Sie kannten die Freiheit noch nicht. Die Sabiner wollten einen König aus ihrer Mitte, aber den Römern war der Gedanke unerträglich, daß ein Fremder ihren Thron beſitzen ſollte. Da ſich Niemand fand, der allen Gliedern des jungen Staates zum Throne fähig ſchien, ſo wurde eine neue Regierungsform eingeführt. Hundert Senatoren bildeten zehn Decurien, aus jeder Decurie ward einer gewählt, dem die Zeichen der königlichen Würde auf fünf Tage übertragen wurden. So wechſelten zehn Senatoren im Beſitz der oberſten Gewalt ein Jahr. Es iſt unbekannt, ob des Senats Abſicht war, dieſe Einrichtung weiter fortzuſetzen, oder ob er nur dadurch Zeit gewinnen wollte, eine Perſon, die zur königlichen Würde am tauglichſten wäre, aufzufinden. Das Volk ſah bald, daß dieſe Regierungsform nur dazu diente, die Zahl ſeiner Herren zu mehren, und drang daher auf die Abſchaffung derſelben, überließ aber dem Senat die Wahl, entweder einen König zu ernennen, oder auch jährliche Obrigkeiten aus ſeinen eigenen Mitgliedern zu erwählen. Der Senat, der nun zu einer Wahl gezwungen war, ſtritt noch einige Zeit über die Einrichtung derſelben, und beſchloß endlich, daß die wählende Parthey aus der andern einen König erwählen ſollte, ſo daß dieſer beiden gleiche Verbindlichkeit ſchuldig wäre; den einen, als ſeinen Landesleuten, und den andern, als ſeinen Erwählern. Dieſem zufolge wurde der römiſchen Parthey des Senats die Wahl übertragen; dieſe fiel auf den Numa Pompilius, einen Sabiner, und wurde von dem übrigen Theile des Senats und dem Volke mit allgemeiner Billigung aufgenommen.

II.

II. Numa Pompilius. (Jahr nach Erb. der Stadt 40 — 82.)

Numa Pompilius war über vierzig Jahre alt, und hatte ſich ſchon lange durch Eifer in der Religion, Gerechtigkeit, Mäßigung und muſterhaftes Leben ausgezeichnet. Er war in allen Wiſſenſchaften und der Philoſophie der Sabiner ſehr unterrichtet, und lebte in ſeiner Vaterſtadt Kures, vergnügt in dem Glücke eines ruhigen Privatlebens, ohne alles ehrſüchtige Verlangen nach höheren Würden; er weigerte ſich lange, die königliche Würde anzunehmen; endlich beſtimmte ihn der Wunſch ſeines Vaters, und das Zureden der römiſchen Geſandten. Das Volk freute ſich darüber ſo ſehr, daß es ſchien, es hätte nicht einen König erhalten, ſondern ein Königreich erobert.

Es iſt ein Lieblingsgedanke der römiſchen Schriftſteller die Vorſehung habe es ſo eingerichtet, daß der Charakter und die Fähigkeiten ihrer Könige immer den beſondern Bedürfniſſen des Staats angemeſſen geweſen wären; und in dem gegenwärtigen Falle irren ſie nicht. Kein Fürſt war beſſer als Numa für einen Staat geeignet, der aus verſchiedenen kleinen, ſeit kürzer Zeit vereinigten und noch nicht feſt verbundenen Ländern beſtand. Sie hatten einen Herrn nöthig, der durch Geſetze und Unterricht ihre wilden und rohen Neigungen mäßigte, und durch ſein Beyſpiel ihnen Liebe zur Religion und zu den ſanften Tugenden einflößte. Unter dem Numa wurde das Volk unterwürfiger und geſelliger, und durch den Geiſt der Religion, welchen er ihm einflößte, bekam es auch als Eroberer größere Stärke. Dieß wirkte noch lange Zeit hernach; denn was konnte der muthigſten Tapferkeit widerſtehen, wenn ſie von einem tief eingewurzelten Aberglauben belebt wurde?

Wir finden während der langen Regierung des Numa nur friedliche Tugenden, denn er bemühete ſich, ſeinen Unterthanen Liebe und Verehrung gegen die Religion und gegen die Götter einzuprägen. Er bauete viele neue Tempel, ſtiftete verſchiedene Feſte, und durch die Heiligkeit ſeines Lebens war es ihm leicht,

leicht, das Volk zu überreden, daß er einen geheimen Umgang mit der Göttinn Egeria unterhalte. Auf ihren Rath baute er den Tempel des Janus, welcher zur Zeit des Friedens geſchloſſen, und zur Zeit des Krieges geöffnet werden ſollte; er erneuerte den Dienſt der Veſta. Vier Jungfrauen wurden dieſem Dienſte geweiht, und mit groſſen Vorrechten begabt. Die Faſces, Zeichen der oberſten Gewalt wurden ihnen vorgetragen, und ſie konnten Verbrechern, die ihnen zufällig begegneten, die verdiente Strafe erlaſſen; er errichtete die Pontifices, unter welchen er ſelbſt den erſten Rang behielt, den Orden der Salier, der Bewahrer der heiligen Schilde (Ancilia), die wie Numa vorgab, vom Himmel gefallen waren, und die Kraft haben ſollten, jeden fremden Eroberer von Roms Mauern abzuhalten; und die Fecialen, Richter über Gerechtigkeit der unternommenen Kriege, und beſtimmt, dieſelben dem Feinde mit genau beſtimmten Formen anzukündigen.

Zur Begünſtigung des Ackerbaues theilte er alles Land, das Romulus durch ſeine Kriege erobert hatte, unter den ärmern Theil des Volks aus; er mäßigte die zu ſtrengen Geſetze ſeines Vorgängers in Abſicht der väterlichen Gewalt, und unterſagte den Aeltern, ihre verehelichten Söhne zu verkaufen, weil er für unrecht hielt, daß eine Frau, die einen freien Mann geheirathet hätte, nun mit einem Sclaven leben ſollte. Er brachte ferner die Zeitrechnung in Ordnung, und hob den Unterſchied zwiſchen Sabinern und Römern auf, indem er ſie nöthigte, unter einander zu wohnen, und das Volk nach den verſchiedenen Gewerben abtheilte. Er ſtarb, nachdem er ein Alter von 80 Jahren erreicht, und drey und vierzig Jahre im vollkommenſten Frieden regiert hatte, und hinterließ den Befehl, daß man ſeinen Körper, gegen die Gewohnheit der damaligen Zeiten, in einem ſteinernen Sarge begraben, und ſeine Bücher, die eine Beſchreibung der von ihm verordneten Gebräuche enthielten, in einem andern Sarge ihm zur Seite ſetzen ſollte. Zwölf dieſer Bücher waren in griechiſcher,

und eben ſo viel in lateiniſcher Sprache geſchrieben. Vier hundert Jahre nachher wurden ſie wieder hervorgezogen, und weil man es für unerlaubt hielt, die Geheimniſſe, welche ſie enthielten, öffentlich bekannt werden zu laſſen, auf Befehl des Senats verbrannt, vielleicht um durch dieſe außerordentliche Ehrfurcht für ihren Inhalt ihren ſchlechten Werth zu verbergen.

III. Tullus Hoſtilius. (Jahr nach Erb. d. Stadt 83 — 115.)

Nach dem Tode des Numa Pompilius (J. d. St. 82.) fiel die Regierung in die Hände des Senats, bis Tullus Hoſtilius von dem Volke mit Beyfall des Senats erwählt wurde. Dieſer König war der Enkel des Hoſtus Hoſtilius, der in dem Treffen gegen die Sabiner am kapitoliſchen Hügel tapfer gefochten hatte. Seinem Vorgänger war er ganz unähnlich, kriegeriſch geſinnt, und nach Eroberungen noch begieriger, als der Stifter des Reichs ſelbſt geweſen war; bald fand er einen Vorwand, ſeine Truppen ins Feld zu führen.

Die Bewohner von Alba gaben ihm zuerſt Gelegenheit, ſeiner Lieblingsneigung zu folgen. Benachbarten Staaten, die beyde Krieg wünſchen, weil ſie nur vom Raube leben, kann es nie an Vorwänden fehlen, einen gewaltthätigen Angriff zu bemänteln. Die Veranlaſſung des Krieges, von dem wir hier reden, ſcheint folgende geweſen zu ſeyn. Einige römiſche Hirten hatten einen Einfall in das albaniſche Gebiet gethan; die von Alba fielen dagegen in das römiſche Gebiet; von beyden Staaten wurden Geſandte abgeſchickt, die ſich wegen des angethanen Unrechts beklagen mußten; die verlangte Genugthuung wurde nicht gegeben, und endlich von beyden Seiten ein förmlicher Krieg erklärt; keiner der beyden Staaten wollte dazu den erſten Anlaß gegeben haben.

Es waren in der That viele Urſachen, die eine Fehde zwiſchen dieſen beyden Staaten hätten verhindern ſollen;

len; gemeinſchaftlicher Urſprung, Bande des Blutes, dieſelbe Sprache und Religion. Aber die zwiſchen Nachbarn gewöhnliche Feindſchaft überwog. Die vielen kleinen Staaten in die das Land zerſplittert war, beſtanden ohne einem andern Richtpunkt, als dem eigenen Vortheil, alle mit der Sorge für Unterhalt beſchäftigt. Beute wurde geſucht, wo Arbeitſamkeit mangelte oder Mißwachs die Nahrung ſchmälerte. Dies war der gewöhnliche Anlaß zum Kriege.

In dieſer Lage befanden ſich die Römer und Albaner, als die beiden Heere nach einigen unbedeutenden Gefechten endlich fünf Meilen von der Stadt Rom zuſammen trafen, und ſich nun rüſteten, das Schickſal beyder Staaten zu entſcheiden, denn in dieſen barbariſchen Zeiten war faſt jede Schlacht entſcheidend. Begierig zur Schlacht ſtanden die Heere, und erwarteten das Zeichen zum Angriff mit Ungeduld und Unwillen über die lange Verzögerung, die ihnen Tod oder Sieg vorenthielt. Allein der Angriff wurde durch einen unerwarteten Vorſchlag des albaniſchen Heerführers gehindert. Dieſer trat hervor, und that den Römern den Vorſchlag, ihren Streit durch einen Zweykampf zu entſcheiden, ſo daß diejenige Nation, deren Vorfechter beſiegt würde, der andern unterworfen ſeyn ſollte. Dieſer Vorſchlag entſprach völlig dem heftigen Charakter des römiſchen Königs, und wurde auch von ſeinen Unterthanen mit Freuden angenommen, da jeder mit der Hoffnung ſich ſchmeichelte, daß ihn die Wahl beſtimmen würde, für die Sache ſeines Vaterlandes zu kämpfen. Eine Menge tapfrer Männer bot ſich hierzu an, aber ein Zufall entſchied den Entſchluß der beyden Heerführer. Es waren nämlich damahls in jedem Heere drey Brüder; die im römiſchen hießen Horatier, und die im albaniſchen Kuriatier. Alle waren wegen ihrem Muthe, ihrer Stärke und Lebhaftigkeit berühmt, ſie wurden gewählt, dieſen wichtigen Kampf zu unternehmen. Nachdem durch viele Ceremonien, Eide und Beſchwörun-

gen ſich beyde Völker verpflichtet hatten, daß das Volk deſſen Kämpfer beſiegt würden, den Siegern unterworfen ſeyn ſollte, ſo wurden dieſe Kämpfer unter dem Zurufe, Ermunterung und Gebeten ihrer Mitbürger gegen einander geführt. Man hatte ihnen die Wichtigkeit und Größe deſſen, was nun durch ſie entſchieden werden ſollte, vorgeſtellt; man hatte ſie an ihre vorigen großen Thaten erinnert; man hatte ihnen lebhaft vorgeſtellt, daß nun ihre Väter, ihre Mitbürger, und die Götter ſelbſt Zeugen ihres Verhaltens wären. Endlich griffen dieſe Vorfechter ihres Volks, ganz von der Empfindung des hohen Werths ihres Unternehmens entflammt, einander an, und jeder war jetzt unbekümmert um ſeine eigne Erhaltung, auf den Tod ſeines Gegners bedacht. Die Zuſchauer, in ängſtlicher Stille, zitterten bey jedem Hiebe, und wünſchten die Gefahr ihrer Mitbürger theilen zu dürfen. Lange war der Sieg zweifelhaft, endlich ſchien das Glück ihn zum Nachtheile der Römer zu entſcheiden. Zwey ihrer Kämpfer fielen todt zur Erde, der dritte von den drey verwundeten Kuriatiern verfolgt, ſchien durch ſeine Flucht das Gefecht aufzugeben. Nun konnte die albaniſche Armee ihre Freude nicht mehr unterdrücken, ſie brach in einen lauten Zuruf aus, indeß die Römer die Feigheit ihres Mitbürgers, deſſen Verhalten ihnen ſo niederträchtig vorkam, in ſtillem Unmuth verwünſchten. Aber bald änderten ſie dieſe Geſinnungen, als ſie plötzlich bemerkten, daß die Flucht ihres Kämpfers nur verſtellt war, um dadurch ſeine Gegner zu trennen, denen vereint er unmöglich widerſtehen konnte; die drei Kuriatier folgten dem Fliehenden je nachdem ihre Wunden dies geſtatteten. Dadurch trennten ſie ſich. Plötzlich wandte ſich der Römer, und erſchlug den, der ihn zunächſt verfolgte. Mit allgemeinem Jubel ermunterten jetzt die Römer ihren Kämpfer. Er griff den zweiten Kuriatier an, und ehe noch der dritte abgemattet und durch ſeine Wunden entkräftet, ſchnell genug folgen konnte, um ſeinen Bruder beizuſtehen,

lag dieſer getödtet an der Erde. Nun war der Kampf ungleich, faſt ohne Widerſtand fiel der dritte Kuriatier, und der Sieger rief aus: »Zwei Feinde ſind getödtet zum Sühnopfer für meine Brüder, der dritte, damit Rom über Alba herrſche.« Ohne Widerſtreben wurde die Oberherrſchaft der Römer von dem albaniſchen Heere anerkannt.

So allgemein die Freude des Volkes über dieſen von ſo wichtigen Folgen begleiteten Sieg war, ſo ſchmerzlich wurde ſie geſtört durch eine raſche That, die vielleicht durch heiße Liebe zum Vaterlande entſchuldigt werden mag, aber die dennoch ein Abdruck der Wildheit jenes Zeitalters iſt. Als nämlich der Befreier ſeines Vaterlandes, begleitet von dem jubelnden Heere zur Stadt zurückkehrte, war unter der entgegenſtrömenden Menge die Schweſter des Horatiers, die mit einem der Kuriatier verlobt war. Sie ſah die Waffen-Binde des Erſchlagenen, die ſie ſelbſt gewebt hatte über den Schultern des Bruders hängen, und klagte über den Verluſt des Verlobten; aufgebracht, daß der Schmerz der Schweſter die allgemeine Freude trübe, zog der Jüngling das Schwerd, und durchſties ihr die Bruſt. Der Mörder ward vom Könige zum Tode verurtheilt, und ſchon war der Befehl zur Hinrichtung gegeben, als er ſich auf den Ausſpruch des Volkes berief, und von demſelben freigeſprochen wurde. Der König ſelbſt hatte ihm hiezu die Anleitung gegeben, er wollte den tapfern Krieger retten, dem Rom die Herrſchaft über Alba zu danken hatte.

Doch nicht lange blieb Alba ruhig. Es war dem Volke unerträglich, ſein Schickſal durch den Kampf einzelner Männer entſchieden zu ſehen. Mettus Fuffetius, der damals in Alba die höchſte Würde beſaß, hatte ſelbſt die Art vorgeſchlagen, wie die Oberherrſchaft entſchieden werden ſollte; er ſah ſich getäuſcht, aber was die Kraft nicht vermogte, ſollte durch Liſt errungen werden. Er ſchloß im geheim einen Bund mit Fidena, einer römiſchen Pflanzſtadt, die damals ſich gegen Rom aufgelehnt, und die Vejenter zu

Hül-

Hülfe gerufen hatte. Da ſich die Heere am Fluße Anio näherten, ſtellte Tullus die Albaniſchen Hülfsvölker gegen die Fidenater, er ſelbſt ſtand gegen die Vejenter. Mettus Fuffetius ſollte die Fidenater angreifen, aber er entzog ſich treulos dem Gefechte, und bewegte ſich ſeitwärts in Erwartung des Ausganges. Als das römiſche Heer ſich von ſeinen Bundesgenoſſen verlaſſen ſah, wankten die Glieder, aber Tullus rief den zagenden zu: die Bewegung der Albaner ſey auf ſeinem Befehl geſchehen, um die Fidenater zu umringen. Dieſe wandten ſich jetzt zur Flucht, um nicht von ihrer Stadt abgeſchnitten zu werden. Tullus kehrte ſich ſchnell gegen die Vejenter; dieſe wichen ohne vielen Widerſtand, ſie warfen die Waffen weg; am Ufer des Anio wurde eine große Anzahl erſchlagen, mehrere fanden den Tod in dem Fluſſe. Tullus ſtrafte den Verrath des Mettus mit wilder Grauſamkeit. Er lies ihn im Angeſicht der beiden Heere durch Pferde zerreißen, und um allen Gelegenheiten zu künftigen Empörungen ein Ende zu machen, wurde die Stadt Alba bis auf den Grund zerſtört. Ihre Einwohner brachte er nach Rom, und nahm die vornehmſten derſelben in den Senat auf.

Nach dieſem glücklichen Erfolge wandte Tullus ſeine Waffen gegen die Sabiner, über die er durch Hilfe ſeiner Reuterey, einen vollſtändigen Sieg erhielt. So ſchien jeder neue Krieg, der andere Staaten entvölkerte, dem römiſchen neue Unterthanen und neue Stärke zu geben. Vielleicht aus der Ueberzeugung, daß der Zuſtand des Krieges für das römiſche Volk der wünſchenswertheſte ſey, unternahm der König einen neuen Krieg wider die Lateiner, der aber von beyden Seiten ſehr langſam geführt wurde. Es fiel gar keine Schlacht vor, keine Stadt wurde erobert, auſſer Medullia, die ehemals eine römiſche Colonie hatte aufnehmen müſſen, und deswegen der Plünderung der Krieger Preis gegeben wurde, um künftige Abfälle zu verhüten. Dieſer Krieg dauerte faſt während der ganzen übrigen Zeit der Regierung dieſes Königs fort; das Ende der-

derſelben wurde durch einige vorgebliche Wunderzeichen beunruhiget, noch mehr aber durch eine Seuche, die einen großen Theil der Bevölkerung ſeines Staates aufrieb. Der König ſelbſt ſtarb nach einer rühmlichen Regierung von zwei und dreißig Jahren. Einige ſagen, er ſey mit ſeiner ganzen Familie vom Bliz erſchlagen worden, andere behaupten mit mehr Wahrſcheinlichkeit, daß er durch Verrätherey umgekommen ſey.

IV. **Ankus Martius.** (Jahr nach Erb. d. St. 116 — 138)

Ankus Martius, ein Enkel des Numa, ward vom Volke erwählt, (J. d. St. 115.) und nachher vom Senat beſtätigt. Dieſer König ſchien ſich den Numa, von welchem er in gerader Linie abſtammte, zum Muſter gewählt zu haben. Er war in der That von Natur nicht gemacht, ſich durch kriegeriſche Thaten auszuzeichnen; den Namen Ankus erhielt er, weil einer ſeiner Arme gelähmt war. Dieſen Mangel aber erſetzte er hinlänglich durch den Ruhm, den er ſich in allen friedſamen Unternehmungen erwarb. Er ſtiftete die heiligen Gebräuche, welche jeder Kriegeserklärung vorhergehen ſollten. Er überredete das Volk, das Unglück, welches den Staat und ſeinen Vorgänger betroffen hätte, ſey eine Strafe ihrer geringen Ehrfurcht für die Götter. Er ergriff jede Gelegenheit, ſeine Unterthanen zu den Beſchäftigungen des Landbaues zu ermuntern, und von der Neigung zu unnützen Kriegen abzuleiten.

Dieſe Einrichtungen und Lehren ſchienen den benachbarten Völkern mehr Feigheit als Weisheit anzuzeigen. Die Lateiner die den kriegeriſchen Geiſt der Römer mit dem König Tullus Hoſtilius erſtorben glaubten, unternahmen verſchiedene Einfälle in das römiſche Gebiet, und reizten hierdurch den friedlichen Ankus zum Kriege. Er blieb aber auch hier ſeinem Charakter getreu, und ſandte zuerſt einen Herold ab, der den Krieg ankündigen mußte.

Die-

Dieſer begab ſich in einem beſondern Kleide, einen Wurfſpieß in der Hand, auf die feindliche Gränze, erklärte feyerlich den Krieg, und ſchleuderte ſeinen Spieß ins feindliche Gebiet. Dieſer Krieg war eben ſo glücklich, als er gerecht war; Ankus überwand die Lateiner, zerſtörte ihre Städte, führte die Einwohner nach Rom, und vermehrte ſein Gebiet durch einen Theil des ihrigen. Auf eben dieſe Art unterdrückte er den Aufſtand der Vejer, Fidenater und Volsker, und erhielt einen zweyten Triumph über die Sabiner.

Aber dieſe Siege über ſeine Feinde waren auf keine Weiſe mit den Werken, die er zu Hauſe verrichtete, zu vergleichen. Er bauete Tempel, befeſtigte die Stadt, legte ein Gefängniß für die Miſſethäter an, und einen Hafen an der Mündung der Tiber, der Oſtia hieß, und durch welche er ſeinen Unterthanen den Handel auf dieſem Fluß und den benachbarten Salzgruben ſicherte. Eben ſo ſehr bemühete er ſich, Fremde in ſein Gebiet zu locken. Durch die Freyheiten, die er ihnen ertheilte, und durch die Billigkeit und Gerechtigkeit, welche alle ſeine Unterthanen erwarten konnten, zog er eine Menge verſtändiger Leute aus verſchiedenen Theilen Italiens nach Rom. Hiedurch gewann ſein Volk an Bildung und Reichthum. Unter dieſen Fremdlingen war auch der Grieche Lukumon, welcher nachher den Namen Lucius Tarquinius annahm, und der Nachfolger des Ankus wurde.

Dieſer Mann beſaß ſehr viele Vollkommenheiten und ſehr große Reichthümer. Ankus erwies ihm viele Ehre, und wahrſcheinlicher Weiſe hatte er ſich dadurch vorzüglich ſeine Gunſt erworben, weil er ihm alle ſeine Schätze zum Beſten des Staats angeboten hatte. Er wurde daher auch in den Senat aufgenommen, und zum Vormund der beyden Söhne des Ankus beſtellt, der nach einer Regierung von vier und zwanzig Jahren, in welcher er ſeine Unterthanen bereichert, und Rom verſchönert hatte, ſtarb.

V.

V. Tarquinius Priſkus Lukumon (Jahr n. Erb. d. Stadt 138 — 176.)

Lucius Tarquinius Priſkus, deſſen urſprünglicher Name Lukumon war, nahm von der Stadt Tarquinia, wo er ſich zuletzt aufgehalten hatte, den Namen Tarquinius an. Sein Vater war Demaratus ein korinthiſcher Kaufmann, der durch den Handel großen Reichthum erworben, und wegen Unruhen in ſeinem Vaterlande ſich in Italien niedergelaſſen hatte. Sein Sohn Lukumon, der einzige Erbe ſeines Vermögens, heirathete eine Frau vom Stande aus der Stadt Tarquinia, und dieſe überredete ihn, weil ſeine Geburt, ſein Stand und Vaterland ihn bey den Vornehmen dieſer Stadt verhaßt machten, ſich nach Rom zu begeben, wo Verdienſt allein einen Vorzug gab. Als er ſich dem Thore dieſer Stadt nahte, ſagen die Geſchichtſchreiber, flog ein Adler aus der Höhe herab, entriß ihm den Hut, flog eine Zeitlang mit vielem Geräuſch um den Wagen herum, und ſetzte ihm endlich denſelben wieder auf. Seine Gemahlin Tanaquil, die, wie es ſcheint, ſich auf die Wahrſagerkunſt verſtand, erklärte dieß als eine Vorbedeutung, daß er dereinſt die Krone tragen würde, und vielleicht war es dieſer Umſtand, der ihn zuerſt beſtimmte, nach der Krone zu ſtreben, denn man ſah bald, daß er ſeinen großen Reichthum dazu anwandte, durch alle ſeine Handlungen, und beſonders durch vielen Aufwand, die Liebe des Volks zu erwerben. Sein gütiges Betragen, ſeine häufigen Gaſtmahle und mannigfaltigen Wohlthaten gewannen ihm leicht die Achtung und Bewunderung eines ungebildeten Volks, das in den Künſten verſteckter Herrſchſucht unerfahren, die Abſichten des ſchlauen Griechen nicht durchſchaute.

Als Ankus geſtorben, und die Regierung, wie gewöhnlich, wieder auf den Senat zurückgefallen war, bediente ſich Tarquinius aller ſeiner Macht und Liſt, es dahin zu bringen, daß die minderjährigen Söhne des Ankus übergangen, und er an deren Statt zum König erwählt wür-

würde. An dem zur Wahl angeſetzten Tage ſchaffte er die Jünglinge über dem Vorwand der Jagd aus der Stadt, und hielt eine Rede an das Volk, worinn er vorſtellte, wie viele Freundſchaft er ihm immer bewieſen, wie er ſein ganzes Vermögen für daſſelbe aufgeopfert, wie er durch einen langen Aufenthalt in Rom, eine genaue Kenntniß der Verfaſſung ſich erworben hätte, und bot ſich zu ſeinem Könige an. Das römiſche Volk hingeriſſen durch die Kraft ſeiner Rede, erwählte ihn einſtimmig zu ſeinem König.

Er verwaltete die Regierung mit vieler Billigkeit, ob er ſie gleich durch Liſt erworben hatte. Um gleich anfangs ſeine Freunde zu belohnen, nahm er noch hundert Perſonen in den Senat auf, welcher jetzt überhaupt aus 300 Mitgliedern beſtand. Er vermehrte auch die Anzahl der veſtaliſchen Jungfrauen von vier auf ſieben, und legte den erſten Grund zu einem Amphitheater, wo Kämpfe mit Menſchen und Thieren gehalten wurden, die nachher zu ſo ungeheueren Ausſchweifungen Gelegenheit gaben. Dieſe erſten Spiele beſtanden aber nur in Pferderennen und Handgefechten, wozu man Leute aus Etrurien miethete, die ſich mit Handſchuhen bewaffnet, für Geld ſchlugen. Wie ſehr verſchieden von den Schauſpielen ſpäterer Zeiten, wo man oft zwey tauſend Fechter auf einmahl todt auf dem Kampfplatze liegen ſah!

Dieſe inneren friedlichen Bemühungen aber wurden bald durch die Einfälle der unruhigen Nachbarn, beſonders der Lateiner, unterbrochen. Tarquinius zwang ſie, um Frieden zu bitten, und hielt einen Triumph über ſie. Von ihnen wandte er ſeine Waffen gegen die Sabiner, die ſich noch einmal empört, und auf einer Brücke über die Tiber gekommen waren, in der Abſicht, das römiſche Gebiet zu plündern, und, wo möglich, die Stadt ſelbſt zu verheeren. Allein Tarquinius fand ſich bald in der Nähe ihres Lagers bey dem Zuſammenfluſſe des Anio und der

der Tiber ein, und überwand ſie durch folgende Kriegsliſt. An dem Ufer des Fluſſes befand ſich eine Menge Holz, dieſes ließ er auf Flöſſe werfen, anzünden, und den Fluß hinabtreiben, die feindliche Brücke ward hierdurch in Brand geſetzt, und den Sabinern der Rückzug abgeſchnitten. In dieſem Augenblick brachte er durch einen muthigen Angriff das feindliche Heer in ſolche Unordnung, daß die meiſten, welche dem Schwert entfliehen wollten, in dem Fluß ertränken. Ihre Leichname und Waffen floßen nach Rom hinab, und überbrachten die Nachricht von dem erhaltenen Siege früher, als die Siegesboten dort ankommen konnten.

Tarquinius lies ihnen nun auch nicht Zeit, ſich von ihrer Niederlage zu erholen, ſondern verfolgte ſie bis in ihr eignes Land, und zwang ſie durch einen neuen Sieg, um Frieden zu bitten, welchen ſie nur unter der Bedingung erhielten, daß ſie einen anſehnlichen Theil ihres Gebiets, und die ziemlich große Stadt Collatia, fünf Meilen oſtwärts von Rom, an ihn abtreten ſollten. Auf dieſe Eroberungen folgten nun noch verſchiedene Vortheile über die Vejer, über die er zwar keinen entſcheidenden Sieg erhielt, ihnen aber doch verſchiedene Städte abnahm.

Da Tarquinius ſeine Feinde ſich unterworfen hatte, ſo dachte er darauf, zu verhindern, daß ſein Volk nicht durch Unthätigkeit und Trägheit verdorben würde, und unternahm in der Abſicht verſchiedene öffentliche Werke, die zum Nutzen und der Verſchönerung der Stadt dienen ſollten. Er umgab ſie mit ſtärkern und breitern Mauern; er verſchönerte das Forum oder den öffentlichen Marktplatz mit bedeckten Gängen; er legte unterirdiſche Kanäle an, welche das zuſammengelaufene Waſſer aus der Stadt abführten, deren einige noch zu unſern Zeiten die Bewunderung der Reiſenden an ſich ziehen. (Dies ſind die berühmten Kloaken, oder Abzugſchleußen. Die ſcharfſinnigſten Alterthumsforſcher behaupten, dieſe erſtaunenswürdige Kanäle ſeien frühern Urſprungs. Man vermuthet demzufolge,

daß

daß an dem Platz, wo jetzt Rom ſteht, in unbekannter Vorzeit bereits eine ſtark bevölkerte Stadt geſtanden ſey. Die Kanäle laufen übrigens nicht in der Richtung der Straſſen, ſondern durchſchneiden dieſelbe.) Er legte auch den Grund zum Kapitol, deſſen Vollendung er aber nicht erlebte.

Zu ſeiner Zeit erlangten auch die Augurn großes Anſehn, denn Tarquinius fand es ſeinem Nutzen zuträglich, den Aberglauben des Volks zu befördern, weil er ſich dadurch ſeines Gehorſams mehr verſicherte. Seine Gemahlin Tanaquil wollte ſelbſt vieles von dieſer Kunſt verſtehen, aber Attus Nävius iſt als der größte Augur, der je in Rom gelebt hat, bekannt. Da Tarquinius im Kriege gegen die Sabiner bemerkte, daß es ihm an Reuterey fehle, ſo wollte er die drey Centurien von Reutern, welche Romulus zuerſt errichtet hatte, mit noch drey neuen vermehren: allein der Augur Nävius widerſetzte ſich dieſem Vorhaben, und erklärte, daß die Götter es durch ihn unterſagten, in irgend einer Einrichtung, die von dem Stifter des Reichs herrührte, eine Abänderung zu machen. Der König, (wie die Geſchichtſchreiber erzählen) fand ſich hierdurch ſehr beleidigt, und wollte bey dieſer Gelegenheit die Kenntniß des widerſpenſtigen Augurs auf die Probe ſetzen. Er fragte ihn daher in öffentlicher Verſammlung des Volks, ob er ſich bey Ausführung eines gewiſſen Vorhabens, das er im Sinne hätte, einen glücklichen Erfolg verſprechen könnte. Nävius ſtellte ſeine Augurien an, und verſicherte darauf den König zuverſichtlich, daß es ſehr wohl geſchehen könnte. Nun, ſprach der König ſpottend, ich dachte du würdeſt dieſen Kieſel mit einem Scheermeſſer durchſchneiden. Nimm hier das Meſſer, und ſehe zu, ob deine Vögel die Wahrheit ſagen. Der Augur durchſchnitt den Stein. Von dieſer Zeit an wurde nie in Rom etwas vorgenommen, nie wurden Obrigkeiten gewählt, nie ein Heer in das Feld geführt, eine Schlacht gewagt, oder Friede geſchloſſen, ohne daß der Augur aus dem Fraß der heiligen Hühner, dem

Ru-

Rufen oder dem Fluge der Vögel, und den Eingeweiden der Opferthiere glücklichen Erfolg verkündet hatte. Die Zeichen aus den geſchlachteten Opferthieren nannte man Auſpizien, und die Erklärer derſelben Aruspices.

Tarquin führte auch die äußerlichen Zeichen der königlichen Würde ein. Er ſchmückte ſich nach dem Beyſpiele der lydiſchen Könige mit einer goldenen Krone, trug einen Scepter, an deſſen Spitze ein Adler befeſtigt war, kleidete ſich in Purpur, und bediente ſich eines Thrones aus Elfenbein. Doch dieſer Schmuck ſchützte ihn nicht gegen die Rache der Söhne des Ancus Martius. Sieben und dreiſſig Jahre hatten ſie die Herrſchaft Tarquins ruhig ertragen; jetzt machten ſie einen Anſchlag auf des Königs Leben, der zwar gelang, aber ſie erreichten ihren Zweck, die Herrſchaft über Rom, dennoch nicht.

Sie erkauften zwei Hirten zu der That, dieſe fingen im Pallaſt des Königs einen Streit an, und forderten den König zum Schiedsrichter. Als Tarquin auf den Vortrag des einen aufmerkſam war, gab ihm der andere einen Schlag mit dem Beile, wodurch er auf der Stelle getödet ward. Die Mörder wurden von den Liktoren gefangen, und mit dem Tode beſtraft; die Söhne des Ankus retteten ſich durch die Flucht.

So ſtarb Lucius Tarquinius, den man, um ihn von ſeinem Nachfolger gleiches Namens zu unterſcheiden, den Zunamen Priskus gab, im acht und dreyßigſten Jahre ſeiner Regierung, im hohem Alter. Er hinterlies nur eine Tochter, die dem Servius Tullius vermählt war.

Das Gerücht von der Ermordung des Tarquinius erfüllte alle ſeine Unterthanen mit Trauer und Unwillen. Sie eilten aus allen Theilen der Stadt zu dem Pallaſt, den Tod ihres Königs an ſeinen Mördern zu rächen. Dieſer Verwirrung bediente ſich Tanaquil, des Königs Wittwe, welche ihre eigene Gefahr wohl einſah, wenn die Mörder den Thron ihres Gemahls beſteigen ſollten.

Sie

Sie verhehlte den Tod des Königs, verſicherte das Volk, der Schlag habe ihn blos betäubt, er bedürfe der Ruhe, und habe bis zu ſeiner Herſtellung die königliche Gewalt ſeinem Schwiegerſohn übertragen.

Servius kam hierauf unter dem Vortritt der Liktoren, und mit allen Zeichen der königlichen Würde bekleidet, aus dem Pallaſt heraus, und gab einige Befehle, die zur öffentlichen Sicherheit gereichten; unter dem Vorwande, daß ihm der König hiezu bevollmächtigt habe. Dieſe Verſtellung wurde einige Tage fortgeſetzt; Tanaquil ſtimmte während dieſer Zeit den Senat zu Gunſten des Servius. Jetzt erſt wurde des Tarquinius Tod öffentlich bekannt gemacht. Servius beſtieg den Thron bloß mit Bewilligung des Senats, ohne daß er ſich bemühte, auch des Volks Stimmen zu gewinnen.

VI. **Servius Tullius** (J. n. Erb. d. St. 176. — 220.)

Servius ſtammte aus der lateiniſchen Stadt Cornikulum. Er war der Sohn des Oberhauptes dieſer Stadt, bei Eroberung derſelben fiel ſein Vater, die Mutter ward von der Königin Tanaquil als Geſellſchafterinn aufgenommen, und bald vereinigte innige Freundſchaft die beiden Frauen. Servius ward nach dem Tode ſeines Vaters, in dem Pallaſt Tarquins gebohren. Da er noch in der Wiege lag, ſoll eine glänzende Flamme um ſeinen Kopf geſpielt haben, die von der Tanaquil für eine Vorbedeutung ſeiner künftigen Größe erklärt wurde. Dieſe Begebenheit machte einen ſo ſtarken Eindruck auf die Königin, daß ſie ihm die beſte Erziehung gab, die in den damaligen Zeiten möglich war, ihn zu ihrem Schwiegerſohn erhob, und ihm, bey zunehmendem Alter des Königs, oft die Beſorgung ſowohl der häuslichen als öffentlichen Geſchäfte übertrug. Sein Betragen hiebey erwarb ihm die Zuneigung des Volks, und, was er noch weit mehr ſchätzte, die Achtung des Senats.

Sobald er als König anerkannt war, wurde der Krieg gegen die Vejenter, und andere Völker Etruriens erneuert.

Wäh-

Während dieſem Kriege entwickelte Servius alle Tugenden eines Helden; er ſchlug die Feinde in einer entſcheidenden Schlacht, und befeſtigte ſein Anſehen bei dem Senat, und bei dem Volke. Nachdem der Friede geſchloſſen war, trachtete er durch zweckmäßige Einrichtungen den Staat zu ordnen. Er machte ſich zum angelegentlichſten Geſchäft, die Gewalt des Senats zu vergrößern, und die des Volks einzuſchränken. Ein Unternehmen, das mit ausnehmenden Schwierigkeiten und Gefahren verbunden war. Um dieſe zu überwinden, bediente er ſich einer Liſt, und unter dem Schein, als ob er den Nutzen des Volks beachte, bemühte er ſich das Anſehen deſſelben zu zerſtören. Die öffentlichen Abgaben waren bisher unter die römiſchen Bürger gleich vertheilt geweſen, und jeder hatte einen gleichen Beytrag zu den Bedürfniſſen des Staats geliefert. Servius zeigte, daß dieſes eine ſehr große Ungerechtigkeit ſey, und ſchlug eine billigere Einrichtung vor, nämlich gleiches Verhältniß der Abgaben zu dem Vermögen jedes Bürgers. Das Volk, das den Grund ſeiner Abſichten nicht durchſchauen konnte, nahm dieſen Vorſchlag mit lautem Beyfall an, und gab dem Könige völlige Gewalt, die Abgaben nach ſeinem Gutdünken einzurichten. Dieſer befahl zuerſt eine genaue Zählung aller römiſchen Bürger, ihrer Kinder und Sclaven, und eine eben ſo richtige Schätzung ihres ganzen Vermögens und aller ihrer Beſitzungen. Es fand ſich, daß Rom jetzt 80000 Mann, die fähig waren, die Waffen zu tragen, einſchloß; ein ſehr anſehnlicher Zuwachs ſeit Romulus Zeiten. Dieſe theilte er in ſechs Klaſſen. In der erſten Klaſſe befanden ſich alle Mitglieder des Senats, die Patricier, und alle diejenigen, welche über 100,000 Aß, oder ungefähr 4000 G. nach unſerm Gelde beſaßen, welches zu dieſen Zeiten in Rom ſchon ein anſehnliches Vermögen war. Dieſe Klaſſe theilte er in 80 Centurien, deren eine Hälfte aus alten, ehrwürdigen Männern beſtand, die zur Vertheidigung der Stadt beſtimmt waren. In die zweite Hälfte waren die jungen Bürger eingetheilt; die im Fel-

Felde dienen ſollten. Ihre Waffen waren, ein Wurfſpieß, ein Speer und ein Schwerdt; ihre übrige Rüſtung ein ſchwerer Schild, ein Helm, ein Küraß, und Beinſtiefeln von Erz. In dieſer Klaſſe befanden ſich ferner alle Ritter, die aus achtzehn Centurien beſtanden, nebſt noch zwey andern von Werkmeiſtern, die der Armee nachfolgen ſollten. Die zweyte Klaſſe, welche in zwanzig Centurien getheilt war, beſtand aus denen, welche ein Vermögen von wenigſtens 75000 Aß beſaßen. Dieſe waren eben ſo, wie die erſte Klaſſe, bewaffnet, außer daß ſie, ſtatt der ſchweren, leichte Schilde führten. Die dritte Klaſſe beſtand aus zwanzig Centurien; das in derſelben erforderliche Vermögen war 50000 Aß. Bey der vierten war es 25000; ſie beſtand gleichfalls aus zwanzig Centurien. Die Glieder der fünften Klaſſe mußten wenigſtens 11000 Aß beſitzen, und ſie machten im Kriege allemal die Schleuderer und leichten Truppen aus; dieſe Klaſſe beſtand aus dreyßig Centurien. Die ſechſte und letzte aber bildete nur eine Centurie; in dieſer befanden ſich Alle, von denen man für den Staat keinen andern Nutzen erwartete, als daß ſie Kinder zeugten, die einmal nützlich werden könnten. Sie gaben gar keine Abgaben, und waren von Kriegsdienſten frey. Alle dieſe Klaſſen beſtanden, wie die erſte, aus zweyen Abtheilungen. Die erſte enthielt die Alten, die nur zur Vertheidigung der Stadt beſtimmt waren. Die zweyte diejenigen, die im Felde zu ihrer Vertheidigung fechten ſollten. Die ganze Anzahl der römiſchen Bürger war mit Innbegriff von 12 Reiter Centurien, und ſechs andern, die nach der Anordnung des Romulus die ſtädtiſchen Centurien genannt wurden, in 187 Centurien getheilt, deren jede unter dem Befehle eines Mannes ſtand, der bereits Proben von vorzüglicher Tapferkeit und Erfahrung gegeben hatte. Er wurde Centurio genannt.

Nun war es die nächſte Sorge des Königs, die Abgaben zu beſtimmen. Er traf die Einrichtung, daß nicht jeder einzelne Bürger, ſondern eine jede Centurie einen

glei-

gleichen Beytrag zu den Bedürfniſſen des Staats lieferte. Da nun der ärmere Theil des Volks in den Centurien der beyden letztern Klaſſen ſehr zahlreich war, ſo fiel auf daſſelbe verhältnißmäßig nur ein ſehr geringer Antheil der Abgaben. Man kann leicht einſehen, daß dieſe vortheilhafte Einrichtung von dem Volke mit vielem Beyfall aufgenommen wurde; aber es dachte nicht daran, daß es dieſelbe auf Koſten ſeiner ehemaligen Macht erkaufen müßte, denn es war nicht mehr als billig, daß die Senatoren und Reichen, welche am meiſten zu den öffentlichen Bedürfniſſen ſteuerten, auch den meiſten Einfluß auf die Angelegenheiten des Staats hatten. Servius befahl alſo, daß ſo, wie die Abgaben centurienweiſe entrichtet würden, auch bey allen öffentlichen Verhandlungen die Stimmen nach den Centurien geſammelt werden ſollten. Ehemals hatte jeder einzelne Bürger ſeine Stimme für ſich gegeben, und ſo überwog die Menge des Volks allemal die Macht der Vornehmen. Da aber nun, nach den Einrichtungen des Servius der Senat allein aus mehr Centurien beſtand, als alle übrigen Klaſſen zuſammengenommen, ſo hatte er dadurch alle Gewalt in Händen. Dem Volke blieb nur noch ein Schatten ſeines Anſehens übrig, mit dem es eine lange Zeit zufrieden zu ſeyn ſchien, bis endlich der zunehmende Luxus Mißbrauch der Gewalt, und einen Stolz erzeugte, der dieſes Verhältniß zerſtörte.

Um den Anwachs oder die Abnahme ſeiner Unterthanen von Zeit zu Zeit zu wiſſen, machte dieſer König noch eine andere Einrichtung, welche er Luſtrum nannte. Nach derſelben mußten allemal im fünften Jahre alle römiſche Bürger, nach ihren Klaſſen, in ihrer völligen Rüſtung ſich bei Todesſtrafe auf dem Marsfelde einſtellen, und einen genauen Bericht von ihrer Familie und ihrem Vermögen abſtatten. Er erlaubte ferner, daß Sklaven von ihren Herrn konnten freygelaſſen werden, und ließ ſie alsdann unter die untern Klaſſen der Bürger vertheilen.

So ſehr ſich nun dieſer ſtaatskluge König mit der

innern Einrichtung des Reichs beſchäftigte, ſo ließ er doch auch ſeine auswärtigen Angelegenheiten nicht aus der Acht. Er überwand die Etrusker in verſchiedenen Schlachten, und triumphirte dreymal über ſie. Mit Recht konnte er alſo hoffen, ſeine lange und ruhmvolle Regierung in Ruhe und Frieden zu beſchließen. Ja er dachte ſogar daran, dem Staate eine republikaniſche Form zu geben, und ſeine übrigen Tage im Privatleben hinzubringen. Aber ſein Schickſal verſtattete ihm nicht, dieſen edelmüthigen Entſchluß auszuführen.

Gleich im Anfange ſeiner Regierung hatte Servius ſeine beyden Töchter mit den beyden Söhnen des Tarquinius Priskus vermählt, und da er die verſchiedenen Neigungen ſeiner Töchter und der beiden Prinzen kannte, hoffte er durch Verbindung des ſanften Gemüthes mit dem heftigen die Leidenſchaften zu zügeln, Eintracht in die Ehen zu bringen, und hierdurch ſeinem Hauſe die Nachfolge in der Regierung zu ſichern. Aber Lucius, ſein ſtolzer Schwiegerſohn, wurde der Sanftmuth ſeiner Gemahlinn bald überdrüßig, und wünſchte ſeine Schwägerinn Tullia zu beſitzen, welche dieſen Wunſch mit gleichen Geſinnungen erwiederte. Sie ſuchten nun alle Hinderniſſe ihrer Vereinigung wegzuſchaffen; Lucius ermordete ſeine Gattinn, Tullia ihren Gemahl, und vermählten ſich gleich darauf. Servius war nicht ſtrenge genug, dieſen doppelten Mord zu rächen, und da Verbrecher, wenn ſie ſtraflos bleiben, ſelten durch innern Antrieb tugendhaft werden, ſo war dieſe ſchändliche That der Uebergang zu einer Verſchwörung wider das Leben des Königs. Sie wiegelten das Volk auf, unter dem Vorwand, Servius von einer Sklavin gebohren habe kein Recht zum Throne, Lucius ſey der rechtmäßige Erbe des Tarquinius. Aber der König vereitelte durch Klugheit und Mäßigung die Folgen der Verſchwörung; er wurde mit vieler Ehre ſowohl vom Senat als von dem Volke in ſeiner Würde befeſtigt. Lucius heuchelte Reue, und erhielt von dem edelmüthigen König

leicht eine wahre aufrichtige Verzeihung. Tullia aber fuhr fort, den Ehrgeiz ihres Gemahls, der ohnedem heftig genug war, noch mehr zu reizen, und brachte ihn leicht dahin, daß er neue Mittel ergriff, den Thron an ſich zu reiſſen. Er ſuchte die Alten im Senat durch die Erinnerung ihrer Verpflichtungen gegen ſeine Familie, und die jüngern durch Geſchenke und Verſprechungen großer Vortheile, wenn er die Krone erlangen ſollte, zu gewinnen. Da er ſich eine große Menge Anhänger verſchafft hatte, rief er den Senat zuſammen, und trat in die Verſammlung, geſchmückt mit allen Zeichen der königlichen Würde, beſtieg den Thron, und hielt eine Rede von dem unbekannten und niedrigen Herkommen des Königs, und von ſeiner Anmaſſung. Während dieſer Rede kam Servius, doch nur mit geringer Begleitung, und in der erſten Hitze über den Anblick ſeines treuloſen Schwiegerſohns, der ſo frech ſeinen Thron eingenommen hatte, ſuchte er ihn herunter zu werfen, aber Tarquinius, in der vollen Stärke ſeiner Jugend, ſtieß den ſchwachen Greis zurück, und warf ihn die Treppe herunter, die vom Rathhauſe auf den Markt führte. Blutig durch dieſen Fall verſuchte er jetzt nach ſeinem Pallaſte zurückzukehren; aber Tarquinius hatte einige der Verſchwornen abgeſchickt; von dieſen wurde der König ermordet; den blutigen und verſtümmelten Körper lieſſen ſie auf der Straſſe liegen. Tullia brannte indeſſen vor Verlangen, den Ausgang eines Unternehmens zu wiſſen, das ſie meiſtens veranlaßt hatte. Als ſie den Tod des Königs erfuhr, wollte ſie ihren Gemahl vor allen als König begrüßen. Sie fuhr vor das Rathhaus, und beleidigte daſelbſt durch ihre wilde Freude das Gefühl aller Zuſchauer: aber noch mehr empörend war ihr abſcheuliches Verfahren bey der Rückkehr. Denn als ſie an den Ort kam, wo der blutige Körper ihres Vaters lag, ſo wollte der Wagenführer durch dieſen ſchauderhaften Anblick empört, aus dem Wege lenken, um nicht über den Körper fahren zu müſſen. Aber dieſes Ungeheuer belaſtet mit dem doppelten Verbrechen des Schwe-

ſter und Gattenmordes trieb die Roſſe über den Körper des Vaters. Das Volk nannte den Ort, wo dieſe unnatürliche Tochter ſich mit dem Blute ihres Vaters befleckte, bis in die ſpäteſte Zeiten die Straße des Verbrechens.

So ſtarb Servius Tullius, ein König von ausnehmender Gerechtigkeit und Billigkeit, nach einer vortrefflichen und glücklichen Regierung von vier und vierzig Jahren. Die Weisheit des Numa, und des Ancus Martius, die kriegeriſchen Tugenden des Romulus, und Tullus Hoſtilius waren in ihm vereint, ſo daß ſelbſt ein trefflicher Nachfolger ihm ſchwerlich gleich werden konnte. Das römiſche Gebiet wurde unter ihm wenig vermehrt, aber er gab der Verfaſſung des Staats eine innere Feſtigkeit, die allen flüchtigen Glanz ausgebreiteter Eroberungen weit überwog.

VII. Tarquinius Superbus (Jahr nach Erb. d. St. 220 bis 245.

Lucius Tarquinius, Superbus, der Stolze genannt, forderte, unbekümmert um die Billigung des Senats oder des Volks, die Krone als ein Erbrecht; er verſagte dem ermordeten König das Begräbniß unter dem Vorwand, er ſey mit Unrecht Herrſcher geweſen. Durch dieſe zweckloſe Handlung vermehrte Tarquinius den Abſcheu, den der Königsmord in den Geſinnungen aller rechtlichen Bürger erzeugt hatte. Er glaubte ſeinen Thron durch Schrecken zu befeſtigen, eine beträchtliche Anzahl Senatoren, und andere vorzügliche Männer, die das Andenken an den vorigen König ehrten, wurden das Opfer ſeines Argwohns. Ihre Stellen im Rath wurden nicht erſetzt; er wähnte, wenige würden das Joch ohne Widerſtand tragen. Dagegen vermehrte er ſeine Leibwache, die immer ein ſchwacher Schirm gegen die Unterdrückung iſt. Ohne Unterſuchung ſtrafte er jeden den er für verdächtig hielt, an Leib und Gut; oft nur um das Vermögen zu rauben. Gegen die Ver-

Verfaſſung des Staates ſchloß er eigenmächtig Bündniſſe und Gaſtrecht mit den Lateinern, und glaubte durch Beiſtand der Fremden ſeine Macht in Rom zu befeſtigen. Doch ſelbſt dieſe Bundesgenoſſen betrog und unterjochte er, nachdem er den Turnus Herdonius, einen ihren tapferſten Anführer durch Verrath ermordet hatte. Die Krieger des lateiniſchen Volkes wurden dem römiſchen Heer einverleibt.

Kriege mit einigen Nachbarn beſchäftigten das Volk, es ſollte durch Raub für die Unterdrückung gefühllos werden. Er griff die Volsker an, und eroberte von ihnen die Stadt Sueſſa Pometia. Die Gabier unterjochte er durch folgende Kriegsliſt: Sein Sohn Sextus ſtellte ſich, als ob er wegen grauſamer Behandlung ſeines Vaters, zu den Gabiern übergehe, und ſich ihrem Schutze vertraue. Er fand eine bereitwillige Aufnahme, und wußte durch ſeine liſtigen und wohl ausgeſonnenen Klagen ſich bald ſo ſehr das Mitleiden und die Liebe des Volks zu erwerben, daß er zum Befehlshaber der Stadt, und bald darauf zum Anführer des Heeres erwählt wurde. Er war anfangs in allen Vorfällen gegen die Römer glücklich, um ſo mehr wuchs das Vertrauen der Gabier, ſie reiſten durch Sorgloſigkeit zum Joch. Als Sextus ſicher war, ſeinen Zweck zu erreichen ſandte er einen vertrauten Sklaven an ſeinen Vater, um von ihm Befehle wegen ſeines fernern Verhaltens einzuholen. Tarquinius gab dieſem Boten keine andere Antwort, als daß er ihn in ſeinen Garten führte, und die höchſten Mohnköpfe abhieb. Dies befahl er ihm, ſeinem Sohn zu erzählen, welcher dieſe Antwort ſogleich verſtand, und Mittel zu finden wußte, die Vornehmſten der Stadt einen nach dem andern aus dem Wege zu räumen. Ihr Vermögen gab er dem Volke Preis, und bediente ſich der Habſucht der Gabier zu ihrem Verderben. Bald waren ſie ohne Rath und Oberhaupt, ſo fielen ſie ohne Widerſtand in die Hände des Tarquinius.

Um

Um das in der Stadt zurückgebliebene Volk der niedrigſten Klaſſe die zum Kriegsdienſt nicht gezogen wurde, zweckmäſig zu beſchäftigen, ſetzte er den Bau des Kapitols fort, wozu der Grund unter ſeinem Vater, dem Tarquinius Priskus gelegt war. Folgender ſonderbare Zufall beſchleunigte die Ausführung dieſes Unternehmens: Eine unbekannte Frau, in fremder Kleidung erſchien zu Rom, gieng zum König, und bot ihm neun Bücher zu kaufen an, die ſie für ihre eigene Arbeit ausgab. Da Tarquinius aber ihre Geſchicklichkeit nicht kannte, und gar nicht argwohnte, daß ſie eine von den berühmten Sibyllen ſey, deren Weiſſagungen für untrüglich gehalten wurden, und ihm der Preis zu hoch ſchien, ſo weigerte er ſich, dieſe Bücher zu kaufen. Die Frau gieng hierauf weg, verbrannte drey ihrer Bücher, kam wieder, und bot um denſelben Preis dem Könige die ſechs übrigen an. Da ſie aber wieder abgewieſen wurde, ſo verbraunte ſie noch drey Bücher, kam hierauf zurück, und that für die noch übrigen dieſelbe Forderung. Tarquinius erſtaunte über die ſonderbare Standhaftigkeit dieſer Frau, und fragte jetzt ſeine Augurn um Rath, was er thun ſollte. Dieſe tadelten ihn ſehr, daß er nicht die neun Bücher gekauft hätte, und befahlen ihm nun, die drei übrigen zu kaufen, ſie möchten koſten was ſie wollten. Die wunderbare Frau, ſagen nun die Geſchichtſchreiber, übergab ihm jetzt ihre philoſophiſchen Bücher, rieth ihm ſehr ſorgfältig, auf ihren Inhalt Acht zu haben, und verſchwand darauf, ohne ſich je wieder ſehen zu laſſen. Der König beſtellte hierauf beſondere Perſonen zur Verwahrung dieſer Bücher; anfangs waren ihrer nur zwei, hernach aber wurden ſie bis fünfzehn vermehrt, und erhielten den Namen Quindecimviri. Dieſe ſybilliſchen Bücher bekamen bald eine ſehr groſe Achtung; ſie wurden in einen ſteinernen Kaſten gelegt, und ein Gewölbe in dem neuangefangenen Kapitol wurde für den ſchicklichſten Ort gehalten, ſie ſicher aufzubewahren. Der Bau wurde daher mit vielem Eifer fortgeſetzt, und da ſonderbare Vorbedeutungen und Wunderzeichen in dieſem unwiſ-

wiſſenden Zeitalter ſehr gewöhnlich waren, ſo wurde auch jetzt, bey Grundlegung des Gebäudes in der Erde, der Kopf eines Mannes gefunden, den man Tolus nannte, welcher noch ſo friſch blutete, als wenn er eben erſt wäre abgehauen worden, da er doch ſchon viele Jahre todt war. Dieß gab Gelegenheit, daß man das Gebäude Kapitolium, (Caput Toli) nannte. Es war vorzüglich dem Jupiter gewidmet, doch befanden ſich noch unter demſelben Dache zwey andere Tempel, die der Juno und der Minerva heilig waren. Ein ſo prächtiges Gebäude war ohne Zweifel ein Zeichen der wachſenden Vollkommenheit der Künſte in Rom, ſowohl als des frommen Eifers der Römer.

Aber die Zeit nahete, wo das Volk von einem Tyrannen befreyet werden ſollte, welcher täglich ſeiner Grauſamkeit neue Opfer brachte. Seit vier Jahren währte die Arbeit an dem Kapitol, und an den Tempeln. Der Raub von Sueſſa Pometia reichte kaum, die Grundlage dieſer Gebäude zu beſtreiten. Der fromme Eifer des Volkes ertrug jedoch dieſe Beſchwerden freudig, denn es waren Opfer für den Glanz der Religion. Jetzt erklärte der König den Krieg gegen die Rutuler, unter dem nichtsbedeutenden Vorwande, daß ſie einige Verbrecher, die er verbannt hatte, bey ſich aufgenommen, und fiel ſogleich ihre Hauptſtadt Ardea an, die ungefähr ſechszehn Meilen von Rom lag. Während das Heer vor dieſem Ort im Lager ſtand, waren eines Tages Sextus, der Sohn des Königs, und Kollatinus, ein edler Römer, nebſt noch einigen andern, bei einem Gaſtmahl verſammelt. Hier fiel die Rede unter andern auf die Tugend ihrer Gemahlinnen. Jeder pries ſeine eigne, und Kollatinus erbot ſich, um den Streit zu entſcheiden, auf der Stelle zu unterſuchen, weſſen Gemahlin man gerade um dieſe Zeit als die fleißigſte Hausfrau finden würde. Da die ganze Geſellſchaft vom Wein erhitzt war, ſo fand der Vorſchlag allgemeinen Beyfall. Sie ſetzten ſich zu Pferde, und ritten gerade nach

dem

dem Landhauſe Kollatins, ungeachtet es ſchon ziemlich weit in der Nacht war. Hier fanden ſie die Lukretia, nicht, gleich den andern Frauen jener Zeit, in Müßiggang und Ueppigkeit, ſondern beſchäftigt mit Spinnen mitten zwiſchen ihren Mägden, denen ſie vergnügt ihre Arbeit zutheilte. Ihre Sittſamkeit und die gefällige Art, mit welcher ſie ihren Gemahl und ſeine Freunde empfieng, nahm alle ſo ſehr ein, daß ſie ihr einmüthig den Vorzug gaben. Sextus wurde beſonders von ihren Vorzügen eingenommen, und ſeine Leidenſchaft ſtieg bald über alle Gränzen.

Sogleich war er auf Mittel bedacht, zu ihren Beſitz zu gelangen, ſtattete in dieſer Abſicht einen neuen Beſuch aus dem Lager bey ihr ab, und wurde eben ſo freundſchaftlich aufgenommen, wie vorher. Da ſie ſein Vorhaben nicht argwohnte, ſo ſpeiſte ſie zu Abend mit ihm, und ließ ihm ein Schlafzimmer in ihrem Hauſe bereiten. Die Mitternacht hielt dieſer Böſewicht für die bequemſte Zeit, ſeine niederträchtigen Abſichten auszuführen. Das Schrecken des Todes vermochte nichts über Lukretien, aber die Furcht vor der Schande beſiegte ihren Muth. Sextus drohte, ſie an der Seite einer ſeiner Sklaven zu tödten, und hernach vorzugeben er habe ſie in einer ſchändlichen That ergriffen, und ums Leben gebracht. Auf dieſe Bedrohung ergab ſich die Tugendhafte dem Böſewicht, und dieſer kehrte den Morgen frohlockend über ſeine Schandthat ins Lager zurück. Lukretia, die nunmehr das Leben verabſcheute, und das Verbrechen eines andern ſich ſelbſt nicht verzeihen konnte, rief ihren Gemahl Kollatinus aus dem Lager und ihren Vater Spurius Lucretius aus Rom. Sie kamen ſogleich, und brachten den Valerius, einen Verwandten ihres Vaters, nebſt dem Junius Brutus mit; der letztere, deſſen Vater der König hatte hinrichten laſſen, wurde für einen blödſinnigen Menſchen gehalten, und war dem Boten von ungefähr begegnet. Ihre Ankunft vermehrte nur den quälenden Schmerz der Lukretia; ſie fanden ſie in der tiefſten Verzweiflung, und bemühten ſich vergebens, ihren troſtloſen

Zu-

Zuſtand zu lindern. »Nein, ſagte ſie, nie werde ich dieſes »Leben ertragen können, da ich meine Ehre verloren habe. »Du ſiehſt, mein Kollatin, eine befleckte, geſchändete Elende »vor dir, Sextus hat mir unter der verſtellten Larve der »Freundſchaft in dieſer Nacht gewaltſamer Weiſe meine »Ehre geraubt, deren Verluſt der Tod allein mir erſetzen »kann. Aber wenn ihr Männer ſeyd, ſo vergeſſet nicht, »meine Schmach zu rächen, und laſſet die Nachwelt wiſ-»ſen, daß ein tugendhaftes Weib ihre Entehrung nicht »überleben darf.« Bey dieſen Worten zog ſie einen Dolch, durchſtieß ſich die Bruſt, und verſchied ohne einen Seufzer. Tief erſchüttert, und troſtlos ſtanden der Gatte, und der Vater an dem ſchuldloſen Opfer fremden Verbrechens, aber Brutus zog den rauchenden Dolch aus der Wunde, hob ihn gegen Himmel, und rief aus: »Seyd Zeugen ihr »Götter! daß ich von dieſem Augenblick an, die Rache der »Lukretia übernehme; von dieſem Augenblick an erklä-»re ich mich für den Feind des Tarquinius und ſei-»nes wollüſtigen Hauſes: mein ganzes künftiges Leben, »ſey der Widerſetzung gegen die Tyranney, und der »Glückſeligkeit und Freyheit meines geliebten Vaterlan-»des gewidmet.» Neues Erſtaunen bemächtigte ſich der An-weſenden, als ſie denjenigen, den ſie bisher für blödſinnig gehalten hatten, in ſeinem Charakter, als den Freund der Gerechtigkeit und ſeines Vaterlandes, erſcheinen ſahen. Er ſagte ihnen, Thränen und Klagen gebührten nicht Männern, da die Rache ſie ſo laut zu Thaten aufriefe; hierauf reichte er den Uebrigen den Dolch, ſie ſchworen den Eid der Blutrache, und der Befreiung des Vaterlandes.

Junius Brutus war der Sohn des Markus Junius, eines edlen Römers, welcher eine Tochter des Tarquinius Priskus zur Gemahlinn gehabt hatte, und aus Argwohn von dem Tarquinius Superbus hingerichtet war. Er war ſorgfältig erzogen worden, und von Natur mit einer ſtar-ken großen Seele begabt. Er beſaß einen unbiegſamen Ei-fer für die Tugend. Da er ſah, daß Tarquinius ſeinen

Va-

Vater und ſeinen Bruder heimlich aus dem Wege geräumt hatte, ſo ſtellte er ſich blödſinnig, um derſelben Gefahr zu entgehen, und erhielt deswegen den Zunamen Brutus. Tarquinius, der ſeine Verſtellung für wahr annahm, verachtete ihn, und unterhielt ihn, nachdem er ihn ſeines Vermögens beraubt hatte, als einen Narren in ſeinem Hauſe, bloß in der Abſicht, ſeinen Kindern Kurzweil zu machen. Einſt, als eine große Gefahr dem Staat drohete, wurde Brutus mit den beyden Söhnen des Tarquinius abgeſchickt, um das Orakel zu Delphi zu befragen, welche Mittel man anwenden müſſe, um das Unglück abzuwenden. Die Söhne beluſtigten ſich an ſeiner Geſellſchaft, und lachten, als er dem Apollo ſeinen Stab opferte. Aber dieſer Stab war das Bild ſeines Charakters, er war ausgehöhlt und mit Gold gefüllt. Nachdem ſie die Befehle ihres Vaters ausgerichtet hatten, fragten ſie das Orakel, wer von ihnen Herrſcher zu Rom werden würde, worauf ſie die Antwort erhielten: derjenige, welcher zuerſt ſeine Mutter küſſen würde. Sie beſchloßen daher, beyde zu gleicher Zeit ihre Mutter zu küſſen, und alſo zuſammen zu regieren. Brutus aber, welcher beſſer in den wahren Sinn des Orakels eindrang, ſtellte ſich, ſo bald ſie wieder in Italien ankamen, als wenn er von ungefähr zur Erde fiele, und zu gleicher Zeit küßte und begrüßte er ſie, weil er ſie als die gemeinſchaftliche Mutter aller Dinge betrachtete. Von dieſer Zeit an machte er ſich Hoffnung, der Befreyer ſeines Vaterlandes zu werden, und den Tyrannen Tarquinius mit ſeinem ganzen Stamme von Rom zu verjagen.

Jetzt ergriff Brutus die Gelegenheit, ſein Vorhaben auszuführen. Der Körper der Lucretia ward zuerſt zu Kollatia, nahe bei Rom, den Bewohnern gezeigt. Erbittert über die ſchändliche That griff die Jugend zu den Waffen. So begann die Staatsumwälzung. Brutus begab ſich nun umgeben von den Bewohnern von Kollatia nach Rom, ließ die Thore verſchließen, und das Volk zuſammen-

men-

menrufen. Hier ließ er die Leiche auf dem Marktplatz ausſtellen, und ermunterte durch dies gräßliche Schauſpiel das aufgebrachte Volk zur Empörung gegen einen König, der die Verfaſſung umgeſtürzt hatte, und den durch Vatermord beſtiegenen Thron mit Grauſamkeit, Raub, und allen Laſtern beſaß, deren Quelle ſchrankenloſe Willkühr iſt. Er verglich den Zuſtand des Volkes unter der milden Regierung des Servius mit der Gegenwart, er ſtellte mit erſchütternder Rede das Bild des vorigen Königs dar, wie er vom Throne geſtoßen, mitten unter einem Volke, deſſen Liebe er durch Vatergüte verdient, von ſeinem Schwiegerſohn ermordet war, und wie ſeine unnatürliche Tochter ihre Pferde über den blutenden Leichnam ihres Vaters getrieben hatte; jetzt ſeyen die Römer, Sieger über alle benachbarte Völker, zu Kanalgräbern, und Steinhauern herabgeſunken; hier liege das Opfer der ſchändlichen Begierde des Königsſohnes, laut fordere das ſchuldloſe Blut die Rache des Volkes. — Hingeriſſen durch dieſe Rede ergriff jeder die Waffen, ein Beſchluß des Senats und des Volkes erklärte den Tarquinius und ſein Haus des Thrones verluſtig. Die Königin entfloh in dieſem Aufruhr; Spurius Lucretius erhielt den Auftrag die Stadt zu vertheidigen, Brutus und Kollatin begaben ſich in das Lager von Ardea. Sie erfuhren unterwegs, der König habe Nachricht von den Vorfällen in Rom erhalten, und ſey im Anzug, den Aufruhr zu ſtrafen. Sie wichen aus dem Wege und erreichten das Lager, während der König vor Rom ankam. Er fand die Thore verſchloſſen, und die Mauern mit Bewaffneten beſetzt. Sein Schickſal ahnend, glaubte er im Lager Rettung, allein auch hier war ihm Brutus zuvorgekommen. Er hatte das Heer von den Ereignißen zu Rom unterrichtet, von dem Tode der Lucretia, wie Senat und Volk den Beſchluß gefaßt, den König des Thrones zu entſetzen, und ihn ſammt ſeinen Kindern aus Rom für immer verbannte. Einmüthig beſchloß nun auch das Heer, dem König nicht ferner zu gehorchen und ihn ſammt ſeinem

Hau-

Hauſe aus dem Lande zu treiben. Es wurde auch beſchloſſen, jedem, der durch Fürſprache oder That die Rückkehr der Tarquinier begünſtigen würde, mit dem Tode zu ſtrafen. Der König verſuchte zwar in das Lager einzudringen, allein da er die Stimmung des Heeres wahrnahm, floh er nach Caere, einer Stadt in Etrurien. Sein Sohn Sextus reißte nach Gabii, wo er die Herrſchaft durch Raub und Mord erworben. Hier fand ihn die Rache; die Gabier, eingedenk der verübten Grauſamkeit, ermordeten ihn. Die Belagerung von Ardea wurde ſogleich aufgehoben, und ein Waffenſtillſtand geſchloſſen. Die Römer gaben ſich jetzt, zweihundert fünf und vierzig Jahre nachdem ihre Hauptſtadt erbaut war, eine neue Form der Regierung. Die Königswürde wurde für immer abgeſchafft.

Obgleich um die Zeit, da Tarquinius vertrieben wurde, das Gebiet der Römer ſehr beſchränkt war, ſo beſaß doch ihre Staatsverfaſſung die Kunſt, im Verhältniß mit der wachſenden Größe des Gebietes fortzuſchreiten. Rom konnte dadurch ſeine Unterthanen in den Schranken des Gehorſams erhalten. Wenige Perioden in der Geſchichte können eine Folge von Königen aufweiſen, die mehr Tugend und Mäßigung beſeſſen hätten, als diejenigen, welche zuerſt in Rom regierten; ihre weiſen Anordnungen ſcheinen dem Volke alle die Tapferkeit, die Frömmigkeit und den Patriotismus, welche nachher zur Bezwingung der ganzen Welt ſo wirkſam waren, gegeben zu haben. Ihre Unterthanen mochten freylich wohl die bäuriſchen Sitten und die rohe Härte, welche der allgemeine Charakter der damaligen Zeiten waren, in vollem Maße beſitzen; aber den Monarchen allein muß man es doch zuſchreiben, daß ihre Siege für ihre Feinde ſelbſt wohlthätig waren; die Tugend des Anführers allein war im Stande, diejenigen zu beſchützen, welche die Tapferkeit der Soldaten bezwungen hatte. Die griechiſchen Geſetzgeber ahmten den Aegyptiern nach, aber die Römer befanden ſich mitten unter Nationen, die noch weit barbariſcher waren, als ſie ſelbſt,

ſelbſt, und alle Weisheit ihrer Monarchen war größtentheils ihr eigenes Werk. Indeſſen ſehen wir bisher nur noch den Geiſt der Nation, wie er trachtet, ſich von ſeiner natürlichen Wildheit loszuarbeiten, aber theils durch einheimiſche Gewohnheiten, theils durch auswärtige barbariſche Beyſpiele verhindert wird, und doch, bey beſondern Gelegenheiten, einen vorzüglichen Adel der Seele äußert; immer nach einem Ideal von Tugend trachtet, und ſelbſt in ſeiner Kindheit Ehrfurcht einprägt. Die Geſchichte der römiſchen Könige iſt, wenn wir die aus jener Zeit auf die Nachwelt gekommene öffentliche Denkmäler ausnehmen, die doch überall unſichere Bürgen ſind, gänzlich auf Sagen und Ueberlieferungen gegründet. Die Prieſter ſchrieben wahrſcheinlich die denkwürdigſten Begebenheiten ihrer Zeit nieder, und verwahrten ſie in den Tempeln, aber die beinahe gänzliche Zerſtörung Roms durch die Gallier (Jahr nach Erb. der Stadt 364) entzog den folgenden Generationen die genauere Kunde der Vorzeit. Ueberlieferungen, oft verunſtaltet durch Gebilde der Phantaſie, oder durch Wunderglauben traten an die Stelle der Urkunden, und die ſpäten Geſchichtſchreiber Roms ſchmücken die Thaten ihrer Urväter, mit Farben und Zeichnung, die eine ſtrenge Kritik nur dem Maler, und dem Dichter erlaubt.

Dritter Abſchnitt.

Einführung der republikaniſchen Regierungsform; die erſten Konſuln. Verſuche des Tarquinius ſich Roms wieder zu bemächtigen; Verſchwörung edler Jünglinge gegen die Republik. Hinrichtung derſelben. Krieg der Römer gegen Tarquin und ſeine Bundesgenoſſen. Unruhen in Rom. Sp. Lartius, der erſte Diktator. (J. d. St. 255.)

Da die königliche Gewalt vernichtet war, (J. d. St. 245.) ſo wurde eine, dem Namen nach republikaniſche Re-

gie-

gierungsform an ihrer Statt eingeführt. Der Senat behielt jedoch die größte Macht für ſich, und ſchmückte ſich mit dem Raube der geſtürzten Monarchie. Die Centurien des Volks erwählten aus den Senatoren, ſtatt eines Königs, zwey jährliche Magiſtratsperſonen, welche ſie Konſuln nannten; ihre Macht war der königlichen gleich, ſie genoßen derſelben Vorzüge, und hatten die nämlichen Ehrenzeichen. Obgleich die Freyheit des Volks durch dieſe neue Einrichtung nur wenig gewann, ſo hatte Rom doch ihr nachmals ſeine bewundernswürdige Größe zu verdanken. In dem Leben eines Königs giebt es oft einen Zeitraum von Trägheit und Leidenſchaften, die ihn von der Sorge für das allgemeine Beſte abziehen; aber in einem Staat, welcher durch jährliche Obrigkeiten regiert wird, müſſen dieſe ſich beſtreben, alle ihre Fähigkeiten zu Befriedigung ihres Ehrgeizes in einem kurzen Zeitraum zu entwickeln. Daher kam es, daß dieſe Obrigkeiten immer zu irgend einem neuen Kriege riethen, und täglich neue Feinde aufſuchten. Das Volk, welches hierdurch in beſtändiger Bewegung erhalten ward, erwarb ſich eine vollkommnere Kenntniß aller Künſte des Krieges, und wurde geſchickter, von den verſchiedenen Nationen, mit welchen es in Berührung kam, Verbeſſerungen anzunehmen.

Brutus, der Befreyer ſeines Vaterlandes, und Kollatinus, der Gemahl der Lukretia, waren die erſten Konſuln, welche die Römer erwählten. Sie erneuerten ſogleich die Geſetze wegen der Verſammlung des Volks, die unter der Regierung des letzten Tyrannen nicht beobachtet waren. Um aber zu verhindern, daß die neuerworbene Freyheit nicht in Ungebundenheit ausarte, wurden Dankopfer für die Götter dargebracht, und neue Prieſter zu dieſer Feyer angeordnet.

Dieſe neue Staatsverfaſſung, welche dem Volke ſo angenehm zu ſeyn ſchien, war in ihrem Beginnen von großer Gefahr bedroht, denn in Rom ſelbſt entſtand eine Verſchwö-

ſchwörung, deren Zweck die Wiederherſtellung der Tarquinier war. Einige junge Leute aus den vornehmſten Familien im Staat, die am Hofe des Königs erzogen waren, und an allen Ausſchweifungen und Vergnügungen deſſelben Theil genommen hatten, unternahmen es, die verjagten Tyrannen nach Rom zurückzuführen. Die finſtere Strenge einer republikaniſchen Regierungsform, in welcher die Geſetze, unbiegſam und hart, keinen Unterſchied des Standes und Reichthums machten, war nicht nach ihrem Sinne. Dieſe Verſchwörung wuchs unbemerkt, die Söhne des Brutus, mit ihnen die Aquilier Kollatins Neffen, waren die vornehmſten Theilhaber.

Tarquinius, welcher von dieſer zu ſeinem Vortheil angeſponnenen Verſchwörung Nachricht erhielt, war entſchloſſen, ſie durch alle mögliche Künſte zu befördern, und ſchickte daher Geſandte aus Etrurien nach Rom ab, unter dem Vorwande, ſein Recht auf die Krone zu behaupten, und die Güter, welche er zurück gelaſſen hatte, wieder zu fodern; in der That aber um die Abſichten der Verſchwörer zu befördern und die Verbindung zu verſtärken. Alles gieng anfangs nach Wunſch. In den geheimen Zuſammenkünften in dem Hauſe eines Mitverſchwornen, war die Wiedereinſetzung des Königs ſowohl, als der Tod der Konſuln beſchloſſen, als die Verſchwörung entdeckt wurde. Ein Sclave, welcher ſich von ungefähr in dem Hauſe, der Verſammlung verſteckt hatte, hörte ihre Unterredung an, und offenbarte ihr Vorhaben den Konſuln, welche ſogleich die Verſchwornen, worunter die Söhne des Brutus ſich befanden, in Verhaft nehmen, und vor ſich bringen ließen. Es läßt ſich nicht leicht eine Lage denken, die ſo ſchrecklich und rührend wäre, als ein Vater, der als Richter über das Leben und den Tod ſeiner eignen Kinder das Urtheil ſprechen ſoll; das Geſetz verlangt ſtrenge Beſtrafung, und die Natur, gebietet Schonung des Verbrechers. Die Jünglinge wandten gegen die Anklage nichts ein, ſondern erwarteten, ihrer Schuld ſich bewußt, den

Aus-

Ausſpruch des Richters im angſtvollen Schweigen. Die Richter, Kollatin und Valerius ſchienen geneigt, dem Gebote des Mitleids zu folgen, aber Brutus fragte mit finſtern Blicke, und mit einem Tone, der ſeinen fürchterlichen Entſchluß ankündigte, ſeine Söhne, ob ſie etwas zur Vertheidigung gegen die Verbrechen, deren man ſie beſchuldigte, einwenden könnten. Dieſe Frage that er dreymal; da er keine Antwort erhielt, ſo wandte er ſich gegen die Liktorn, und geboth ihnen die Vollziehung des Todesurtheils.

Nun ſetzte er ſich wieder an ſeinen Platz mit der entſchloſſenen Miene einer großen Seele; und weder Empfindungen des väterlichen Mitleids, noch die um Gnade flehenden Blicke des Volks, noch die Klagen der Jünglinge, vermochten ſeinen feſten Entſchluß zu ändern. Die Liktoren entkleideten, ſtäupten und enthaupteten ſie. Brutus betrachtete dieſes grauſame Schauſpiel mit unverwandtem Blicke und unveränderter Gebehrde, indeß die ganze Menge es mit allen Empfindungen des Mitleids, des Schreckens und der Bewunderung anſtaunte.

Dieſe Standhaftigkeit des Brutus während der Hinrichtung ſeiner beyden Söhne trug viel dazu bey, ſein Anſehn in Rom zu vermehren; aber die Gelindigkeit ſeines Amtsgehülfen, des Kollatinus, ſah man mit andern Augen an. Seine Bemühung, den Aquiliern, ſeinen Neffen, das Leben zu retten, machte ihn ſeinen Mitbürgern verdächtig; er wurde daher des Konſulats entſetzt, aus Rom verbannt, und Valerius, welcher nachmals wegen ſeiner Liebe für das Volk den Zunamen Poplikola bekam, ward an ſeiner ſtatt zum Konſul erwählt.

Da nun Tarquinius alle Hoffnung verlor, durch innere Unruhen ſeinen Zweck zu erreichen, ſo entſchloß er ſich zum Kriege. Unterſtützt von den Vejern zog er mit einem beträchtlichen Heere gegen Rom.

Die Konſuln ſäumten nicht, Zurüſtungen zum Widerſtand zu machen. Valerius und Brutus zogen ihm ent-

entgegen, um ihn an der römiſchen Gränze zu empfangen; jener befehligte das Fußvolk, und dieſer die Reuterey. Als die Heere gegen einander ſtanden, und Aruns, des Tarquinius Sohn, welcher die Reuterey für ſeinen Vater anführte, den Brutus in einiger Entfernung erblickte, entſchloß er ſich, durch einen kühnen Verſuch das Schickſal des Treffens ohne Schlacht zu entſcheiden. Er trieb daher ſein Pferd an, und rannte mit unbändiger Wuth auf ſeinen Gegner los. Brutus, von gleichem Eifer belebt, ritt aus den Reihen, und beyde ſtießen mit ſolcher Wuth auf einander, daß ſie, nur auf den Angriff, und nicht auf die Vertheidigung bedacht, beyde todt auf dem Schlachtfelde niederſtürzten. Hierauf erfolgte ein blutiges Treffen, in welchem beyde Heere gleichen Verluſt erlitten; weil aber die Römer das Schlachtfeld behaupteten, ſo eigneten ſie ſich den Sieg zu, und Valerius kehrte im Triumph nach Rom zurück.

Da Brutus noch vor Verlauf ſeines Jahrs getödtet war, ſetzte Valerius eine Zeitlang ohne Gehülfen ſein Amt fort, wodurch er aber die Eiferſucht des Volks erregte, welches befürchtete, er ſuche ſich der Alleinherrſchaft zu bemächtigen. Ein prächtiges Haus, das er auf einer Anhöhe erbaut hatte, vermehrte dieſen Verdacht, und das Gerücht gieng, er habe die Abſicht, daſſelbe zu befeſtigen, um die Stadt in Furcht zu erhalten. Valerius aber räumte dieſe Beſorgniſſe bald aus dem Wege, indem er das Gebäude niederreiſſen ließ; und um ganz die Redlichkeit ſeiner Abſichten zu zeigen, machte er verſchiedene Geſetze, welche die Macht des Volks weiter ausdehnten. Durch das eine geſtattete er den Bürgern, von den Konſuln an das Volk zu appelliren; durch ein anderes ſetzte er die Todesſtrafe darauf, wenn jemand ein obrigkeitliches Amt ohne die Einwilligung des Volks annähme; ein drittes ertheilte die Erlaubniß, denjenigen unverhörter Sache zu verdammen, welcher nach der höchſten Gewalt ſtrebte, im Fall ihm dieſes Verbrechen bewieſen werden könnte. Er

ordnete auch Quäſtoren oder Schatzmeiſter an, welche den Schatz des Staats verwalten, und für die Aufnahme der Geſandten ſorgen ſollten. Um ſich noch mehr bey dem Volke beliebt zu machen, verordnete er, daß die Beile von den Steckenbündeln, welche die Liktoren trugen, abgeſondert werden ſollten, wodurch er anzeigen wollte, daß die Macht, am Leben zu ſtrafen, ferner nicht mehr in den Händen der Konſuln, ſondern des Volks ſey. Nachdem er auf dieſe Weiſe alle Zweifel aus dem Wege geräumt hatte, ſo erwählte er den Lukretius, den Vater der Lukretia, zu ſeinem Amtsgehülfen. Dieſer ſtarb aber bald darauf, und hatte den Horatius Pulvillus zum Nachfolger; und als die Zeit der jährlichen Wahl bald nachher einfiel, wurde Valerius zum zweytenmal, und mit ihm Spurius Lartius erwählt, welcher das Volk zählte, deſſen Anzahl ſich, außer den Wittwen und Waiſen, auf hundert und dreyßig tauſend Perſonen belief.

Unterdeſſen ſchloß Tarquin neue Bündniſſe, um wieder zum Beſitz der Krone zu gelangen. Porſena, König von Cluſium, einer Stadt in Etrurien, ein thätiger, und kluger Fürſt, ward Tarquins Bundesgenoſſe, er zog mit einem zahlreichen Heer vor Rom, und belagerte die Stadt. Der Schrecken ſeines Namens und ſeiner Waffen ſetzte das Volk in die äußerſte Furcht. Der Senat that in dieſer Noth alles, was die Klugheit gebot, um die Furcht des Volks zu vermindern, und ſeinen Bedürfniſſen abzuhelfen. Er machte die Verordnung, daß das gemeine Volk, ſo lange der Krieg dauerte, keine Abgaben bezahlen ſollte, wobey er zum Grund anführte, daß es genug thäte, indem es Kinder zur Vertheidigung des Vaterlandes erzöge. Aus verſchiedenen Gegenden von Kampanien wurde Getreide nach Rom gebracht, und um einen geringen Preis unter das Volk vertheilt. Dieſe Gefälligkeiten verbanden die verſchiedenen Stände des Staats ſo genau mit einander, daß jeder Bürger entſchloſſen zu ſeyn ſchien, ſein Vaterland bis aufs äußerſte zu vertheidigen, und entweder Rom

zu

zu retten, oder unter ſeinen Trümmern das Leben zu laſſen. Die Belagerung ward indeſſen mit vieler Lebhaftigkeit fortgeſetzt: die Stadt hatte einen ſehr hitzigen Angriff auszuſtehen. Beide Conſuln thaten vergebens Widerſtand, und wurden verwundet vom Felde getragen, unterdeß die Römer in großer Unordnung die Flucht ergriffen, und von dem Feinde bis an die Brücke verfolgt wurden, über welche die Sieger im Begriff waren, in der Verwirrung zugleich mit den Ueberwundenen in die Stadt zu dringen. Alles ſchien jetzt verloren, als Horatius Kokles, der die Wache bei der Brücke hatte, ſich mit zwey Gefährten dem Strom der Feinde widerſetzte, und eine Zeitlang den ganzen Angriff aushielt, bis die Brücke hinter ihm abgebrochen war. Da hiedurch das Vordringen des Feindes gehindert war, ſo ſtürzte er ſich mit ſeinen Waffen in die Tiber, und ſchwamm ſiegreich zu den Römern hinüber, die ihn mit verdientem Freudenruf empfiengen.

Dem ungeachtet blieb Porſena noch immer entſchloſſen, die Stadt zu erobern, und obgleich fünf hundert von ſeinen Leuten bey einem Ausfalle der Römer getödtet wurden, ſo trieb er ſie doch immer mehr in die Enge, indem er die Belagerung in eine Einſchließung verwandelte, um die Stadt durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen. Die Noth der Belagerten wurde bald ſo groß, daß ſie nicht länger im Stande waren, ſie auszuhalten, und alles ſchien eine baldige Uebergabe zu drohen, als eine andere That von übermenſchlicher Tapferkeit, noch größer als jene des Horatius Kokles, der bedrängten Stadt Sicherheit und Freyheit wieder gab.

Mutius, ein junger Mann von unerſchrockenem Muth, entſchloß ſich, ſein Vaterland von einem Feinde zu befreyen, der ihm ſo gefährlich war. In dieſer Abſicht verkleidete er ſich als ein etruriſcher Bauer, und gieng ſo in das Lager der Feinde, entſchloſſen, entweder zu ſterben, oder den König zu tödten. Er begab ſich an den

Ort, wo Porſena damals ſeinen Truppen den Sold auszahlte. Der König hatte einen prächtig gekleideten Beamten bey ſich, dieſen hielt Mutius für den König, und durchſtieß ihm das Herz. Er floh, wurde ergriffen, und vor den König gebracht. Porſena fragte ihn wer er ſey, und was ihn zu einer ſo abſcheulichen That bewogen habe, da entdeckte er ihm, ohne die geringſte Zurückhaltung, ſowohl ſein Vaterland, als ſeine Abſicht; zu gleicher Zeit hielt er ſeine rechte Hand in das Opfer-Feuer, welches auf einem Altar vor ihm brannte, und ſagte: »Du ſieheſt, wie wenig ich die ſtrengſte Strafe, die »deine Grauſamkeit mir anthun kann, achte. Ein Römer »weiß nicht allein, wie er handeln, ſondern auch, wie er »leiden ſoll: ich bin nicht der einzige, den du zu fürchten »haſt; drey hundert römiſche Jünglinge, die mir gleichen, »haben ſich zu deinem Untergange verſchworen; in ihren Na»men, und für jeden einzelnen biethe ich dir die Fehde.« Porſena, den eine ſolche Unerſchrockenheit in Erſtaunen ſetzte, dachte viel zu edel, als daß er nicht das Verdienſt ſelbſt an einem Feinde geehrt hätte; er ließ ihn daher ſicher nach Rom zurückbringen, und that den Belagerten Friedensvorſchläge. Dieſe wurden bereitwillig angenommen, da ſie weder hart noch ſchimpflich waren, außer, daß Porſena zwanzig Geiſeln, nämlich zehn Jünglinge, und eben ſo viel Jungfrauen aus den beſten Familien in Rom, verlangte. Aber ſelbſt bey dieſer Gelegenheit ſchien es, als wenn auch das ſchöne Geſchlecht an der verzweifelten Tapferkeit jener Zeiten Theil nehmen wollte. Klölia, eine von den Geiſeln, entfloh ihrer Wache, ſchwamm, um gleichſam ihren andern Begleiterinnen den Weg zu zeigen, über die Tiber, und zeigte ſich darauf dem Konſul. Dieſer aber befürchtete, daß es ſchlimme Folgen haben könnte, wenn er ſie zurückbehielte, und ſchickte ſie deßwegen zurück; worauf Porſena, um ſich nicht an Edelmuth übertreffen zu laſſen, ihr nicht allein die Freyheit ſchenkte, ſondern ihr auch erlaubte, diejenigen von den Geiſeln des andern Geſchlechts auszu-

ſuchen, die ſie am geſchickteſten hielte, ſie zu begleiten. Sie erwählte hierauf mit aller Sittſamkeit einer römiſchen Jungfrau, bloß ſolche, die unter 14 Jahren waren, und wie ſie ſagte, deßwegen, weil dieſe am wenigſten im Stande wären, die Beſchwerlichkeiten der Sclaverey zu ertragen.

In den fünf folgenden Jahren trug ſich wenig Merkwürdiges zu, wenn wir zwey oder drey Siege ausnehmen, welche die Römer über die Sabiner erfochten, und ſie dadurch zwangen, den Frieden zu erkaufen. Die Konſuln hielten über dieſelben zwey Triumphe und die erſte Ovation, die man in Rom geſehen hatte. Dieſe war darinn von einem Triumph unterſchieden, daß der Heerführer zu Fuße, und nicht, wie bey dem Triumph, auf einem Wagen ſeinen Einzug in die Stadt hielt; daß ihm bloß Ritter und Patricier, und nicht Senatoren in ihren feyerlichen Kleidern entgegen giengen; daß ſein Anzug weniger prächtig war, und ſein Kranz nicht aus Lorberren, ſondern aus Myrthen beſtand. Poſthumius, welcher die Sabiner überwand, war der erſte, welchem dieſe geringere Art von Triumph zuerkannt wurde, weil ſein Sieg durch eine vorhergehende Niederlage verdunkelt war. Einiger andern unbedeutenden Siege, wollen wir nicht erwähnen: ſolche kleine Vortheile, ob ſie gleich beytrugen, die Herrſchaft der Römer weiter auszudehnen, würden weder unterhaltend noch lehrreich ſeyn.

Tarquinius war indeſſen noch immer nicht bezwungen, und unerſchüttert in ſeinem Vorſatze, ſo oft auch ſchon ſeine Hoffnungen vereitelt waren. Durch Hülfe ſeines Schwiegerſohns, des Manilius, ſtiftete er die Lateiner an, ſeine Parthey zu nehmen, und bediente ſich der ſchicklichſten Gelegenheit, da eben die Plebejer und der Senat uneinig waren, die Römer anzugreifen. Nachdem er vier und zwanzig Städte in ſeinem Bündniſſe vereinigt hatte, fand er durch große Beſtechungen Mittel, eine ſehr mächtige Parthey unter den ärmern Bürgern zu gewinnen,

und

und mit der neuen Staatsverfaſſung unzufrieden zu machen. Dieſe hatten auch in der That viele erhebliche Urſachen, welche ihr Mißvergnügen und ihre Unzufriedenheit erregten, und deren Ausbruch beförderten. (J. d. St. 255.)

Die Römer hatten unter ihren Königen nur zweyerley Arten, ihre Nahrung zu erwerben, den Ackerbau und die Plünderung; ſie lebten entweder von der Bearbeitung ihrer eigenen Felder, oder von der Einerndtung des Getreides, welches ihre Feinde ausgeſäet hatten. Allein bald nach der Abſchaffung der königlichen Würde eigneten ſich die Senatoren und die Patricier, welche in der That die Herren des Landes waren, den größten Theil der Ländereyen, welche mit Recht den Eroberern angehörten, zu, und dehnten unvermerkt ihre Beſitzungen auf Koſten des gemeinen Weſens immer weiter aus. Vergebens focht der Soldat, um die Gränzen des römiſchen Gebiets zu erweitern; die Großen kamen, und theilten die Früchte ſeiner Arbeit, ob ſie gleich an der Gefahr keinen Antheil genommen hatten. Der Soldat ſah ſich alſo durch ſeine Armuth genöthigt, Geld auf Zinſen zu borgen, und da dieſe übermäßig groß waren, diente es bloß dazu, ſein Elend zu vermehren. Die römiſchen Geſetze erlaubten auch dem Gläubiger, ſich der Perſon des Schuldners, welcher nicht bezahlen konnte, zu bemächtigen, und ihn ſo lange als einen Sklaven zu gebrauchen, bis die Schuld getilgt war. Ein ſo vielfaches Elend brachte die Armen bald zum Murren, und da ihre Bitten fruchtlos blieben, ſo fiengen ſie an zu drohen. Die Bemühungen des Tarquinius, den Thron wieder zu erobern, ſchienen ihnen eine vortheilhafte Gelegenheit darzubieten, diejenigen Rechte wieder zu erhalten, deren man ſie unvermerkt beraubt hatte. Als die Konſuln daher Leute anwerben wollten, um ſich ihm zu widerſetzen, weigerten ſich, zu ihrem großen Erſtaunen, alle Armen, und alle, die mit Schulden beladen waren, ſich anwerben zu laſſen, indem ſie ſagten, diejenigen, welche die Vortheile

des Friedens genöſſen, könnten ſich auch die Beſchwerden des Krieges gefallen laſſen; aber ſie wären müde, ihr Leben für Nichts preis zu geben; oder, was noch ſchlimmer wäre, für Herren, die ihre Arbeiten für nichts ſchäzten, und auf Koſten ihres Glücks ein üppiges Leben führten. Sie erkennten, ſagten ſie, keine Stadt und kein Vaterland für das ihrige, welches ihnen keinen Schutz gewähre; und wenn ſie Rom verließen, ſo würden ſie blos ihr Elend, ihre Unterdrücker und ihre Schulden verlaſſen. Sie beſtanden darauf, daß ihre Schulden durch ein Dekret des Senats gänzlich getilgt werden ſollten, als die einzige Bedingung, auf welche ſie zu Felde gehen würden. Anfangs bemühte ſich der Senat, das Volk durch freundliches Zureden zu beſänftigen; da er aber hiedurch nichts ausrichtete, fieng er an, eine ſo wichtige Sache in ernſtliche Ueberlegung zu ziehen. Einige meinten, daß man alle Schulden gänzlich erlaſſen müſſe, als das beſte und ſicherſte Mittel bey ſolchen Umſtänden. Andere ſtellten die gefährlichen Folgen einer ſolchen Nachgiebigkeit vor, und riethen daher, man ſollte bloß diejenigen anwerben, die freiwillig zu den Fahnen treten, und den Uebrigen ſollte man mit Verachtung begegnen. Endlich faßten ſie den Entſchluß, die drohende Gefahr durch Aufſchub abzuwenden, und einen Befehl ergehen zu laſſen, daß kein Schuldner, ſo lange der Krieg dauerte, beunruhigt werden ſollte. Allein das Volk, welchem der Senat dieſen Aufſchub als eine Gefälligkeit anbot, verwarf ihn mit Unwillen und Verachtung. Es ſahe wohl, daß dieſes nur eine kurze Erleichterung derjenigen Laſt wäre, welche es bald mit vermehrter Härte drükken würde; es wußte, daß die Annäherung des Feindes dieſe Gefälligkeit von dem Senat erzwungen, und daß ſolche nach geendigtem Krieg zurückgenommen würde. Die Anzahl der Mißvergnügten nahm ſtündlich zu, und viele von dem Volke, die weder arm noch in Schulden verwickelt waren, vereinigten ſich mit den Uebrigen in ihren Beſchwerden, entweder weil ſie von der Billigkeit der

For-

Forderungen überzeugt waren, oder weil ſie, gleich allen Menſchen, einen natürlichen Widerwillen gegen ihre Obern hatten. In dieſer Noth nahm der Senat, welcher den Staat ſeinem Untergange nahe ſah, ſeine Zuflucht zu einem Mittel, welches, ſo glücklich es auch jezt ablief, in der Folge der Republik zum Verderben gereichte. Da nämlich die Konſuln ihre Gewalt nicht zureichend fanden, ſo thaten ſie dem Volke den Vorſchlag, auf eine kurze Zeit eine höchſte Obrigkeit zu erwählen, welche eine unumſchränkte Gewalt, nicht allein über alle Stände des Staats, ſondern auch über die Geſetze ſelbſt haben ſollte. Dieſes ließ ſich das Volk, welches den Senat verabſcheute, gerne gefallen; es opferte ſeine eigene Gewalt willig auf, um der Gewalt ſeiner Obern Abbruch zu thun. Dem zufolge wurde Sp. Lartius zum erſten römiſchen Diktator, denn ſo nannte man dieſe hohe Würde, durch ſeinen Amtsgehülfen im Konſulat ernannt. Das Volk, welches den Namen eines Königs verabſcheute, unterwarf ſich willig einer Obrigkeit, die eine weit größere Gewalt beſaß. So ſehr verführen uns oft die Namen der Dinge, und ſo leicht kann das Volk jede Art von Regierung ertragen, wenn ſie nur mit ſeinen Vortheilen übereinſtimmt. Dieſes war die erſte Unterbrechung des Konſulats, ungefähr zehn Jahre nach ſeiner Einführung.

Vierter Abſchnitt.

Krieg gegen Latium. Innere Unruhen; das Volk verläßt die Stadt. Rückkehr deſſelben. Wahl der Tribunen. Kämpfe des Senats gegen die wachſende Macht des Volkes. Marcius Koriolanus. Seine Verbannung. Das Volk fordert Vertheilung der Aecker. Cincinnatus. Die Dezemvirn. Mißbrauch ihrer Gewalt. Virginia. Die Dezemvirn werden abgeſchafft, und die conſulariſche Gewalt hergeſtellt. Die Kriegs-Tribunen mit Conſulargewalt. Die Cenſoren. Eroberung von Veji durch Camillus. Rom wird von den Galliern geplündert, und verbrannt. J. d. St. 364.

Lartius trat unmittelbar nach der bei Nacht mit geheimer Feierlichkeit vollzogenen Wahl ſein wichtiges Amt

an.

en. Er ſetzte ſich von ſeinen Liktoren umgeben, und mit allen Ehrenzeichen der königlichen Würde bekleidet, mitten unter dem Volke auf einen Thron, und ließ gleich den alten römiſchen Königen, die Werbung halten. Das Volk betrachtete eine Obrigkeit mit Zittern, die es mit einer uneingeſchränkten Macht bekleidet hatte, und jeder ſtellte ſich daher bereitwillig unter ſeine Fahne. Sobald die Lateiner von dieſer Veränderung in der Stadt Nachricht erhielten, verloren ſie alle Hoffnung, welche ſie auf die innern Unruhen gebauet hatten; ſie gaben daher einem Vergleiche Gehör, den ihnen die Römer antrugen, und ſchloſſen Stillſtand auf ein Jahr. Lartius, welcher dem Feinde entgegen gegangen war, kehrte ohne Gefecht nach Rom zurück, und ehe die ſechs Monate verfloſſen waren, die das Geſetz für die Dauer der Diktatorwürde beſtimmt hatte, legte er ſein Amt nieder, mit dem allgemeinen Ruhme, daß er es mit untadelhafter Gelindigkeit verwaltet habe.

Als im folgenden Jahre dieſer Waffenſtillſtand abgelaufen war, wurde abermal ein Diktator erwählt. Poſthumius, dem dieſe Würde übertragen war, erfocht bey dem See Regillus einen vollkommenen Sieg über die ungleich ſtärkere Zahl der Feinde, von denen kaum der vierte Theil ſich durch die Flucht rettete. Es würde indeſſen weder lehrreich noch unterhaltend ſeyn, alle beſondern Umſtände von den Schlachten dieſes kriegeriſchen Volks, in der Kindheit ſeines Staats, anzuführen, da ſie noch nichts mehr als ein unordentliches Handgemenge tapferer und hartnäckiger Leute waren, deren Muth allein weit mehr als ihre gute Anführung, den Sieg entſchied. Man ſagt, der Diktator habe eine der Fahnen oder Kriegszeichen unter die Feinde geworfen, um ſeine Krieger zur Wiedereroberung derſelben anzufeuern; er habe ferner den Pferden die Zügel abnehmen laſſen, damit ſie mit deſto mehr Kraft in die feindlichen Schaaren dringen ſollten. Aber wenn wir auch die Kühnheit des Anführers bewundern, ſo müſ-

ſen

ſen wir zugleich ſeine Anſtalten tadeln, durch die gegen einen gewandten Feind ſchwerlich der Sieg erfochten werden konnte. Glücklicher Weiſe waren aber die Lateiner noch unwiſſender als die Römer; daher blieb der Diktator Sieger, die Lateiner baten um Friede, der zu einem feſten Bündniß ward; Poſthumius erhielt die Ehre des Triumphs, und legte hierauf ſeine Würde ab.

Die Bürger, die nun ſchon zum zweytenmale ſiegreich aus dem Felde zurückkehrten, hatten jetzt gerechten Anſpruch auf die Erlaſſung ihrer Schulden, und auf den Genuß der Sicherheit, welche ſie dem gemeinen Weſen verſchafft hatten. Allein, gegen alle Erwartung wurden die Gerichtshöfe aufs neue eröffnet, und die Verfolgung der Schuldner mit größerer Härte als vormals fortgeſetzt. Dieſes erregte neues Murren, und der Senat, welcher dieſes gewahr wurde, wählte den Appius Klaudius, einen Mann von ſtrengen Sitten, der aufs genaueſte über die Geſetze hielt, und eine unüberwindliche Unerſchrockenheit beſaß, zu einem der Konſuln des folgenden Jahrs: um jedoch die Strenge dieſes Mannes zu mäßigen, gab man ihm den Servilius, einen Mann von menſchenfreundlichen und ſanften Geſinnungen, der eben ſo ſehr von dem Volke geliebt, als Appius gehaßt würde, zum Gehülfen. Als die Klagen des Volks daher in Ueberlegung genommen wurden, ſo waren dieſe beiden Konſuln, wie ſich leicht abnehmen läßt, ganz entgegengeſetzter Meinung. Servilius, welcher das Elend der Armen bedauerte, wollte, daß man alle Schulden, oder wenigſtens die Zinſen derſelben erlaſſen ſollte. Appius hingegen beſtand mit ſeiner natürlichen Strenge darauf, daß die Geſetze ſeines Vaterlandes unverletzlich beobachtet werden müßten, und ſagte, den Schuldnern die Laſt abnehmen, hieße nur ſie den Gläubigern aufbürden, dadurch würden Ueppigkeit und Müſſiggang auf Koſten fleißiger und ſparſamer Leute begünſtigt, und jede Nachſicht des Staats würde die unverſchämten Forderungen des Volks vermehren.

Als das Volk dieſe verſchiedenen Meinungen der Konſuln erfuhr, ſo bewies es dem Servilius auf alle mögliche Weiſe ſeine Dankbarkeit, indeß es den Appius allenthalben mit Drohungen und Verwünſchungen verfolgte. Es fieng jetzt an, des Nachts geheime Berathſchlagungen zu halten, und auf irgend eine neue Umwälzung zu ſinnen, als auf einmal ein unerwartetes Schauſpiel des Elendes alle Leidenſchaften rege machte, und der lange verſteckte Groll in offene Flammen ausbrach.

Ein bejahrter römiſcher Soldat floh nämlich unter das verſammelte Volk. Er war mit Ketten beladen, aber in ſeinen Gebehrden ſah man die Merkmale beſſerer Tage; ſeine Kleidung war zerriſſen, ſein Geſicht bleich und von Hunger abgezehrt; ſein langer und verwildeter Bart, und ſein zerſtörtes unordentliches Haar machten ſeinen Anblick noch fürchterlicher. Jedermann kannte ihn als einen tapfern Mann, der ſich oft im Felde hervorgethan hatte; er zeigte die Wunden, die er im Kriege erhalten, und ſeinen Rücken, der von ganz friſchen Geißelhieben blutete. Das Volk wurde durch dieſes Schauſpiel zum Mitleiden geſtimmt, aber es gerieth in Wuth, als er ſeine Geſchichte erzählte. Er hatte dem letzten Feldzug gegen die Sabiner beygewohnt, und unterdeſſen nicht nur ſein kleines Erbgut vernachläßigen müſſen, ſondern die Feinde hatten ihn geplündert, und ſein Haus in Brand geſteckt. Er war alſo gezwungen, zur Erhaltung ſeines Lebens Schulden zu machen, und hiernächſt ſein Erbgut zu verkaufen, um ſie zu bezahlen. Weil dieſes aber nicht hinreichend war, alles abzutragen, ſo hatte ſein unempfindlicher Gläubiger ihn ins Gefängniß geſchleppt, wo er mit Ketten beladen und aufs grauſamſte gegeißelt wurde. Dieſe Erzählung und ſeine blutenden Wunden, erregten bald einen Aufruhr unter dem Volke: der Ruf der Rache galt nicht blos dem Verbrecher, ſondern allen Unterdrückern des Volkes. Appius war ſo glücklich, ſich durch die Flucht zu retten. Servilius legte die Ehren-Zeichen des Konſulats ab, warf ſich mitten unter die Aufrührer, und ſuchte ſie durch Bitten,

Schmei-

Schmeicheln und Befehle zu beſänftigen; er verſprach, daß der Senat ohne Verzug ihren Beſchwerden abhelfen ſollte, verbürgte dieſes Verſprechen durch das perſönliche Anſehen, das er bei dem Volke genoß, und veranlaßte die Befreiung aller wegen Schulden Gefangenen. Hierdurch ward der Aufruhr gedämpft.

Als der Senat die Maasregeln zur künftigen Erhaltung der Ruhe berieth, erſcholl plötzlich die Kunde, ein Heer der Volsker ziehe gegen Rom. Eine ſolche Gelegenheit hatte das Volk mit der begierigſten Erwartung gewünſcht, und es entſchloß ſich, jetzt den Vornehmen zu zeigen, wie wenig die Macht der Reichen ausrichten könne, ohne Unterſtützung von der Kraft des Volkes. Als daher die Werbung gehalten werden ſollte, ſo weigerten ſich Alle einmüthig, ſich einſchreiben zu laſſen, und diejenigen, welche Schulden halber gefangen gehalten waren, zeigten zugleich ihre Ketten, und fragten mit höhniſchem Lachen, ob dieſes die Waffen wären, mit welchen ſie dem Feinde entgegen gehen ſollten. In dieſem Zuſtande innerlicher Unruhen und der Furcht vor einem auswärtigen Angriffe, ſchwebte Rom am Rande des Verderbens, als Servilius, welcher als Konſul den Heerbefehl hatte, noch einmal ſeine Bitte bei dem Volke erneuerte, das Vaterland in dieſer Noth nicht zu verlaſſen. Um es noch mehr zu gewinnen, ließ er ein neues Edikt ergehen, daß kein Bürger, ſo lange der Krieg dauerte, in Verhaft genommen werden ſollte, und verſicherte zugleich, daß man nach ihrer Rückkunft allen ihren Beſchwerden abhelfen würde. Durch dieſe Verſprechungen ſowohl, als durch die Liebe, die er bei dem Volke hatte, gelang es ihm noch einmal, es zu bereden. Die Bürger traten in großer Menge zu den Fahnen; er führte ſie gegen den Feind, und erfocht einen vollkommenen Sieg. Aber unter allen thaten ſich die Schuldner und vormaligen Mißvergnügten in dem Gefecht am meiſten hervor. Servilius, um ihre Tapferkeit zu belohnen, erlaubte ihnen, das feindliche Lager zu plündern, ohne, wie gewöhnlich, einen Theil für die Schatzkammer

zurückzubehalten; und dieß war wahrſcheinlich die Urſache, warum der Senat ihm bei ſeiner Rückkehr den Triumph verſagte.

Kaum war der Schrecken vor den Feinden vorübergegangen, als die vorigen Grauſamkeiten wieder begannen. Appius, immer trotzig und unbiegſam, fuhr fort, die Gläubiger in der Erneuerung ihrer Rechte zu unterſtützen, und die Schuldner wurden wie vorher, ins Gefängniß geſchleppt und beſchimpft. Vergebens riefen ſie den Servilius um Beyſtand an, welcher, nachgebend und wankend, zu viel von ſeiner Gewalt dem Appius einräumte. Vergebens beriefen ſie ſich auf die Verſprechungen, die der Senat ihnen gethan hatte, denn dieſer, taub gegen ihr Geſchrei, ſah es ruhig an, wie die Schuldner ſogar bis auf den Markt von ihren unbarmherzigen Gläubigern verfolgt, und dieſe nur durch den Pöbel verhindert wurden, ſie ins Gefängniß zu ſchleppen. Aber ein neuer Krieg der jetzt ausbrach, ſtillte dieſe Unruhen nochmals. Die Sabiner, Aequier, und Volsker hatten ſich gegen Rom verbunden. Sie hofften einen leichten Sieg wegen den häuslichen Unruhen der Bürger. Der Senat ſchritt auf den Vorſchlag des Appius zur Wahl eines Diktators. Markus Valerius, ein alter Senator erhielt dieſe Würde. Er beſaß, und verdiente die Liebe des Volkes, denn er war verwandt mit Valerius Poplicola, dem Befreier Roms, und zeichnete ſich aus durch edlen Sinn und inniges Gefühl für Recht. Ueberall achtet das Volk Männer, mit ſolchen Tugenden begabt.

Valerius erwählte den Quintus, den Bruder des allgemein geliebten Konſuls Servilius, zu ſeinem Magiſter Equitum (Befehlshaber der Reuterey). Er verſammelte hierauf die ſämmtlichen Zünfte, und verſicherte ſie, wenn ſie ihm freywillig folgen wollten, daß ihre Beſchwerden nicht nur gehoben, ſondern auch ihr Vermögen durch die Beute des Feindes noch vergrößert werden ſollte. Er befreyte ſie unterdeſſen von allen unmittelbaren Verfolgun-

gen

gen ihrer Gläubiger, und befahl ihnen, mit ihm zu Felde zu gehen. Ein Diktator beſaß eine ſo unumſchränkte Gewalt, und das Volk hatte eine ſo große Ehrfurcht gegen dieſelbe, daß es ſich nicht nur vor ſeiner Ahndung fürchtete, ſondern auch ſeine Verſprechungen für verbindlich zu halten ſchien. Bald war das Heer vollzählig, und zog gegen die Feinde. Dieſe wurden bald beſiegt, und die Ländereyen, die man ihnen abgenommen hatte, unter die Sieger ausgetheilt.

Nach ſeiner Rückkehr berief der Diktator den Senat, und machte den Antrag, das Volk jezt durch Erfüllung der gemachten Zuſage zu beruhigen. Appius widerſezte ſich; er warf dem Diktator eine niederträchtige Gefälligkeit gegen den Pöbel vor, und brachte auch den größten Theil des Senats auf ſeine Seite. Die reichen Senatoren opferten der Habſucht die öffentliche Ruhe. Da Valerius fand, daß er gegen ſo mächtige Gegner nichts würde ausrichten können, ſo legte er ſein Amt nieder, indem er ſagte, für einen alten Mann von ſiebenzig Jahren, ſey es Zeit, an Ruhe, und nicht an Widerſtand zu denken.

Der Unwille des Volks war jezt aufs Aeußerſte gebracht; es ſtellte geheime Berathſchlagungen an, und machte einen Plan, ſich von ſolchen Beherrſchern zu trennen, deren Verſprechungen eben ſo nichtswürdig, als ihre Tyranney ſchrecklich wäre. Die gewaltſamſten Maßregeln ſind für das Volk immer die angenehmſten, und einige giengen in ihrer Verwegenheit ſo weit, daß ſie ſogar ſagten, man müſſe die Schuldigen ums Leben bringen. Der Senat und die Konſuln, welche die Rückkehr der Bürger in die Stadt gefährlich fanden, beſchloßen, das Heer nicht zu entlaſſen, unter dem Vorwande, daß der Feind ſich zu neuen Einfällen rüſte. In dieſer Lage waren die Bürger unentſchloßen; der Eid, welchen ſie bey der Werbung geſchworen hatten, verbot ihnen, die Waffen niederzulegen, oder ihre Fahnen zu verlaſſen, und doch konnten ſie ſich,

wegen der neuerdings erlittenen Beleidigungen, auch nicht entſchließen, im Felde zu bleiben. Sie ſchlugen alſo einen Mittelweg ein; ſie beſchloßen, eine Stadt zu verlaſſen, die ihnen keinen Schutz gab, und einen neuen Pflanzort außer ihren Gränzen anzulegen. Sie brachen aus ihrem Lager auf, veränderten ihre Anführer, und begaben ſich unter der Anführung eines Plebejers, Namens Sicinius Bellutus, auf einen Berg, welcher von der Zeit an Mons Sacer genannt wurde, an dem Ufer des Anio, ungefähr anderthalb Stunden von Rom.

Die Nachricht von dieſem Abfall erfüllte die ganze Stadt mit Beſtürzung; diejenigen, welche die Geſinnungen des Heeres theilten, ſuchten aus der Stadt zu entkommen, die auf Befehl des Senats verſchloſſen war. Die Väter, welche Söhne im Heere hatten, beklagten ſich über den Abfall derſelben; die Weiber klagten über die Entfernung ihrer Männer, und alles fürchtete einen bürgerlichen Krieg. Der Senat befand ſich in keiner geringern Unruhe, als die Uebrigen: einige riethen zu gewaltſamen Maßregeln, andere waren der Meinung, daß man ſanftere Mittel anwenden müſſe, und daß ſelbſt ein Sieg über ſolche Feinde ſchlimmer ſeyn würde, als eine Niederlage. Endlich wurde beſchloſſen, Jemanden abzuſchicken, um das Heer zu bereden, in die Stadt zurück zu kehren, mit dem Verſprechen, daß alles Vergangene vergeſſen ſeyn ſollte. Dieſe Bothſchaft, die in der That zu früh war, als daß ſie einige Wirkung haben konnte, wurde von dem Heere mit der größten Verachtung abgewieſen, ſo daß der Senat nun aufs neue zu überlegen anfieng, ob es beſſer ſey, Gewalt zu brauchen, oder nachzugeben.

Indeſſen war die Wahl neuer Konſuln nicht ohne Schwierigkeit vollzogen worden. In dieſer Lage des Staates ſcheute jeder die Gefahren dieſes Amtes. Menenius Agrippa, einer der weiſeſten und beſten Senatoren, ſtimmte in öffentlicher Verſammlung des Senats, daß man dem Volke

ke nachgeben müſſe, da die römiſchen Beſitzungen ohne daſſelbe weder vergrößert noch erhalten werden könnten. Der vorige Diktator Valerius unterſtützte dieſe Meinung mit einer Wärme, die bey einem Manne von ſo hohem Alter etwas Ungewöhnliches war. Er warf dem Senat ſeine Falſchheit vor, und drang darauf, daß es nothwendig ſey, dem Volk einen Antheil an denjenigen Vortheilen zu gönnen, welche die Reichen ſich allein anmaßen wollten. Appius, der noch immer ſeinen Grundſätzen feſt anhieng, erklärte ſich mit großer Heftigkeit dagegen, dem Volke nur im geringſten nachzugeben. Er ſagte, wenn man dem Volke da es ſich als Feind betrüge, dasjenige zugeſtehen wollte, was man ihm, da es noch ruhig geweſen, abgeſchlagen hatte, ſo würde das ein Beweis der Furcht und nicht Anerkennung des Rechtes ſeyn: die jungen Patricier mit ihren Klienten wären im Stande, die Stadt zu vertheidigen, wenn gleich ihre undankbaren Einwohner es für gut finden ſollten, ſie zu verlaſſen: der Pöbel wiſſe nie in ſeinen Forderungen ſtille zu ſtehen, ſondern jede Bewilligung würde nur neue Forderungen und größere Verdrüßlichkeiten hervorbringen. Der größte Theil der Senatoren, welchen vornehmlich das Volk ſchuldig war, trat begierig der Stimme des Appius bei, ſie verſagten hartnäckig jedes Opfer; auch die jungen Patrizier deren Eitelkeit der Redner durch das Vertrauen auf ihren Muth geſchmeichelt hatten, riefen ihm Beifall zu. Aber die Konſuln, welche, ungeachtet dieſer ſcheinbaren Einwendungen, die Nothwendigkeit, dem Volke nachzugeben, einſahen, entließen die Verſammlung, um den gewaltſamen Schritten vorzubeugen, welche der Senat zu unternehmen geſtimmt war; zugleich warnten ſie die jungen Senatoren; künftig ſich zu mäßigen, weil ſie widrigenfalls ein Geſez geben würden, das allen unter einem gewiſſen Alter die Stimme im Senat unterſagte.

Dieſe Drohung äußerte bei der nächſten Zuſammenkunft ihre Wirkung; denn in derſelben wurde, ungeachtet der ſtandhaften Widerſetzung des Appius, und ungeachtet des fürch-

fürchterlichen Schlages, der dem Vermögen ſo vieler Mitglieder bevorſtand, der Entſchluß gefaßt, mit dem Volke zu unterhandeln, und ihm ſolche Anerbietungen zu thun, die es zur Rückkehr bewegen würden. Es wurden demzufolge zehn Bevollmächtigte abgeſchickt, unter welchen Lartius und Valerius, welche Diktatoren geweſen, und Menenius Agrippa, der bei dem Senat und dem Volke gleich beliebt war, die vornehmſten waren. Die Würde dieſer Abgeſandten und die guten Geſinnungen, die ſie immer gegen das Volk geäußert hatten, verſchaffte ihnen eine ſehr ehrenvolle Aufnahme und man ſchritt ſogleich zu den Unterhandlungen. Lartius und Valerius boten ihre ganze Beredſamkeit auf, das Volk zur Rückkehr zu bewegen; dagegen ſchilderten Licinius und Lucius Junius, die Wortführer des Volkes, das Elend mit der ganzen Kraft derjenigen männlichen Beredſamkeit, welche die Natur ſelbſt in den Herzen der Bedrängten erzeugt. Dieſe Unterredung hatte ſchon eine lange Zeit gedauert, als Menenius Agrippa, ein kluger Mann, von Abkunft ein Plebejer, der wußte, wie man ſicher auf das Volk zu wirken vermag, das Wort ergriff, und die berühmte Fabel vortrug, welche Livius uns ſo ſchön erzählt hat. »Vor Alters, ſagte er, als noch jeder Theil des menſch»lichen Leibes für ſich ſelbſt denken konnte, und jeder ſei»nen eigenen Willen hatte, beſchloſſen ſie alle einmüthig, »ſich gegen den Bauch zu empören. Sie wüßten gar nicht, »ſagten ſie, warum ſie vom Morgen bis zum Abend in ſei»nem Dienſte arbeiten ſollten, indes der Bauch, zu gleicher »Zeit, mitten unter ihnen ganz ruhig läge, und ſich in Träg»heit von ihren Arbeiten mäſtete. Sie entſchloſſen ſich al»ſo, ihm künftig die Dienſte zu verſagen. Die Füſſe ge»lobten, daß ſie ihn nicht länger tragen; die Hän»de, daß ſie ihn nicht länger füttern; und die Zähne, »daß ſie keinen Biſſen Speiſe, wenn er auch in den Mund »geſteckt würde, mehr kauen wollten. Sie führten dieſen »Entſchluß aus, und verſagten dem Magen ihre Dienſte. »Aber bald fanden ſie, daß ſie, anſtatt den Bauch auf die»ſe Weiſe zu kränken, nur ſich ſelbſt zu Grunde richteten;

»ſie würden matt und entkräftet, und ſahen endlich, aber zu »ſpät, ein, daß ſie dem Bauch allein ihre Stärke zu arbei- »ten, und ſelbſt den Muth zur Empörung zu danken hät- »ten.«

Dieſe Fabel, deren Anwendung gleich in die Augen fiel, that die gewünſchte Wirkung auf das Volk. Alle rie- fen einmüthig aus, Agrippa ſollte ſie nach Rom zurückfüh- ren, und ſchikten ſich ſchon an, ihm zu folgen, als Lu- cius Junius ſie zurückhielt. Er ſtellte ihnen vor, wenn ſie gleich die gefälligen Anerbietungen des Senats mit Dank erkennen müßten, ſo hätten ſie doch keine Bürgſchaft ge- gen ſeine künftige Rache; es ſey daher zur Sicherheit des Volks nothwendig, daß jährlich gewiſſe Obrigkeiten aus ſeinem eigenen Mittel erwählt würden, welche die Macht hätten, denjenigen von ihnen, welchen Unrecht geſchähe, Genugthuung zu verſchaffen, und die Sache des Volks vor Gericht zu führen.

Das Volk, welches beinahe immer der Meinung deſ- ſen iſt, der zuletzt geſprochen, gab dieſem Vorſchlage den größten Beyfall; weil aber die Bevollmächtigten keine Ge- walt hatten, ihn zuzugeſtehen, ſo ſchickten ſie nach Rom, um das Gutdünken des Senats darüber zu vernehmen. Dieſer, welcher der Uneinigkeit müde war, bewilligte ein- müthig, daß ſich das Volk neue obrigkeitliche Perſonen wählen durfte, welche den Namen Tribunen des Volks führen ſollten. Appius war der Einzige, welcher ſich mit vieler Heftigkeit gegen dieſe Neuerung erklärte.

Anfangs war die Zahl dieſer Tribunen auf fünf feſtgeſetzt, die jährlich von dem Volke gewählt wurden. Dieſe Zahl ſtieg ſtufenweiſe auf zehn, gewöhnlich alle aus dem Volke, doch wurden in ſpätern Zeiten auch Patrizier gewählt, die um Volksgunſt warben. Sie hatten die Macht, ſolche Verordnungen des Senats, von welchen ſie glaubten, daß ſie das Volk drücken würden, für nichtig zu erklären; und um ihre Bereitwilligkeit, den geringſten der Bürger zu

beſchützen, zu zeigen, waren ihre Wohnungen ſelbſt des Nachts offen, damit jedermann ſeine Beſchwerden vortragen konnte. Sie hatten anfangs ihren Sitz vor den Thüren des Rathhauſes, und wurden bei jeder Verordnung hinein gerufen, die ſie dann entweder mit dem Worte veto, ich verbiete es, für ungültig erklärten, oder durch ihre Unterſchrift beſtättigten. Ihre Perſon wurde für unverletzlich gehalten, und ob ſie ſich gleich weder des Vortrittes der Liktoren, weder des elfenbeinernen Stuhles, der Zeichen der obrigkeitlichen Macht bedienen durften, ſo hatten ſie doch eine weit größere Gewalt, indem ſie alle Verordnungen des Senats vernichten konnten. Ihre Macht war jedoch blos auf den Umfang der Stadt beſchränkt, die ſie niemal, auch nur auf einen Tag verlaſſen durften. Was aber ihre Gewalt noch mehr beſchränkte, war, daß jeder von ihnen die Unternehmungen der Uebrigen verhindern konnte; und dieſes wurde nachher als das ſchicklichſte Mittel befunden, ſich ihnen zu widerſetzen; denn wenn der Senat nur Einen Tribun auf ſeine Seite gebracht hatte, ſo waren die Abſichten der Uebrigen vereitelt. Sicinius Bellutus, Lucius Junius, Kajus Licinius, Albinus und Icilius Ruga waren die erſten Tribunen, welche durch die Stimmen des Volks erwählt wurden. Der Senat machte auch eine Verordnung, wodurch alle Schulden des Volks getilgt wurden: und da die Ruhe und Einigkeit auf beyden Seiten wieder hergeſtellt war, ſo kehrte das Volk, nachdem es den Göttern des Berges geopfert hatte, im Triumph wieder in die Stadt zurück.

Wir haben bisher das Volk wider die übermäßige Gewalt des Senats kämpfen ſehen; jezt beginnt ein Zeitraum, wo die wachſende Macht des Volkes, das ſeine Kraft zu fühlen anfing, alles vor ſich hinriß; der Senat, in ſtetem Widerſtand gegen die Bürger, bot alle Mittel auf, ſein Uebergewicht zu behaupten, aber nur ſelten war es möglich die Ruhe ohne neue Opfer zu erhalten. Nur während dem Kriege ſchwieg das Volk, aber jeder Friede erneuerte

 die

die Forderungen der Krieger, die dem Staat Erweiterung an Gebiet, und den Reichthum der benachbarten Völker verſchafften, ohne den verſprochenen Lohn, Grundſtücke zum Anbau für ihre Familien, und ein ruhiges Leben jemals zu erhalten, und in Roms Verfaſſung war jeder Krieger Bürger.

Das Amt der Tribunen war in der That Repräſentation, (Vertretung) des Volkes, allein dieſe Einrichtung artete bald aus, denn die Tribunen wurden die Führer des Volkes bei jeder Bewegung. Um ihre Macht zu erweitern, ſchlugen ſie vor, zwei Beamte aus dem Volke zu erwählen, denen die Aufſicht über die öffentlichen Gebäude, Waſſerleitungen, Brücken und über die Lebensmittel übertragen werden ſollte. Dieſes ward zugeſtanden; und im Jahre nach Erbauung der Stadt 260 zum erſtenmal zwei Beamte mit dieſen Geſchäften beauftragt. Man nannte ſie Aedilen; ihr Amt, mit dem auch die Beilegung minder wichtiger Streitſachen verbunden war (Friedensgericht) dauerte ein Jahr.

Nachdem das Volk dieſe Vorrechte erhalten hatte, und alle ſeine Beſchwerden gehoben waren, zog es gegen die zu Antium wohnende Volsker, eroberte Korioli, eine ihrer vornehmſten Städte, und brachte dem Feind eine große Niederlage bei. In dieſem Treffen that ſich beſonders C. Marcius, der nachher den Zunamen Koriolanus bekam, hervor.

Das Volk, welches durch das Nachgeben des Senats und durch einen Triumph über die Feinde kühner geworden war, fand bald neue Gelegenheit zu Beſchwerden. Während den Zug nach dem heiligen Berge, hatte man den Ackerbau gänzlich verſäumt, daher entſtand im folgenden Jahre eine Hungersnoth. Der Senat that alles, was nur irgend in ſeinen Kräften ſtand, um der Noth abzuhelfen; allein das Volk, welches von dem Mangel ſehr hart gedrückt wurde, und die Schuld davon lieber jedem andern, als ſich ſelbſt beymeſſen wollte, ſchrieb die ganze Urſache

ſei-

ſeines Elendes der Habſucht der Patrizier zu; es beſchuldigte dieſelben, daß ſie alles Getreide aufgekauft hätten, in der Abſicht, es mit großem Gewinn zu verkaufen, und ſich dadurch wegen der Tilgung der Schulden ſchadlos zu halten. Der Senat hatte, ſogar um die Anzahl der Bürger bey dieſer Hungersnoth zu vermindern, einen Theil derſelben nach Velitra, einer volskiſchen Stadt, die vor kurzem durch eine Peſt ſehr entvölkert war, abgeſchickt. Dieſes wurde ihm zum Vorwurf gemacht; die Tribunen nährten die Unzufriedenheit.

Sie ſagten, dieſes ſey bloß ein Kunſtgriff, ſich ſolche Bürger vom Halſe zu ſchaffen, die den Abſichten der Vornehmen im Wege ſtünden; es wäre eine Verbannung der tapferſten Männer des Staats ohne irgend ein Vergehen; das Volk würde vermindert, um die Macht des Senats zu befeſtigen. Eine Verſammlung des Volkes in der die Konſuln den Tribunen das Recht öffentlich zu ſprechen verſagten, endete mit neuem Triumph für dieſe in der Gunſt des Volkes täglich wachſende Stellvertreter; es wurde ein Geſetz gemacht, nach welchem Niemand die Tribunen in ihren Reden, und in der Ausübung ihrer Pflichten unterbrechen durfte. Hierdurch ward ihre Macht ſehr vermehrt, denn von jetzt an lenkten ſie das Volk nach ihrem Gefallen. Indeſſen litt das Volk an den Folgen des vernachläſſigten Ackerbaues, doch ertrug daſſelbe die Hungersnoth ohne bedeutende Unruhen. Ein Theil der Bürger ſchaffte ſich ſeinen Unterhalt durch Raub aus dem Gebiete benachbarter Völker. Jetzt wurde zwar dem Mangel plötzlich geſteuert, aber mit dem Ueberfluß an Lebensmitteln erwachte der Geiſt der Unzufriedenheit mit neuer Stärke. Eine große Flotte, mit Getreide beladen kam aus Sicilien; einen großen Theil dieſes Getreides hatte der ſicilianiſche König Gelon den Römern geſchenkt, und das übrige hatte der Senat auf Koſten des Staats angekauft. Als man im Senat über die zweckmäßige Vertheilung dieſes Getreides berathſchlagte, kam es zu ſehr heftigen Widerſprüchen.

Ei-

Einige wollten, man ſollte den ärmern Bürgern eine hinlängliche Menge umſonſt überlaſſen; andere, man ſollte durch Verkauf um einen geringen Preis nur die Ausgaben der Schatzkammer wieder erſetzen; Koriolan ergriff dieſe Gelegenheit, um die neu errungene Macht des Volkes zu vernichten. Er beſtand mit heftiger Rede darauf, das Volk hungern zu laſſen, bis die letzten Eingriffe deſſelben in die Rechte des Senats beſeitigt, und die ehemalige Ordnung im Staat wieder hergeſtellt wäre. »Warum rief er, geben »wir zu, daß der Staat in zwey Partheyen zerfällt, deren »Uneinigkeiten bloß dazu dienen, ihn deſto mehr zu zer»rütten? Sollen wir geduldig zuſehen, wie die Tribunen »in Rom Geſetze geben, und mit uneingeſchränkter Ge»walt herrſchen, da wir uns nicht einmal Königen unter»werfen konnten? Wenn die unruhigen und aufrühriſchen »Köpfe nicht in Rom leben wollen, gut, ſo laßt ſie noch »einmal auf ihren Berg hinausgehen; es iſt beſſer, gar »nicht zu regieren, als die Regierung mit den Hefen des »Volks zu theilen.« Dieſer gewaltſame Vorſchlag empörte das Volk augenblicklich. Der Pöbel, in der Hitze ſeines Unwillens, würde die Senatoren ſelbſt angefallen haben, wenn nicht die Tribunen ſeiner Wuth Einhalt gethan, und ſie allein auf Koriolan, dem ſie den Untergang ſchwuren, gelenkt hätte. Koriolan blieb unerſchüttert; er war von Natur kühn, mäßig und unbiegſam; und mit dieſen natürlichen Eigenſchaften verband er die erworbenen Tugenden einer großen Ehrerbietung für die Geſetze, einer großen Tapferkeit im Kriege, und eine gränzenloſe Anhänglichkeit an jene Vorzüge, die nach ſeiner Anſicht den Patriziern als Rechte gebührten. Er verachtete die Aufforderung, vor den Tribunen zu erſcheinen, die Ädilen, die ihn verhaften wollten, wurden von einer Schaar junger Patrizier mit Gewalt zurückgetrieben, und jetzt wurde der Aufruhr allgemein. Die Klugheit der Konſuln, die dem Volke Genugthuung zuſagte, verhütete den Ausbruch des innerlichen Kriegs. Die Tribunen verlang-

langten, daß Koriolan als ein Rebell und Verächter der heiligen Gewalt des römiſchen Volks, von dem tarpejiſchen Felſen geſtürzt werden ſollte; und verurtheilten ihn, ohne die Stimmen des Volks zu ſammeln. Sie wollten ſich noch einmal ſeiner Perſon bemächtigen; aber die Patrizier erretten ihn wieder aus ihren Händen.

Ein Betragen, das auf der einen Seite ſo entſchloſſen und auf der andern ſo anmaßend war, erhielt das Volk gewiſſermaßen in Zweifel; es fürchtete ſich, den Tribunen gegen diejenigen beyzuſtehen, die ſeine Anführer in vorigen Kriegen geweſen waren, und ſah dem Streit mit zitternder Unentſchloſſenheit zu. Dieſe Saumſeligkeit des Volks, den Tribunen beyzuſtehen, mäſigte ihre Leidenſchaft, ſie verlangten jetzt, daß Koriolan ſich vor dem Volke als der oberſten richterlichen Behörde ſtellen, und die Entſcheidung deſſelben erwarten ſollte. Die Patrizier, die zwar von der Unſchuld Koriolans überzeugt waren, aber der Stadt gerne den Frieden wieder geben wollten, willigten darein, und es ward ein Tag beſtimmt, an welchem er ſich vertheidigen ſollte. Koriolan fragte die Tribunen, welches Verbrechens ſie ihn beſchuldigten; worauf ſie antworteten, ſie würden ihn anklagen, daß er ſich zum Oberherrn und Tyrannen aufzuwerfen geſucht habe. Als er dieſes hörte, verſprach er mit Freuden, ſich vor das Gericht zu ſtellen, weil er ſich ſeiner Unſchuld in Betracht dieſer Anklage bewußt war.

Als der beſtimmte Tag erſchien, war jedermann in der größten Erwartung, und der Markt von einer außerordentlichen Menge Menſchen angefüllt, die aus der Nachbarſchaft vom Lande zuſammengelaufen waren. Die Tribunen theilten indeſſen das Volk nach den Zünften ab, indem ſie es durch Schranken abſonderten, und befahlen, daß es Mann für Mann, und nicht centurienweiſe, wie ſeit dem Servius Tullius immer gewöhnlich geweſen war, ſeine Stimmen geben ſollte. Hierdurch wurden, wie wir oben be-

bemerkt haben, die Patrizier alles ihres Einfluſſes beraubt, weil das Volk ihnen an Anzahl ſehr weit überlegen war; dem ungeachtet ließ ſich der Senat, der nicht gerne die Sache Koriolans zu ſeiner eignen machen wollte, dieſe Ausdehnung der Macht des Volks gefallen; um jedoch nichts zu unterlaſſen, was zur Rettung des Beklagten beitragen konnte, ſo betrat einer der Konſuln die Rednerbühne, er breitete ſich weitläufig über die vielen Dienſte aus, die Koriolan dem Staate geleiſtet hatte; er ſagte, daß man auf einige Worte, die ihm in der Hitze der Leidenſchaft entfallen wären, nicht achten müſſe; er legte im Namen des ganzen Senats Fürbitte für ihn ein, und verlangte von den Tribunen, daß ſie einzig und allein bey ihrer erſten Anklage, daß er nämlich nach der höchſten Gewalt geſtrebt habe, ſtehen bleiben möchten. Der Tribun Sicinius erwiederte hierauf, daß er gegen den Verbrecher alles anführen wolle, was dazu beytragen könnte, ſeine Strafbarkeit zu beweiſen; daß der Staat zu viel von ſeinem Einfluß und der Menge ſeiner Klienten zu befürchten hätte, als daß er nicht alle Mittel anwenden ſollte, damit er nach der Gerechtigkeit gerichtet würde; daß er weit mehr verpflichtet ſey, für die Sicherheit des Staats zu ſorgen, als dem Senat eine nichtsbedeutende Gefälligkeit zu erweiſen; und daß der bloße Verſuch, die Macht des Volks zu unterdrücken, welches das größte Recht hätte, ſich ſelbſt zu regieren, ein Verbrechen ſey. Koriolan ſtellte ſich hierauf mit einer Unerſchrockenheit vor das Volk, die ein beſſeres Schickſal verdient hätte. Seine ſchöne Geſtalt, ſeine eindringende Beredſamkeit, das Geſchrey derer, denen er im Kriege das Leben gerettet hatte, machten die Zuhörer geneigt, ihm zu verzeihen; er erzählte alle die Schlachten, in welchen er gefochten, und die verſchiedenen Stellen, die er bekleidet hatte, er zeigte die verſchiedenen Kronen, welche die Heerführer ihm zur Belohnung ſeiner Verdienſte geſchenkt; er entblößte vor aller Augen die unzähligen Wunden, die er in Erwerbung derſelben bekommen, er führ-

führte alle die Mauern und Wälle an, die er zuerſt erſtiegen, alle die Bürger, denen er das Leben gerettet hatte; und rief diejenigen, welche gegenwärtig waren, bey ihrem Namen auf, daß ſie die Wahrheit ſeiner Erzählung bezeugen ſollten. Dieſe flehten mit den rührendſten Bitten und Betheurungen ihre Mitbürger an, ſie möchten doch ein Leben verſchonen, wodurch das ihrige erhalten wäre; und wenn ſie ein Opfer für den öffentlichen Unwillen forderten, ſo wären ſie ſelbſt bereit, für ihn zu ſterben. Eine ſolche Vertheidigung, die von aller der Kühnheit, welche das Bewußtſeyn der Unſchuld einflößt, unterſtützt wurde, bewegte jeden Zuhörer zum Mitleid. Einige riefen, ein ſo braver Mann verdiene einen Triumph, und nicht den Tod; und dieſes Gericht allein ſey ſchon ein Vorwurf für die Nation. Der ſchwindelnde Pöbel war daher im Begriff, ihn loszuſprechen, als Decius, einer der Tribunen, ein Mann von fließender Beredſamkeit, auftrat, ihm zu antworten. »Was auch immer der Senat thun mag, »rief er, um zu verhindern, daß wir jene Reden nicht »ſtrafen ſollen, die Koriolan um die Rechte des Volkes zu »vernichten, vor dem Senat hielt, ſo gibt es noch andere »Thatſachen, gegen die Koriolan ſich rechtfertigen muß. »Wir haben ein altes Geſetz, daß alle Beute, welche dem »Feinde abgenommen worden, dem ganzen Staat angehö»ren, und in die Schatzkammer geliefert werden ſoll, ohne »daß der Heerführer etwas davon ſich zueignen darf. Die»ſes ſo billige Geſetz, das unſere Vorfahren unverletzlich be»obachtet haben, hat dieſer Mann, der hier als Beklagter »vor euch ſteht, übertreten. Vor nicht langer Zeit that er »einen Einfall in das Gebiet der Antier, und ob er gleich »eine ſehr große Beute an Sklaven, Vieh und Lebensmit»teln mitbrachte, ſo iſt doch der Staat nichts gebeſſert, »nichts reicher geworden: er theilte ſie bloß unter ſeine »Freunde und Begleiter aus; Leute, die er wahrſcheinlicher »Weiſe nur deswegen zu bereichern gedachte, um deſto »ſicherer an unſerm Umgange zu arbeiten. Alle Tyrannen

ha-

»haben auf dieſe Art angefangen, daß ſie ſich erſt in An-»ſehen geſetzt haben, indem ſie ſich einen großen Anhang »von Leuten machten, die unbekümmert um öffentliche Ach-»tung nur ſich zu bereichern trachten. Hierauf gründen »wir unſere Anklage; laßt ihn jetzt, wenn er kann, die »Sache läugnen; laßt ihn Beweiſe vorbringen, nicht durch »ein eitles Gepränge mit ſeinen Narben, ſondern ſolche, »die uns von ſeiner Unſchuld überzeugen.« Dieſe Beſchuldi-gung war ganz unerwartet. Koriolan hatte in der That, als das Volk ſich nicht anwerben laſſen wollte, einen Ein-fall in das Gebiet der Feinde, die bis an die Mauern von Rom geſtreift waren, gethan, und es geplündert. Dieſe Beute, die ihm mit ſo großem Recht gehörte, hatte er des-wegen nicht in die Schatzkammer gebracht, weil ſie der Erwerb einer Privatunternehmung war. Da er nicht im Stande war, auf dieſe Beſchuldigung zur Befriedigung des Volks zu antworten, und zugleich dieſer unerwartete Vorwurf ihn ganz verwirrt gemacht hatte, ſo ſammelten die Tribunen die Stimmen, und Koriolan wurde zu lebens-länglicher Verbannung verurtheilt.

Nie hatte das Volk eine innigere Freude bezeugt, ſelbſt wenn es über einen beſiegten Feind triumphirte, als bey dieſer Gelegenheit, da es gewiſſermaßen die Macht des Senats gänzlich geſtürzt hatte; indem es von dieſer Zeit an ſich das Recht anmaßte, jeden Senator, den es anzuklagen Luſt hat-te, vorzufordern. Der Senat hingegen, ſah ſich zu niedri-ger Abhängigkeit von dem Pöbel gebracht, aller perſönli-chen Sicherheit, und des vormaligen Rechts, ſich ſelbſt zu richten, beraubt. Dieſes Urtheil über ihren tapferſten Ver-theidiger erfüllte jeden Senator mit Schmerz, Beſtürzung und Betrübniß. Koriolan allein ſchien, mitten im Tu-mult, ein gleichgültiger Zuſchauer zu ſeyn. Er begab ſich nach Hauſe, von den Klagen der ehrwürdigſten Senatoren und römiſchen Bürger begleitet, um ſeiner Gemahlin, ſeinen Kindern und ſeiner Mutter Veturia das letzte Lebe-wohl zu ſagen. Da dieſe nun, in der erſten Heftigkeit

des

des Schmerzes, an ihm hiengen, als wäre es ihnen unmöglich, ſich von ihm zu trennen, entriß er ſich, mit männlicher Standhaftigkeit, ihren Armen, ermahnte ſie, ihr Schickſal ſtandhaft zu ertragen, und ihn nicht weiter zu beklagen. Er empfahl hierauf ſeine kleinen Kinder ihrer Sorgfalt, ſie ſelbſt der Vorſorge des Himmels, und verließ die Stadt, ohne einen Begleiter in ſeinem Unglück, um ſich zu den Feinden der Römer zu flüchten. Auf dieſe Weiſe bedienten ſich die Plebejer, welche die Tribunen bloß zu ihrer Vertheidigung erhalten hatten, derſelben, um andere ins Verderben zu ſtürzen; und beraubten nach und nach unvermerkt die Patrizier aller ihrer ehemaligen Vorrechte.

Koriolan, genöthigt, ſich in ein anderes Land zu begeben, ſuchte weniger einen Aufenthalt, wo er vor Rom ſicher leben könnte, als eine Gelegenheit, ſich zu rächen. Seine ganze Standhaftigkeit und die guten Lehren, welche ſeine Mutter ihm in der früheſten Jugend gegeben hatte, konnten ſeinen Unwillen über die erlittene Beleidigung oder die Begierde, ſeine Feinde zu beſtrafen, wenn es auch den Untergang ſeines Vaterlandes nach ſich ziehen ſollte, nicht unterdrücken. Mettius Tullus, ein Mann von Anſehen unter den Volskern, und ein heftiger Feind der Römer, ſchien ihm ein geſchicktes Werkzeug zur Beförderung ſeiner Rache. In dem Entſchluſſe, ſich an ihn zu wenden, begab er ſich nach Antium, der Stadt, worin Tullus die höchſte Obrigkeit war. Er kam mit Anbruch der Nacht dort an, begab ſich geradezu nach ſeinem Hauſe, und ſetzte ſich an den Heerd neben die Hausgötter; ein Ort, der unter den Heiden für heilig gehalten wurde. Als Tullus hörte, daß ein Fremder, deſſen Aeußeres eine ungewöhnliche Würde verriethe, in ſeinem Hauſe eine Zuflucht geſucht hätte, ſo kam er zu ihm, und fragte um ſeinen Namen, und was er bey ihm ſuche. »Mein Name,« ſagte der Römer, »iſt »Kajus Marcius: mein Zuname Koriolan; die einzige Be»lohnung, die mir für alle meine Dienſte übrig bleibt,

»Man

»Man hat mich aus Ro[illegible]bannt, weil ich deſſen eifri»ger Freund war; ich komme jetzt, unter einem Volke Zu»flucht zu ſuchen, deſſen Feind ich immer geweſen bin. »Wenn du geneigt biſt, meine Dienſte zu gebrauchen, ſo »ſollſt du mich dankbar finden; willſt du aber die Belei»digungen, die ich deinem Vaterlande zugefügt, rächen, ſo »ſiehe mich bereit.» Tullus, von ſeiner Würde und bekannten Tapferkeit gerührt, reichte ihm die Hand zum Zeichen der Freundſchaft, und machte ſeine Sache zu der ſeinigen. Das erſte, was ſie nun unternahmen, war die Störung des Friedens der Volsker mit Rom. In dieſer Abſicht ſandte Tullus viele ſeine Bürger nach Rom, um einigen Spielen, die um dieſe Zeit gefeyert wurden, zuzuſehen; zugleich aber ließ er dem Senat geheime Nachrichten geben, daß die Fremden gefährliche Abſichten hätten, und die Stadt zu verbrennen ſuchten. Dieß that die gewünſchte Wirkung; der Senat ließ den Befehl ergehen, daß alle Fremde, noch vor Untergang der Sonne die Stadt verlaſſen ſollten. Dieſen Befehl ſtellte Tullus ſeinen Landsleuten als einen Bruch des Bündniſſes vor, und brachte es dahin, daß eine Geſandtſchaft nach Rom geſchickt wurde, um ſich über dieſen Bruch zu beklagen, alle Länder, welche den Volskern gewaltſamer Weiſe weggenommen waren, wieder zu fordern, und im Fall es abgeſchlagen würde, den Krieg anzukündigen. Die Geſandtſchaft ward von dem Senat mit Verachtung aufgenommen; er befahl den Geſandten, ihren Landsleuten wieder zu ſagen, daß Drohungen nicht der rechte Weg wären, etwas bei den Römern auszurichten; daß ſie diejenigen Beſitzungen, die ſie durch Tapferkeit erworben, mit dem Schwerte behaupten würden; und daß wenn die Volsker zuerſt die Waffen ergriffen, die Römer ſie zuletzt niederlegen würden.

Nachdem der Krieg von beyden Seiten erklärt war, wurden Koriolan und Tullus von den Volskern zu ihren Heerführern gewählt. Dieſe fielen in das römiſche Gebiet ein,

Digitized by Google

ein, plünderten und verheerten alle Länderepen, welche den Plebejern angehörten; das Eigenthum der Senatoren ſchonten ſie. Indeſſen gieng es mit der Werbung zu Rom nur langſam; die beiden Konſuln, welche von dem Volke neu erwählt waren, ſchienen wenig Geſchicklichkeit im Kriege zu beſitzen, und fürchteten ſich ſogar, einem Anführer die Spitze zu bieten, von dem ſie wußten, daß er im Felde ihr Meiſter war. Die Bundesgenoſſen zeigten ebenfalls ihre Furcht, und zauderten mit der Ueberſchickung ihrer Hülfstruppen; ſo daß Koriolan ungehindert eine Stadt nach der andern wegnahm. Circeji, eine römiſche Kolonie, unterwarf ſich ihm zuerſt; darauf griff er die Lateiner an, welche Rom vergebens um Beyſtand anflehten. Viele Städte wurden im Sturm erobert, geplündert, und die Einwohner zu Kriegsgefangenen gemacht; diejenigen, welche ſich ergaben, erfuhren eine gelinde Begegnung; diejenigen aber, welche ſich widerſetzten, wurden niedergemacht. Das Glück folgte ihm bey jedem Unternehmen, und er war jetzt ſo berühmt durch ſeine Siege, daß die Volsker ihre Städte ohne Beſatzung ließen, um ihm ins Feld nachzufolgen; indem ſie unter ſeiner Anführung ſich des glücklichſten Erfolges verſichert hielten. Sogar die Krieger, die zu der Abtheilung des Mettius Tullus gehörten, traten zu ihm über, und wollten unter ſeinem Befehle ſtehen. Da er keinen Feind mehr im Felde fand, und ſein Heer ſtark genug war, ſchlug er endlich ſein Lager neben den kluiliſchen Gräbern etwas über zwey Stunden von Rom auf. Die bisher aufrühriſche Stadt gerieth in Furcht und Schrecken. Das Volk, welches von den Mauern den Feind ſeine Felder verheeren ſah, bat jezt um Frieden. Es verlangte, daß der Senat das Edikt, wodurch Koriolan verbannt war, widerrufen möchte, und erkannte die Ungerechtigkeit ſeines vorigen Verfahrens. Der Senat war dagegen entſchloſſen, Koriolan nicht zurückzurufen um nicht durch dieſen Schritt die Ungerechtigkeit ſeines Urtheils zu geſtehen, aber ihm fehlte die Macht, dieſen Entſchluß aus-

zuführen. Koriolan kam täglich näher, und war nun vor den Mauern der Stadt, feſt entſchloſſen, ſie zu belagern. Dieß beugte endlich den ſtolzen Geiſt der Patricier; ſowohl der Senat als das Volk kamen überein, Geſandte an ihn abzuſchicken, die ihm die Zurückberufung in ſein Vaterland antragen ſollten, wenn er ſein Heer entlaſſen würde. Koriolan empfieng ihre Vorſchläge in Gegenwart ſeiner vornehmſten Officiers, und mit dem ſtrengen Weſen eines Heerführers, der Geſetze vorſchreibt. Er ſagte ihnen mit der äußerſten Härte, daß er jetzt Anführer der Volsker ſey, und bloß den Vortheil dieſes Volkes beachte: wenn ſie alſo wünſchten Frieden zu erhalten, müßten ſie alle die Städte, welche urſprünglich dieſem Volke gehörten, zurückgeben, und ihnen, wie den Lateinern das römiſche Bürgerrecht ertheilen. Hierzu gab er ihnen dreyßig Tage Bedenkzeit. Die Zwiſchenzeit wandte er dazu an, den Lateinern verſchiedene andere Städte wegzunehmen. Nach Verlauf dieſer Friſt ſchlug er abermal ſein Lager vor den Mauern von Rom auf.

Es wurde nun eine andere Geſandtſchaft an ihn abgeſchickt, die ihn beſchwor, nichts zu verlangen, das unmöglich zugeſtanden werden könnte. Koriolan aber, von Natur unbiegſam und ſtrenge, beſtand auf ſeinen erſten Foderungen, und gab ihnen noch drey Tage Bedenkzeit. Eine ſo nachdrückliche und entſcheidende Botſchaft erfüllte die ganze Stadt mit Beſtürzung. Jedermann eilte jetzt zu den Waffen; einige beſetzten die Mauern; andere bewachten die Thore, damit ſie nicht insgeheim von den in der Stadt befindlichen Anhängern Koriolans, geöffnet würden; andere befeſtigten ihre Häuſer, gleich als wenn der Feind ſich ſchon der Mauern bemächtigt hätte. In dieſer allgemeinen Verwirrung war weder Befehl noch Gehorſam. Die Konſuln, von Furcht beherrſcht, waren wegen ganz anderer Verdienſte, als der Geſchicklichkeit im Kriege, erwählt worden. Die vor kurzem trotzenden Tribunen verſtummten, und der Schrecken war ſo allgemein, daß es

ſchien

ſchien die Tapferkeit der Römer ſey mit ihrem Heerführer in das Lager der Volsker übergegangen. In dieſer Noth blieb nichts übrig, als eine andere Geſandtſchaft, noch ehrwürdiger und feyerlicher als die beyden vorigen, ſie beſtand aus den Oberprieſtern, den Prieſtern und Augurn. Dieſe kamen in ihren gottesdienſtlichen Kleidern und mit einem ehrwürdigen und traurigen Betragen aus der Stadt, und begaben ſich in das Lager des Siegers; ſie beſchworen ihn bey allem, was heilig war, bey der Ehrfurcht, die er den Göttern und ihren Dienern ſchuldig ſey, die jetzt zu ſeinen Füßen lägen, ſeinem Vaterlande den Frieden wieder zu geben: aber umſonſt; ſie fanden ihn eben ſo ſtrenge und unerbittlich, wie vorher. Er bezeigte ihnen die Achtung, welche die Heiligkeit ihres Standes foderte; aber er ſandte ſie zurück, ohne das Geringſte von ſeinen Foderungen nachzulaſſen.

Als das Volk ſie unverrichteter Sache wieder zurückkommen ſah, ſo fieng es an den Staat für verloren zu halten. Die Tempel waren mit alten Männern, mit Weibern und Kindern angefüllt, die vor den Altären niedergeworfen, die heißeſten Gebete für die Erhaltung des Vaterlandes gen Himmel ſchickten. Man hörte nichts als Jammer und Klagen, man ſah nichts als Scenen des Schreckens und der äußerſten Betrübniß. Endlich kam man auf den Gedanken, daß dasjenige, was durch die Bothſchaft des Senats, und das Flehen der Prieſter nicht bewirkt werden konnte, vielleicht durch die Thränen von Koriolans Gattin oder die Befehle ſeiner Mutter erreicht werden würde. Dieſe Geſandtſchaft fand allgemeinen Beyfall, und der Senat beſtättigte ſie mit ſeinen Anſehen. Veturia, Koriolans Mutter trug anfänglich einiges Bedenken, ein ſolches Werk, wozu die Liebe zum Vaterlande ſie verband, zu übernehmen, weil ſie das unbiegſame Gemüth ihres Sohnes kannte, und befürchtete, daß ſie ſeinen Ungehorſam in einem neuen Lichte, durch Verwerfung der Befehle einer Mutter, zeigen würde. Indeſſen unternahm ſie doch die Geſandtſchaft, und

be-

begab ſich in Begleitung vieler der vornehmſten römiſchen Frauen, mit Volumnia, ſeiner Gemahlin, und ſeinen beyden Kindern, aus der Stadt. Koriolan, welcher dieſen traurigen Zug der Frauen von ferne kommen ſah, war entſchloſſen, ihre Bitte zu verſagen, und rief ſeine Officiere zu Zeugen ſeiner Entſchloſſenheit, als man ihm aber ſagte, daß ſeine Mutter und ſeine Gemahlin dabey wären, ſo ſtieg er ſogleich von ſeinem Tribunal, ſie zu bewillkommen und zu umarmen. Zuerſt konnten die Frauen vor Thränen und Umarmungen nicht zu Worte kommen, und der rauhe Soldat ſelbſt, nahm Antheil an ihrem Schmerz. Sage mir, Koriolan, ſprach Veturia, ob ich meinen Sohn, »oder meinen Feind umarme? bin ich deine Mutter, oder »deine Gefangene? Warum habe ich dieſen Tag erleben »müſſen! Ich ſehe meinen Sohn als einen Verbannten, »und trauriges Verhängniß! als den Feind ſeines Vaterlan»des! Wie war es ihm möglich, ſeine Waffen gegen den »Ort zu kehren, wo er das Leben empfieng? Wie kann er »ſeine Wuth gegen jene Mauern richten, die ſein Weib, »ſeine Kinder und ſeine Götter beherbergen? Aber ich al»lein habe meinem Vaterlande ſeinen Unterdrücker gegeben; »wäre ich nie Mutter geworden, ſo wäre Rom noch frey. Die»ſes unglückliche Bewußtſeyn wird mich während der kur»zen Friſt martern, wo ich das Leben ertragen muß! Ich »bin bereit zu ſterben, aber verſage nicht dein Mitleid dei»nen Mitbürgern, deren Schickſal als Verbannte, oder »als Gefangene gleich ſchrecklich ſeyn wird.« Koriolan ward erſchüttert durch dieſe Rede; ſeine Mutter bemerkte es, und unterſtützte ihre Worte noch mehr durch ihre Thränen: ſeine Gemahlin und ſeine Kinder hiengen an ihm, und baten ihn um Schutz und Erbarmen; unterdeß das ſchöne Gefolge ihrer Begleiterinnen ihre Klagen mit den ihrigen vereinigte, und ſowohl ihr eignes als ihres Vaterlandes Elend beweinte. Koriolan ſchwieg einige Augenblicke im heftigen Kampfe zwiſchen der Ehre und den Trieben der Natur. Endlich, als wenn er aus einem Traume

er-

erwachte, lief er zu ſeiner Mutter, die vor ihm niedergefallen war; hob ſie auf, und rief aus: »O meine Mutter, »du haſt Rom gerettet, aber deinen Sohn verloren!« Er gab hierauf ſeinem Heere Befehl zum Abzug; indem er gegen die Officiere vorgab, daß die Stadt zu ſtark ſey, als daß ſie erobert werden könnte. Tullus, welcher lange ſeinen Ruhm beneidet hatte, ergriff dieſe Gelegenheit, Verdacht gegen Koriolan zu erregen. Dieſer ward in einem Aufſtande getödet.

Groſe und viele öffentliche Freudenbezeugungen folgten dem Abzuge der Volsker. Der Senat erfüllte den Wunſch der Frauen, daß ein Tempel der weiblichen Glücksgöttin an eben dem Orte erbauet würde, wo ſie ihr Vaterland befreyet hatten; der Tempel wurde auf Koſten des Staats erbaut und geweihet. Indeſſen zeigte ſich die für eine kurze Zeit gelähmte Tapferkeit der Römer bald wieder im Felde. Da Koriolan nicht mehr am Leben war, ſo wagten ſie es, den Volskern die Spitze zu bieten, welche in der That, wegen ihrer eignen und ihrer Bundsgenoſſen Streitigkeiten den Sieg der Römer erleichterten. Die Römer erfochten im folgenden Jahre ſowohl über ſie, als über die Hernicier einen herrlichen Sieg. Der Heerführer der Volsker, Tullus, fiel in der Schlacht.

Spurius Kaſſius Viſcellinus hatte dieſen Sieg erfochten. Er war ein Mann, der von Natur die gröſte Eitelkeit beſaß, und ſie durch Prahlerey an den Tag legte; äuſerſt ehrgeizig, und eben ſo geneigt, auf ſeine Verdienſte einen ſehr hohen, als auf die Verdienſte Anderer einen ſehr geringen Werth zu ſetzen. Er war dreimal Konſul geweſen, und hatte zweimal die Ehre des Triumphs erhalten. Dieſe Vorzüge die ihm grosses Anſehen im Volke verſchafften, erregten ſeinen Ehrgeiz ſo, daß er die Obergewalt im Staate an ſich zu bringen trachtete. Er begünſtigte die beſiegten Nachbarn in den Bedingniſſen des Friedens. Er gab ihnen den dritten Theil von dem, was er erobert

 hat-

hatte, zurück; er bewilligte ihnen den Namen römiſcher Bürger, und begegnete den Ueberwundenen mit der Auszeichnung, die ſiegenden Armeen erwieſen wird. Darauf bedacht ſich überall Freunde zu erwerben, gab er den Lateinern die eine Hälfte von den noch übrigen eroberten Ländern, und behielt die andere für die ärmern Bürger in Rom zurück. Ueberdieß ſuchte er ſeine Gunſt bey dem Volke dadurch zu vermehren, daß er gewiſſe Ländereyen, die ſchon lange im Beſitz der Reichen geweſen waren, und von welchen er behauptete, daß ſie dem ganzen Staat angehörten, unter die Armen austheilte. Als er nach hergebrachter Gewohnheit am Tage nach ſeinem Triumph, von ſeiner Amtsführung Rechenſchaft gab, breitete er ſich über ſeine außerordentliche Sorgfalt und weiſe Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten aus; über ſeine große Vermehrung der römiſchen Unterthanen und Bürger, und über ſeine beſondere Geſchicklichkeit den Staat zu verwalten; er bemerkte ferner, daß die Eroberungen der Römer, ſo ausgebreitet ſie auch ſeyn möchten, doch wenig zu bedeuten hätten, wenn die Reichen allein die Vortheile derſelben genößen; wenn, indeß der Senat und die Patricier im Ueberfluß lebten, die alten Soldaten in Dürftigkeit und Verborgenheit ſchmachteten; er ſey daher der Meynung, alle den Feinden abgenommenen Grundſtücke, die jetzt in den Händen der Reichen wären, genau zu ſchätzen, und dann unter die geringern Bürger gleich zu vertheilen. Dieſes war der erſte Urſprung des berühmten Ackergeſetzes, welches nachher ſo große Unruhen unter dem Volke veranlaßte. Lebhaft äußerte ſich der Unwille des Senats bey dieſem Vorſchlag, da er vorher ſeiner öffentlichen Rechte beynahe gänzlich beraubt war, und ſich jetzt auch in ſeinen Privatbeſitzungen angegriffen ſah: alle die Güter, die ihre Vorfahren oder ſie ſelbſt durch Tapferkeit oder Fleiß erworben hatten, ſollten ihnen jetzt entriſſen, und unter die trägen, liederlichen und nichtswürdigen Bürger ausgetheilt werden.

Es wurden Berathſchlagungen angeſtellt, um die Maßregeln abzureden, wodurch man die Wirkungen dieſes Geſetzes und die ehrgeizigen Abſichten des Kaſſius vereiteln könnte. Das Volk war nicht minder in Bewegung, die Tribunen, und jene, die mehr als die geringſten Bürger beſaßen, wollten ſich nicht gerne den niedrigſten, welchen ſie vorſtanden, gleich ſtellen laſſen; die Klienten der Reichen ſahen das Intereſſe ihrer Patronen als ihr eignes an: allein demungeachtet beſtand der größte Theil des Volks hartnäckig und mit allem Eifer auf der Beſtättigung des Ackergeſetzes, und drohte dem Staate den Untergang, im Fall man ſich weigerte, es zuzugeſtehen. Hernicier und Volsker wurden damals aufgefordert, die tobende Menge zu vermehren, oder den Urheber, im Fall ſein Vorhaben fehlſchlagen ſollte, zu unterſtützen. Der Senat ſah die Nothwendigkeit ein nachzugeben, und gab daher dem Volke das Verſprechen, daß die Ländereyen, ſeinem Verlangen gemäß, vertheilt werden; daß aber die Bundsgenoſſen, die an dem Erwerb derſelben keinen Theil hatten, von der Vertheilung ausgeſchloſſen ſeyn ſollten. Dieſes Verſprechen beſänftigte das Volk, und gab dem Senat Gelegenheit die gehörigen Maßregeln zu nehmen, um den erſten Urheber zu beſtrafen. Dieſem zufolge beſtimmten die Quäſtoren auf Befehl des Senats einige Zeit nachher dem Kaſſius einen Tag, an welchem er ſich gegen die Anklage, daß er ſich zum Beherrſcher Roms aufwerfen wolle, vor der Verſammlung des Volks verantworten ſollte. Dieſe unerwartete Aufforderung ſetzte den Demagogen in große Unruhe, vornehmlich da er die Tribunen ſowohl als die Patricier wider ſich hatte. Er erſchien vor der Verſammlung in einer Kleidung, die ſeinen damaligen Umſtänden gemäß war, und bemühte ſich, das Volk zu ſeinem Beſten zu ſtimmen. Er brachte vor, die Patricier verfolgten ihn ſo wegen ſeines großen Eifers für die Sache des Volks; er ſey noch deſſen einziger Freund, und ſein Intereſſe mit dem ihrigen auf das genaueſte verbunden. Al-

lein er ſah ſich von allen verlaſſen. Der Senat hatte die gerechteſte Urſache, ihn zu verfolgen; die Tribunen beneideten ſeine große Gunſt bey dem Volke, und wollten ſich ſeiner Sache nicht annehmen; und das Volk, mit den Patriciern, wegen ihrer Nachgiebigkeit gegen ſeine Forderungen ſehr zufrieden, überließ ihn ihrer Wuth. Er wurde des Hochverraths ſchuldig befunden und von dem tarpejiſchen Felſen herabgeſtürzt, von eben dem Volke, deſſen Vortheil zu befördern er ſo eifrig bemüht geweſen war. Zu ſpät ward es ſeinen Irrthum gewahr, und bedauerte ſeinen Verfechter mit einem Grade von Betrübniß, der nur deſto ſtärker von ſeiner Undankbarkeit zeugte.

Um dieſe Zeit war das Haus der Fabier in Rom groß, und hochverehrt. Mehrere Jahre hindurch war die höchſte Würde des Staates durch Glieder dieſer erlauchten Familie beſetzt, und die Republik ſchien ſie als ihre vorzüglichſte Stütze anzuſehen. In einer blutigen Schlacht mit den Vejiern, die mit den Etruriern verbunden Rom angriffen, fiel Quintus Fabius, der vor drei Jahren Conſul war; der Fall dieſes Helden erſchütterte die Schlachtordnung der Römer, als Caeſo Fabius ſich vor dem Körper des gefallenen Bruders warf, und nicht nur den feindlichen Flügel nach hartnäckigem Kampf in die Flucht trieb, ſondern auch den andern Flügel, der nach dem Fall des zweiten Konſuls Manlius geflohen war, zu Hülfe eilte, und dem Feinde den ſichern Sieg entriß. Dafür erkannte ihn der Senat die Ehre des Triumphes zu. Aber der Konſul ſchlug dieſe Ehre aus. Er war in dieſer Entſagung größer als alle Helden Roms. In der Trauerrede, die er ſeinem Bruder, und dem gefallenen Konſul Manlius hielt, ſchrieb er dieſen beiden den Ruhm des Tages zu. Es war nicht zweifelhaft, wem die höchſte Ehre gebühre.

Im folgenden Jahre erneuerte ſich der Krieg gegen die Aequier. Das Volk, das beſtändig auf Vertheilung des eroberten Gebietes drang, verweigerte anfangs den Kriegsdienſt, bis die Konſuln auf ein neues Mittel fielen, indem

ſie

ſie alle Landhäuſer derer, die ſich weigerten, niederreißen ließen. Dieſes that die gewünſchte Wirkung; das Volk bot ſich an, um ſeine Güter vom Verderben zu retten; worauf es mit dem gewöhnlichen guten Glücke der Römer gegen den Feind angeführt wurde. Obſchon der Streit in der Stadt fortwährte, breiteten die römiſchen Waffen ſich immer weiter in Italien aus; der Geiſt der Freyheit der beyde Partheyen belebte, trug dazu bey, ihren Muth deſto mehr zu entflammen.

Während dieſen Unruhen erlitten die Römer unter dem Konſul Virginius einen großen Verluſt durch die Etrurier; und obgleich Fabius gerade zu rechter Zeit ihm zu Hülfe kam, ſtreiften doch die Feinde, bey ſeinem Rückzuge bis an die Thore von Rom. Dieß diente dazu, die Unzufriedenheit und die Feindſeligkeiten der Bürger zu vermehren, indem die Senatoren noch immer ihr Verſprechen nicht erfüllten, und das Volk ſich nicht wollte werben laſſen. Nun erbot ſich die Familie der Fabier, drei hundert und ſechs an der Zahl, den Krieg allein zu führen, und die Gränzen des römiſchen Gebiets zu vertheidigen. Sie erbauten eine Landwehre, thaten häufige Einfälle in das Gebiet der Vejier, und Etrurier, und bereicherten ſich durch Beute. Dieſer Krieg eines einzigen edlen Stammes gegen ein ganzes Volk währte über ein Jahr; die Fabier waren in allen Gefechten Sieger, bis ſie endlich durch ihr Glück zu kühn wurden und in einen Hinterhalt fielen; ſie blieben ſämmtlich tod auf dem Schlachtfelde bei Cremera. Nur einer, der die männlichen Jahre noch nicht erreicht hatte, war zu Rom geblieben. Dieſer war der Stammvater einer erlauchten Nachkommenſchaft die in folgenden Zeiten dem Staate große Dienſte leiſtete. Dieſe Niederlage ward im folgenden Jahre an den Vejiern durch die Konſuln Valerius und Servilius gerächt.

Nicht allein das Gebiet der Römer wurde während dieſen Kriegen und bürgerlichen Unruhen vergrößert, auch die Bürger wurden zahlreicher. In der dieſjährigen Zählung

lung fanden ſich hundert und eilf tauſend waffenfähige Männer nebſt dreymal ſo viel Weibern, Kindern und Sklaven. Dieſe Vermehrung des Volks, ohne Handel, diente bloß dazu, die Unruhen der Stadt zu vergrößern. Kein Jahr vergieng ohne neue Auftritte zwiſchen den uneinigen Ständen des Staats. Das Volk, welches jezt die obrigkeitlichen Perſonen erwählte, hätte nicht Geſchicklichkeit oder Rechtſchaffenheit genug, immer fähige Männer auszuſuchen; und ſelten legte ein Konſul ſein Amt nieder, ohne vom Volke wegen Nachläßigkeit, oder Ungeſchicklichkeit angeklagt zu werden. So klagte man den Konſul Menenius an, daß er die Familie der Fabier hätte umkommen laſſen; er war zwar zu einem Feldherrn nicht geeignet, aber an dem Vergehen, welches ihm Schuld gegeben ward, ganz unſchuldig. Dieß konnte ihn jedoch nicht retten; er wurde zu einer unbedeutenden Geldſtrafe verurtheilt. Aber er ſchloß ſich aus Abſcheu vor der Ungerechtigkeit und Undankbarkeit ſeiner Mitbürger, in ſeinem Hauſe ein, und endete ſein Leben durch Hunger.

Im folgenden Jahre wurden die beiden Konſuln des vorigen Jahrs, Manlius und L. Furius, auf gleiche Weiſe von den Tribunen vorgeladen, vor dem Volke zu erſcheinen. Das Ackergeſetz war der Gegenſtand, welcher noch immer verfolgt wurde, und ſie wurden angeklagt, daß ſie die Vollziehung deſſelben auf eine unverantwortliche Weiſe verzögert hätten. Die nämliche Beharrlichkeit auf der einen und Hartnäckigkeit auf der andern Seite ſetzte die Stadt aufs neue in Gährung, und drohete einer von beyden Partheyen den Untergang, als der Tribun Genucius, welcher das Geſetz wieder auf die Bahn gebracht hatte, in ſeinem Bette, ohne irgend ein Zeichen gewaltſamer Ermordung, todt gefunden ward. Dieſer Umſtand, welcher den Verdacht des Volks hätte erregen ſollen, diente bloß dazu, es durch Aberglauben in Furcht zu ſetzen; es fürchtete, die Götter wären ſeiner Sache entgegen, und war geneigt, zu ſeinem vorigen Gehorſam

zu-

zurück zu kehren. Die Konſuln, um dieſe glückliche Gelegenheit zu nützen, fiengen an, neue Werbungen anzuſtellen; denn es war nunmehr zum Grundſatz geworden, durch den Krieg das Volk zu beſchäftigen, und die böſen Säfte abzuleiten. Sie ſtiegen daher, von den Liktoren umgeben, auf ihre Tribunale, und fanden auch ſo lange keinen Widerſtand in der Werbung, bis die Reihe an einen Centurio, Namens Volero kam, welcher ſich nicht als gemeiner Soldat aufſchreiben laſſen wollte. Die Konſuln befahlen ihn auszuziehen, und zu geißeln. Dieſe unüberlegte Strenge entzündete nicht nur den Unwillen des Volks aufs neue, ſondern gab auch nachher zu einem neuen Streit über die Macht der Konſuln und die Vorrechte des Volks Gelegenheit. Der Gefangene wurde von dem Pöbel in Freyheit geſetzt; die obrigkeitlichen Perſonen fortgejagt; und um ſie noch mehr zu demüthigen, wurde Volero bald nachher zum Tribun des Volks erwählt.

Die Wahl dieſes Demagogen ſchien eine große Beleidigung der Patricier zu ſeyn; er war nicht allein entſchloſſen, das Ackergeſetz durchzuſetzen, ſondern auch ein anderes anzuordnen, nach welchem das Volk ſeine Stimmen nach Tribus und nicht nach Kurien oder Centurien geben ſollte. Dieſes war ein anderer tödtlicher Streich für die Macht der Patricier; denn gab das Volk centurienweiſe ſeine Stimmen, ſo kam alles ganz allein auf die Patricier an; und geſchah es kurienweiſe, wobei allein die Einwohner der Stadt ihre Stimmen gaben, ſo hatten ſie wegen der groſſen Anzahl ihrer Klienten das Uebergewicht; wenn aber nach dieſem Geſetz jeder römiſche Bürger, aus was für einem Theile des römiſchen Gebiets er auch immer kam, ſeine beſondere Stimme gab, die eben ſo viel galt, als die des vornehmſten Senators, ſo hatten die Patricier allen Einfluß gänzlich verloren, und es blieb ihnen nichts übrig, als ſich leidend zu verhalten. Es fand daher anfänglich bey dem Senat den ſtärkſten Widerſtand, und eben ſo ſehr beharrte das Volk auf dem Vorſchlag des Tribuns

Jahr d. St. 282.) Bey dieſem Vorfalle nahm ſich der

Konſul Appius Klaudius, des vorigen Appius Sohn, der eine Art von angeerbtem Haß gegen das Volk beſaß, der Sache mit beſondern Eifer an. In einer der öffentlichen Verſammlungen widerſetzte er ſich den Abſichten des Volks mit ſo vieler Hitze, und legte die aufrühriſche Denkungsart der Tribunen ſo deutlich an den Tag, daß ſie ihm befahlen, die Verſammlung zu verlaſſen, und als er ſich weigerte, ihn ins Gefängniß führen wollten.

Eine ſolche Ausdehnung ihrer Macht, ſetzte alle Senatoren, die zugegen waren, in Erſtaunen; ſie ergriffen die Waffen, um ihn zu vertheidigen; und ſo wie das Volk in dem vorigen Falle die Liktoren zurückgeſchlagen hatte, ſo wurde daſſelbe von den Patriciern zurückgetrieben. Dieß war das Signal zu einem neuen Aufruhr; Steine, Fackeln und alle Waffen, welche an einem Orte, wo die Bürger niemals Waffen trugen, der Leidenſchaft dienen konnten, wurden gebraucht. Aber Quintius, der andere Konſul, ein Mann von ſanften und friedfertigen Geſinnungen, trat zwiſchen die Streitenden, und brachte es durch Bitten und Flehen bey einigen, und durch Drohungen bey andern dahin, daß ſie ihre Feindſeligkeiten einſtellten. Allein am folgenden Tag wurde der Aufſtand mit noch größerer Wuth erneuert: Appius focht an der Spitze ſeiner Klienten und anderer jungen Patricier mit ſeinem angebornen Trotz und Ungeſtüm. Aber der Tribun Laetorius nahm mit einer unzähligen Menge von dem geringern Theile des Volks das Kapitolium in Beſitz, woſelbſt ſie ſich befeſtigten, und dem Anſcheine nach feſt entſchloſſen waren, ſich gegen ihre Widerſacher aufs äußerſte zu wehren. Ihr Verfahren ſchien jetzt noch entſchloſſener zu ſeyn, als bey dem vorigen Abfalle auf dem aventiniſchen Berge; denn damals hielten ſich die Empörer in einiger Entfernung von Rom; jetzt waren ſie in dem Herzen der Stadt. Die Beruhigung dieſes Aufſtandes war ebenfalls dem Quintius vorbehalten, welcher durch ſeine ſanften Vorſtellungen ſo viel ausrichtete, daß das Geſetz dem Senat zur Entſcheidung

vor=

vorgetragen wurde. Dieſe ehrwürdige Verſammlung beſchloß, nach vielen Streitigkeiten, die wohl mehr des Scheins halber, als aus Ungewißheit geführt wurden, in den Willen der Tribunen und des Volks zu willigen und unverzüglich das Geſetz zu beſtättigen. Es gieng mit einmüthiger Bewilligung aller Stände durch, und von dieſer Zeit an wurden die Obrigkeiten des Volks nach den Tribus erwählt. So ließ das Volk allmählig den Patriciern nichts als den Schatten von Macht übrig; und ſelbſt dieſen ſuchte das Volk, welches in der Vereinigung ſeine Kraft erkannte, ihnen zu rauben.

Indeſſen war Appius weit entfernt, mit dieſer neuen Bewilligung von Gewalt, zufrieden zu ſeyn: er bewies eine Verachtung gegen das Volk, die mehr die Wirkung der Gewohnheit als der Vernunft zu ſeyn ſchien, und machte dem Senat wegen ſeinen Kleinmuth heftige Vorwürfe. Dem Volke war dieſes nicht unbekannt, und es wünſchte nur eine Gelegenheit, ihm ſeinen Unwillen empfinden zu laſſen. Dieſe fand ſich bald, da er zum Heerführer gegen die Volsker beſtimmt ward, welche, wie gewöhnlich, die unbewachten Gränzen des römiſchen Gebiets durch ihre Einfälle beunruhigten. Appius hatte nun ein offenes Feld, die natürliche Härte ſeines Gemüths zu äußern. Die römiſche Kriegszucht, welche ausnehmend hart war, machte er durch ſeine Strenge faſt unerträglich. Die Soldaten gehorchten nur ſaumſelig einem verhaßten Oberhaupt, und er vermehrte dagegen ſeine Strenge nach Verhältniß ihrer Saumſeligkeit. Sie ſahen daher ſeine Strenge mehr für eine boshafte Rache, als eine heilſame Züchtigung an, und erwarteten den Feind, bloß damit ſie Gelegenheit hätten, ihm dieſes nicht an ſeiner Perſon, ſondern an ſeinem Ruhm zu vergelten. Sobald die Volsker im Felde erſchienen, flohen die Römer. Er verſuchte umſonſt ſie durch eine Rede zu beſänftigen. Sie hielten nicht Stand, und der Konſul war gezwungen, ſich vor den Volskern zurückzuziehen. Dieſer Rückzug artete in regelloſe Flucht aus. Endlich gelang es dem Konſul, einen kleinen Theil des Hee-

res zum Stehen zu bringen. An einem von dem Angriff der Feinde ſichern Ort ſtellte er die Krieger in ihre Glieder, ſchalt ſie wegen ihrer Feigheit, und gab der Nachwelt ein auffallendes Beyſpiel von der Strenge der römiſchen Kriegszucht, und von der Genauigkeit des militäriſchen Gehorſams. Erſt ließ er alle Centurionen, welche geflohen waren oder ihre Reihen verlaſſen hatten, ſtäupen und darauf enthaupten; hierauf gab er ſeinen Soldaten die heftigſten Verweiſe, daß ſie ihre Waffen im Stiche gelaſſen hätten, hob dann durch das Loos den zehnten Mann aus, und ließ ihn in Gegenwart ſeiner zitternden Gefährten hinrichten. Ein Volk, das einen ſo großen Eifer für die Freyheit in Friedenszeiten, und eine ſo tiefe Unterwerfung gegen ſeine Anführer im Kriege bewies, war geeignet die Welt zu erobern. Appius indeſſen ſetzte ſeine Strenge nicht lange ungeſtört fort; denn einige Zeit nachher betrieben die Tribunen wieder mit vieler Hitze das Ackergeſetz; und da er noch immer eifrig dagegen war, beſtimmten ſie ihm einen Tag, an welchem er ſich gegen die Anklage, daß er der erklärte Feind der öffentlichen Freyheit ſey, vertheidigen ſollte. Appius gehorchte; allein er erſchien vor dem Volke, nicht auf die gewöhnliche Weiſe, in demüthiger Kleidung und Stellung, ſondern ſprach mit einer Zuverſicht, welche ein vorgefaßter feſter Entſchluß zu ſterben ihm einflößte. Die Tribunen, welche fanden, daß ſeine Unſchuld zu ſichtbar ſey, um eine gegründete Anklage gegen ihn vorzubringen, verſchoben ſeine Verurtheilung auf einen andern Tag; er kam ihr aber durch den Selbſtmord zuvor, welcher jetzt ſehr gewöhnlich in Rom geworden war.

Appius Tod (J. d. St. 292.) und einige Kriege, oder vielmehr Einfälle der Römer in das Gebiet der Volsker erkälteten auf einige Zeit den Eifer des Volks für das Ackergeſetz; aber bald nachher erregten die Tribunen neue Unruhen, und hatten die Kühnheit, zu behaupten, daß das Volk nicht nur an den Ländereyen, ſondern auch an der Re-

Regierung des Staats Theil haben, und daß ein Geſetzbuch zuſammengetragen werden müſſe, um die Gränzen der Pflichten der Bürger zu beſtimmen. Die Widerſetzung von Seiten der Patrizier war nicht weniger hitzig; ſie trieben das aufrührige Volk, von Cäſo, dem Sohn des Quintius Cincinnatus, der ſich bald durch ſeine Tapferkeit und Frugalität einen großen Ruhm erwarb, angeführt, vom Markte weg. Die Tribunen beſchloßen, an dieſem jungen Patrizier ein Beyſpiel zu geben, um andere künftig vor dergleichen Beleidigungen abzuſchrecken; und beſtimmten ihm daher einen Tag, ſich vor dem Volke zu vertheidigen. Da er der Sohn eines Mannes war, der bey beyden Partheyen in der größten Hochachtung ſtand, ſo verfuhr man mit ihm ſo gelinde, daß es ihm erlaubt ward, Bürgen zu ſtellen. Er entfloh dann nach Etrurien; und ſein Vater, Quintius Cincinnatus, ſah ſich genöthigt, faſt alle ſeine Güter zu verkaufen, um die Bürgen für ſeinen Sohn zu entſchädigen. Er bezog hierauf ein kleines Landgut jenſeits der Tiber, und bearbeitete daſſelbe mit eigenen Händen. Die Tribunen indeſſen waren nicht damit zufrieden, daß ſie den Cäſo aus der Stadt vertrieben hatten; ſie fuhren immer fort, ungeſtüm auf das Ackergeſetz zu dringen, und ſtreuten das Gerücht aus, der Senat gienge damit um, ſie ums Leben zu bringen. Dieſer Kunſtgriff hatte vornehmlich die Abſicht, den Senat in Furcht zu ſetzen, damit er ſich nach ihrem Willen bequemen möchte; allein er hatte bloß die natürliche Wirkung, daß er das Volk noch aufrühriſcher machte, und die Erbitterung vergrößerte.

In dieſem Zuſtande der Bewegung und allgemeinen Unordnung ward Rom durch die Liſt eines Fremdlings in die höchſte Gefahr geſtürzt, ſeine Freyheit zu verlieren. Herdonius, ein Sabiner, ein kühner entſchloſſener Mann, faßte den Anſchlag, die Stadt, während ſie durch innerliche Unruhen zerrüttet würde, zu überfallen und zu plündern. In dieſer Abſicht verſammelte er eine Schaar von

vier tauſend Mann, aus ſeinen Anhängern, und verlaufenen Sklaven und ließ ſie in der Nacht auf Kähnen die Tiber hinabfahren, ſo daß das Volk erſtaunte, als den folgenden Morgen fremde Krieger das Kapitolium, die Burg von Rom, eingenommen hatten. Herdonius bot alles auf, um die geringern Bürger und die Sklaven zu bereden, auf ſeine Seite zu treten. Dieſen verſprach er die Freyheit und jenen einen reichen Antheil an den Eroberungen und der Beute. Die Tribunen waren in dieſer Noth weit entfernt, das Volk zu den Waffen aufzumuntern; ſie wandten im Gegentheil alle ihre Beredſamkeit an, um es dahin zu bringen, nicht eher zu fechten, bis die Patricier ſich mit einem Eid verbindlich gemacht hätten, zehn Männer zu erwählen, welche die Macht hätten, Geſetze zu geben, und dem Volke einen gleichmäßigen Antheil an allen Vortheilen, welche künftig dem Staat zuwachſen würden, zu verſtatten. So hart dieſe Bedingungen waren, ſahen die Konſuln ſich doch durch die Noth gezwungen, ſie zu verſprechen; und Valerius, einer von ihnen, ſtellte ſich an die Spitze derer, die ſich anboten, zog gegen das Kapitol, und rief: »Wer ſein Vaterland zu retten wünſcht, der folge mir!« Ein großer Hauſe Volks folgte ihm zum Angriff, das Kapitolium ward endlich durch Sturm erobert, aber der Konſul kam dabey ums Leben. Herdonius tödtete ſich ſelbſt, die Sklaven wurden hingerichtet, und die Uebrigen zu Gefangenen gemacht.

Wiewohl jezt die Stadt von auswärtigen Feinden befreyt war, ſo war ſie doch immer ein Schauplaz inneren Streites. Die Tribunen drangen bey dem noch lebenden Konſul auf die Erfüllung ſeines Verſprechens; allein es ſcheint, daß das Ackergeſetz eine Forderung war, an deren Bewilligung der Senat nicht denken wollte. Der Konſul machte daher viele Entſchuldigungen, bis er endlich, da er nicht länger vermeiden konnte, eine ausdrückliche Erklärung zu geben, erklärte, da beyde Konſuln das Verſprechen gethan hätten, könne er allein nichts thun. Es wurde daher eine Verſammlung angeſetzt, um

um einen neuen Konſul zu erwählen; und der Senat fiel auf den Quintius Cincinnatus, deſſen Sohn kürzlich vor dem Volke verklagt und entflohen war, damit das Volk keine Hoffnung haben möchte, ſeine Wünſche erfüllt zu ſehen. Cincinnatus hatte, wie wir erzählt haben, ſeit einiger Zeit dem Dienſte des Staates entſagt, und lebte in der Einſamkeit auf ſeinem kleinen Landgute. Hier fanden ihn die Abgeordneten des Senats hinter dem Pfluge in der ſchlechten Kleidung eines arbeitenden Landmanns. Er ſchien durch ihre ehrerbietigen Begrüßungen und die prächtigen Kleider, die ſie ihm brachten, wenig gerührt; und als ſie ihm den Willen des Senats bekannt machten, ſchien er bekümmert, daß Rom ſeiner Hülfe bedürfe: er zog die Annehmlichkeiten des ſtillen Landlebens dem beſchwerlichen Glanz eines öffentlichen Amtes vor, und ſagte zu ſeiner Frau: »Ich fürchte, meine Attilia, daß unſer kleines »Feld auf dieſes Jahr unbeſtellt bleiben wird.« Bei ſeiner Ankunft fand er die Patrizier und das Volk in großer Erbitterung gegen einander. Der neue Konſul war jedoch entſchloſſen, keinen Theil zu begünſtigen; ſondern ſich durch die genaueſte Sorgfalt für das Beſte ſeines Vaterlandes, nicht das Zutrauen irgend einer Parthey, aber die Hochachtung aller zu erwerben. So brachte er es durch Drohungen und zu rechter Zeit angebrachtes Nachgeben bey den Tribunen dahin, daß ſie ihr Geſetz eine Zeitlang ausſetzten, durch Strenge gegen die Ungehorſamen, und durch Gerechtigkeit gegen alle Stände beruhigte er das Volk. Die Bürger, welche das Kapitolium wieder erobert hatten, lies er unter den Waffen. Der Kriegseid forderte unbedingten Gehorſam, und ſeine Drohung, durch einen Feldzug im Winter die Widerſtrebung der Krieger zu ſtrafen, ſtillte für den gegenwärtigen Zeitpunkt das Verlangen des Volkes nach einer neuen Verfaſſung, und Geſezgebung. Cincinnatus entzog ſich nach hergeſtellter Ruhe dem zweiten Konſulat, zu dem ihn der Senat berufen hatte, und kehrte nach ſeinem kleinen Landgut zurück. Dieſe Ent-

ſa-

ſagung der erſten Würde in Staaten iſt ein groſſes, ſelten befolgtes Beiſpiel.

Cincinnatus hatte noch nicht lange ſein Amt niedergelegt (Jahr d. St. 295.), als ein neues Bedürfniß des Staats ſchon wieder ſeine Hülfe nöthig machte: die Aequier und die Volsker, die, ungeachtet ſie immer den Kürzern zogen, doch immer den Krieg erneuerten, thaten neue Einfälle in das römiſche Gebiet. Minutius, einer der Konſuln, die dem Cincinnatus in der Regierung gefolgt waren, wurde ihnen entgegen geſchickt; dieſer ängſtliche Mann taugte nicht zum Anführer; beſorgt ein Treffen zu verlieren, vermied er jedes Gefecht, und gerieth in einen Engpaß, durch den das Heer nur einen Ausgang hatte. Aber dieſer Weg war von den Aequiern ſo befeſtigt, daß den Römern nichts übrig blieb, als ſich den Feinden zu ergeben, oder durch Hunger umzukommen. Einige Ritter, welche Mittel fanden, ſich durch das Lager der Feinde zu ſchleichen, brachten die Nachricht von dieſem Unglücke nach Rom. In der allgemeinen Beſtürzung, die eine ſolche Nachricht verurſachte, fand der Senat nur darin das Mittel zur Rettung des Heeres, daß Cincinnatus zum Dictator ernannt wurde. Die Abgeordneten des Senats fanden ihn wie vormals auf ſeinem kleinen Gute, welches er mit frohem Fleiße bearbeitete. Er erſtaunte anfangs über die Zeichen einer unumſchränkten Macht, womit die Abgeſchickten ihn bekleideten; noch mehr aber über die Ankunft der Vornehmſten im Senat, die ihm bey ſeiner Annäherung aus der Stadt entgegen giengen. Dieſer abermalige Beweis des Vertrauens ſeines Vaterlandes änderte nicht im mindeſten die Geſinnungen dieſes tugendhaften Bürgers, deſſen Wandel ein würdiges Beiſpiel der anſpruchloſeſten Hochherzigkeit, ſelbſt im Beſitze unbeſchränkter Gewalt blieb. Er wählte zum Befehlshaber der Reuterei den Tarquitius einen verarmten Patrizier, der aus Mangel an Vermögen kein Pferd unterhalten konnte, und als gemeiner Krieger im Fußvolke diente; das Wohl des ganzen Vol=

Volkes war jetzt einem vom Pfluge kommenden Landmann, und einem gemeinen Krieger anvertraut. Sobald der Diktator in die Stadt kam, rief er alle Waffenfähige, ſich auf dem Marsfelde, (dem Orte, wo die Truppen geworben wurden,) mit den nöthigen Waffen und Mundvorrath auf fünf Tage einzufinden. An der Spitze dieſer Truppen maſchierte er in großer Eile die ganze Nacht, und hatte ſchon vor Tages Anbruch den Feind im Geſichte. Bei ſeiner Annäherung befahl er, ein lautes Geſchrey zu erheben, um das eingeſchloſſene Heer des Konſuls von der nahen Hülfe zu unterrichten. Die Aequier geriethen in nicht geringes Erſtaunen, als ſie ſich zwiſchen zweyen feindlichen Heeren erblickten, noch mehr aber, als Cincinnatus die ſtärkſten Verſchanzungen um ſie her zog, und ſie eben ſo einſchloß, wie ſie den Konſul eingeſchloſſen hatten. Um dieſes zu verhindern, kam es zu einem ſehr hitzigen Treffen; allein die Aequier, die von beyden Seiten eingeſchloſſen, und nicht im Stande waren, weder Widerſtand zu thun, noch zu entfliehen, ſahen ſich genöthigt, ſich dem Diktator auf jede Bedingniß zu ergeben. Er ſchenkte ihnen das Leben, nöthigte ſie aber, zum Zeichen der Sklaverey, unter dem Joche herzugehen, welches aus zweyen gerade aufgerichteten Spießen, über welche ein dritter quer über gelegt war, in Geſtalt eines Galgens beſtand. Ihre Anführer machte er zu Kriegsgefangenen, um ſeinen Triumph mit ihnen auszuſchmücken. Die Plünderung des feindlichen Lagers überließ er gänzlich ſeinen Kriegern, ohne das geringſte für ſich ſelbſt zu behalten, das befreite Heer des Konſuls ward von dem Antheil an der Beute ausgeſchloſſen. Nachdem Cincinnatus dem Konſul und ſein Heer vom unvermeidlichen Untergange gerettet, einen mächtigen Feind überwunden, eine Stadt erobert und befeſtigt, und allen perſönlichen Antheil an der Beute ausgeſchlagen, legte er nach ſechzehn Tagen ſeine Diktatur nieder. Der Senat wollte ihn reichlich beſchenken, aber er ſchlug alle Anerbietungen aus, und begab ſich wieder vergnügt auf ſein Landgut und in ſeine

Hüt-

Hütte, zufrieden mit der Ehre, ſein Vaterland gerettet zu haben.

Im folgenden Jahre rückten die Aequier, (Jahr d. St. 296.), welche ihren verlornen Ruhm wieder gewinnen wollten, aufs neue ins Feld, und bemächtigten ſich wieder ihrer Stadt. Als in Rom Werbungen angeſtellt werden ſollten, um ſich ihren Fortſchritten zu widerſetzen, unterſagten die Tribunen dem Volke ſich zu den Fahnen zu ſtellen. Die Noth war indeß ſo dringend, daß ein Heer aufgebracht werden mußte; da nun die Senatoren das Volk widerſpenſtig fanden, erboten ſie ſich ſelbſt, mit ihren Klienten und Anhängern, dem Feinde entgegen zu gehen. So viele alte ehrwürdige Männer, die man immer als die Väter des Staates angeſehen hatte, und jetzt mit ſchwachen Kräften einem Feinde entgegen giengen, indeß die jungen und friſchen Leute ſich dem Waffendienſte entzogen, rührte das Volk ſo ſehr, daß es ſich, trotz ſeiner Aufwiegler, erbot, zu Felde zu gehen, wofür es ſich nur als eine Belohnung ausbat, daß die Anzahl ſeiner Tribunen von fünf bis auf zehn erhöhet würde. Einige der Senatoren ſahen dieſes als ein Mittel an, die Zahl ihrer Feinde zu vermehren; aber Cincinnatus, welcher ein reiferes Urtheil über die Sache fällte, verſicherte ſie, daß es das unfehlbarſte Mittel ſeyn würde, diejenige Macht, welche ſie ſo lange eingeſchränkt hätte, zu ſchwächen; denn wenn ihrer zehn erwählt würden, hätten ſie den ſtärkſten Grund, zu hoffen, daß ſie einige derſelben auf ihre Seite bringen würden, da ein einziger Tribun den Beſchluß aller Uebrigen umſtoßen könne. Der Senat gab dieſer Meynung Beyfall, und ließ den Tribunen ankündigen, dieſe Bewilligung als eine Gefälligkeit anzuſehen, indem man nach langer Ueberlegung für gut gefunden hätte, in ihr Begehren zu willigen.

Dieſe Bewilligung ſchien auf eine Zeitlang das Volk zu befriedigen; aber noch war kein Jahr verfloſſen, als die Tribunen, welche anfänglich feſt zuſammen hielten, noch gröſ-

ſere Eingriffe thaten und es wagten, ſogar durch ihre eigne Macht eine Verſammlung des Senats zu berufen. Sie verlangten auch, daß es dem Volke erlaubt werden ſollte, auf dem Berge Aventinus, der drey Viertelſtunden im Umfang hatte, und noch ohne Bewohner war, zu bauen. Dieſes genehmigte der Senat, in der Hoffnung, daß es ein Mittel ſeyn würde, die Unruhen zu verhindern, die noch wegen dem Ackergeſetz zu fürchten waren. Hierinn irrte derſelbe; denn bald nachher erneuerten die Tribunen ihre vorigen Klagen, und ihre Unverſchämtheit. Die Streitigkeiten wurden mit ſo wenig Mäßigung geführt, daß jede Berathſchlagung gewöhnlich nicht mit Gründen, ſondern mit Thätlichkeiten beſchloſſen wurde. Die Kühnheit dieſer Demagogen gieng nunmehr ſo weit, daß ſie ſogar den Konſuln einen Tag beſtimmten, ſich vor dem Volke zu rechfertigen. Nach reiferer Ueberlegung gaben ſie zwar dieſe Anklage auf; zugleich aber beſchloſſen ſie, in ihren unermüdeten Bemühungen für das Ackergeſetz nicht nachzulaſſen. Es wurde demnach ein Tag angeſetzt, an welchem dieſer wichtige Gegenſtand ausgemacht werden ſollte; und es fand ſich eine große Menge Leute von allen Ständen ein, um ihre Stimme zu geben. Die Tribunen redeten weitläuftig von der Gerechtigkeit eines ſolchen Geſetzes; verſchiedene von dem Volke erzählten, was für große Dienſte ſie geleiſtet, und was für unbedeutende Belohnungen ſie dafür erhalten hätten; die ganze Verſammlung wurde hierdurch zum Vortheil des Geſetzes eingenommen, beſonders als Sicinius Dentatus, ein Plebejer, ſchon bey Jahren, und von bewundernswürdiger Leibesgeſtalt und kriegeriſchem Anſehen, hervortrat, ſeine erduldeten Beſchwerden und Verdienſte zu erzählen. Dieſer alte Krieger verbreitete ſich ruhmredig über die Thaten ſeiner kriegeriſchen Laufbahn. Er hatte ſeinem Vaterlande vierzig Jahre im Kriege gedient; er war dreißig Jahre Offizier geweſen, erſt Centurio und nachher Tribun; hatte hundert und zwanzig Schlachten beigewohnt, in welchen er bloß durch die Stärke ſeines Arms, einer Menge

 von

Bayeriſche Staatsbibliothek München

von Menſchen das Leben gerettet; er hatte vierzehn Bürger= drei Mauer= und acht goldene Kronen erhalten, und noch außerdem drey und achtzig Ketten, ſechzig Armbänder, achtzehn vergoldete Spieße, und drey und zwanzig Pferdedecken, von welchen neune Belohnungen dafür waren, daß er einen Feind im Zweykampf überwunden hatte; dabey hatte er fünf und vierzig Wunden, alle vorne und keine einzige hinten bekommen, vornehmlich zwölfe an dem Tage, als das Kapitolium wieder erobert wurde. Dieſes waren ſeine Verdienſte und ſein ganzer Lohn; außer dieſen hatte er nie das Geringſte von den Grundſtücken bekommen, die man den Feinden abgenommen hatte; ſondern führte noch immer ein dürftiges und verachtetes Leben, indeß andere verdienſtloſe Leute die nämlichen Grundſtücke im Beſitz hatten, die er durch ſeine Tapferkeit dem Vaterlande erworben hatte. Dieſe Erzählung machte einen ſtarken Eindruck auf das Volk; es verlangte einmüthig, daß das Geſetz vollzogen, und ein ſo großes Verdienſt nicht unbelohnt bleiben ſollte. Vergebens traten einige Senatoren auf, um dagegen zu reden; das Geſchrey des Volks ließ ſie nicht zu Worte kommen. Als die Vernunft nicht länger gehört werden konnte, trat die Leidenſchaft an ihre Stelle; und die jungen Patrizier ſtürzten wüthend unter die Menge, zerbrachen die Urnen, worinn man die Stimmen ſammelte, und zerſtreuten diejenigen, die ſich ihnen widerſetzten. Sie wurden deswegen einige Zeit nachher von den Tribunen mit einer Geldſtrafe belegt; aber ihre Entſchloſſenheit hintertrieb für dießmal das Ackergeſetz.

Es ereignete ſich gewöhnlich in Rom, daß innerliche Unruhen durch auswärtige Angriffe beruhigt wurden, und die Annäherung der Aequier, welche nur noch vier Meilen von der Stadt entfernt waren, gab auch diesmal der Republik den Frieden wieder. In dieſem Kriege erwarb ſich Siccius Dentatus, der alte Soldat, welcher die Rede an das Volk gehalten hatte, größere Ehre, als der Konſul, welcher den Sieg erhielt. Um dieſen tapfern Mann zu

ver=

verderben, gab man ihm den Befehl den Feind von einer Seite anzugreifen, wo ihm gar nicht beyzukommen ſchien; machte anfangs gegen die Gefahr und die Unmöglichkeit eines ſo verzweifelten Unternehmens Vorſtellungen; allein da ihn der Konſul der Feigheit beſchuldigte, führte er ſeine achthundert Veteranen gegen den Ort, mit dem Entſchluß, durch ſeinen Tod ein Muſter des Gehorſams abzulegen; wie er in ſeinem Leben ein Beyſpiel der Entſchloſſenheit gegeben hatte. Das Glück war ihm günſtiger, als er erwartet hatte; denn er entdeckte einen Weg in das feindliche Lager, welcher dem Konſul unbekannt war, während der Schlacht griff Dentatus mit ſeiner Schaar das feindliche Lager an, und eroberte daſſelbe. Die beſtürzten Feinde überließen den Römern das Schlachtfeld. Dentatus überzeugt, daß er zu dieſem gefährlichen Unternehmen gewählt wurde, um dabei das Leben zu verlieren, vermochte bey ſeiner Rückkehr den Triumph des Konſuls zu verhindern, er ſelbſt wurde zum Tribun erwählt, und ein Geſetz gegeben, vermöge deſſen diejenigen obrigkeitlichen Perſonen künftig beſtraft werden ſollten, welche ihre Gewalt mißbrauchten. Beyde Konſuln wurden wegen dieſer Angelegenheit um Geld beſtraft. So wurde ſowohl durch das Glück als die Beharrlichkeit der Tribunen die Gewalt der Patrizier allmählig vermindert. Ihr Vorrang ſchwand mit jedem Tage, ihre Beſitzungen ſelbſt, dieſe Früchte einer langen Arbeit, ruhten auf ſchwachen Stützen, und die nächſte Bewegung des Volkes konnte den Vorzug des Reichthums vernichten, nachdem die Bekleidung der öffentlichen Aemter nicht mehr ausſchlieslich den Patriziern zukam.

Seitdem die Könige aus Rom vertrieben waren, trat jedoch ſelten ein Zeitpunkt ein, in welchem die Kriege von außen nicht mit den innern Unruhen wechſelten. Jetzt ſchienen die innern Bewegungen das Volk, und den Senat ermüdet zu haben; ſelbſt das Ackergeſetz, die Quelle der heftigſten Stürme, ward jetzt nicht betrieben, dagegen

fühlten alle Glieder des Staates die Nothwendigkeit einer Geſetzgebung, die Freyheit und Eigenthum aller Bürger nach feſten Regeln zu begründen geeignet wäre. Bisher wurden die Rechtsſachen der Bürger nach Gewohnheiten, oder Herkommen, nach dem Gefühle der Billigkeit, vielleicht auch nach wenigen allgemeinen Grundſätzen entſchieden, die durch Ueberlieferung von früherer Zeit auf die gegenwärtige gekommen waren. Die mit dem Richteramte betraute Männer waren die einzigen Bewahrer der Geſetze, und obſchon ihre Richterſprüche in öffentlicher Verſammlung gegeben wurden, ſo gab dennoch der Mangel an rechtlichen Formen den Leidenſchaften, und der Willkühr der Richter oft freien Spielraum. Das Verlangen des Volkes nach geſchriebenen, allgemein bindenden Geſetzen entſprang folglich aus einem innigen Gefühl der Unſicherheit ſeines Zuſtandes, und obſchon die Patrizier dieſes billige Verlangen des Volkes für einen Eingriff in ihre Rechte hielten, ſo wurde dennoch von dem Senat beſchloſſen, dem allgemeinen Willen beizuſtimmen, in der Hoffnung daß zweckmäßige Geſetze allein die bisherigen Unruhen zu dämpfen vermöchten.

In dieſem Zeitraum war der Ruhm der Staatsverfaſſungen Griechenlands, und ſeiner italiſchen Pflanzſtädte groß unter allen Völkern. Die Römer huldigten dem überlegenen Geiſte der Griechen, indem ſie drei Senatoren, Poſthumius, Sulpitius, und Manlius nach Athen ſandten, um die dortigen Geſetze kennen zu lernen, und nach Rom zu verpflanzen. Dieſe Geſetze wurden mit den herkömmlichen Rechten der Römer in Zuſammenhang gebracht, und hieraus entſtand der Kodex der zwölf Tafeln, die älteſte Urkunde des römiſchen Rechtes; wir beſitzen hiervon nur Bruchſtücke; das Ganze nennt Livius die Quelle des öffentlichen und Privat-Rechtes. Cicero glaubt dieſes Werk ſey erhaben über alles, was je die Weltweiſen in ihren Schriften der Nachwelt hinterließen. Tacitus nennt daſſelbe den Scheidepunkt billigen Rechtes; »die

ſpäteren Geſetze«, ſagt dieſer große, als Geſchichtſchreiber und Philoſoph unvergleichbare Mann, »ſind, obſchon gegen einzelne Verbrechen beſtimmt, dennoch nicht im Einverſtändniß der Behörden, ſondern durch Gewalt gegeben. Daher die Unruhen in der Folgezeit, die Umtriebe der Tribunen, die nach ihren Leidenſchaften das Volk lenkten, und endlich ohne allgemeine Verpflichtung, Verfügungen gegen einzelne Perſonen und die zahlreichſten Geſetze, im tiefſten Verderbniß des Staates.«

Bald nach der Rückkehr der Geſandten trugen die Tribunen darauf an, eine Anzahl Männer zu ernennen, um die neuen Geſetze in die gehörige Form zu bringen, und der Vollziehung derſelben Gewicht zu geben. Nach langen Streitigkeiten, ob dieſe Männer aus dem Volke oder den Patriciern gewählt werden ſollten, kam man dahin überein, zehn der vornehmſten Senatoren zu erwählen, deren Gewalt ein Jahr dauern und der Gewalt der Konſuln und Könige gleich ſeyn ſollte, und zwar ohne Berufung an das Volk; daß alle andere obrigkeitliche Perſonen ihre Aemter niederlegen ſollten, bis die Geſetze ſie wieder auf die gehörige Weiſe beſetzen würden; indeſſen ſollten die neuen Geſetzgeber ihr Amt mit allen Zeichen ... unterbrochenen Macht der erſteren verwalten. Die erwählten Perſonen waren die für das folgende Jahr beſtimmte Konſuln Appius und Genucius, Poſthumius, Sulpicius und Manlius, die drey Abgeſandten, Sextius und Romulus, vormalige Konſuln; und Julius, Veturius und Horatius, drey der angeſehenſten Senatoren. So bekam die ganze Staatsverfaſſung eine neue Geſtalt, und es ſollte jetzt der gefährliche Verſuch gemacht werden, eine Nation nach Geſetzen, die den Sitten und Gewohnheiten einer andern nachgebildet waren, zu regieren.

3. Die Decemvirn wechſelten im Beſitz der höchſten Gewalt. Jeden Tag war ein anderer mit den Zeichen der höchſten Würde bekleidet; vor den übrigen trat nur ein Diener

her,

her, der Accenſus genannt wurde. Dies war das einzige Unterſcheidungszeichen.

Dieſe neue Regierungsform kam dem Volke anfänglich ausnehmend angenehm vor; auch war die Mäßigung der Decemvirn ſelbſt nicht wenig lobenswürdig. Appius beſonders erwarb ſich die größte Gunſt bey dem Volke; ſein gefälliges Weſen, ſeine republikaniſchen Äußerungen und ſeine große Mäßigung machte das Volk, das ehemals bey dem bloßen Namen Appius gezittert hatte, ſeiner Stammväter vergeßen. Die Decemvirn arbeiteten das erſte Jahr über mit großem Fleiß; ſie mußten nicht allein aus einer großen Mannigfaltigkeit von griechiſchen Geſetzen eine Auswahl treffen, ſondern ſie ſahen ſich auch genöthigt, ſich dieſelben durch einen gewiſſen Hermodorus von Epheſus auslegen zu laſſen, da ſie ſelbſt die Sprache nicht verſtanden; ein ſtarker Beweis, wie wenig weit die Römer damals noch in den feinen Künſten gekommen waren. Endlich brachten ſie doch, mit Hülfe ihres Auslegers, ein Geſetzbuch zu Stande, welches theils aus den Geſetzen, die ſie aus Griechenland mitgebracht hatten, theils aus den Verordnungen ihrer eigenen Könige beſtand, und in zehn Tafeln verfaſſet war. Dieſe wurden von dem ganzen Volke beſtättigt; man ließ ſie in Tafeln von Erz eingraben, und an demjenigen Orte des Marktplatzes, welcher am meiſten in die Augen fiel aufhängen, damit ſie jedermann leſen konnte. In der Folge wurden noch zwei Tafeln hinzugefügt, und hiedurch die Zahl der zwölf Tafeln vollendet.

Da die Decemvirn ihr Werk zu Stand gebracht hatten, erwartete man, daß ſie ihr Amt niederlegen würden; allein ſie hatten die Annehmlichkeiten der höchſten Gewalt kennen gelernt, und wollten derſelben nicht entſagen. Sie wandten vor, daß noch einige Geſetze fehlten, und ſuchten bey dem Senat um Verlängerung ihres Amtes an; dieſes Geſuch wurde bewilligt. Die neue Wahl der Decemvirn war hierauf der Gegenſtand der öffentlichen

Be-

Berathung. Appius, der heimlich von Begierde nach der höchſten Gewalt brannte, ſtellte ſich, als wenn er der Beſchwerden des Amtes müde wäre, und nur einen geſchickten Nachfolger wünſchte. Dabey aber wandte er unter der Hand alle Mittel und alle dem Volke beliebten Kunſtgriffe an, um ſich in ſeinem Amte beſtättigt zu ſehen. Dem zufolge erſtaunten ſeine Amtsgehülfen, als ſie ihn an dem Wahltage zuerſt auf der Liſte derer, die ſich zur Wahl angaben, erblickten; und noch mehr, als ſie ſahen, daß er von dem gröſten Theil des ſchwindelnden Volkes gewählet wurde, welches ſeinen Ehrgeiz für Liebe des Gemeinweſens hielt. Durch ſeinen Einfluß wurden ſeine Freunde zu dieſem Amte gewählt, und Fabius, Kornelius, Servilius, Minucius, Antonius und Rabulius, ſämmtlich Patricier, nebſt den Plebejern Petilius, Oppius und Duellius machten das zweyte Decemvirat aus. Die drey letztern wurden auf Appius Vermittelung aus dem Volke genommen, der, um dem Volke zu ſchmeicheln erklärte, es ſey billig, daß daſſelbe Theil an der Anordnung der Geſetze nähme, nach welchen es regiert würde.

Nachdem Appius wieder in ſein hohes Amt eingeſetzt war, ſann er darauf, ſich darinn zu behaupten. Er wandte ſich daher an ſeine Gehülfen, und da ſie alle ſeine Kreaturen waren, eröffnete er ihnen ſein Vorhaben, die Macht, die man ihnen übergeben hatte, zu behalten. Schon vorläufig unterrichtet, ſtimmten ſie bereitwillig in ſeinen Vorſchlag, und verbanden ſich durch die feyerlichſten Schwüre, niemals uneinig unter ſich zu werden; niemals ihre Macht aufzugeben; und ſich niemals der Meynungen weder des Senats noch des Volks zu bedienen, als in Fällen, wo es die äußerſte Nothwendigkeit erforderte. Jetzt nahm alſo das Decemvirat eine ganz andere Geſtalt an, als im vorigen Jahre: ſtatt daß vorher nur einer mit Steckenbündeln und Beilen begleitet wurde, erſchien nun jeder mit dieſen Zeichen des Schreckens und der Macht. Anſtatt daß ſie vorher ſanfte, gerechte und gefällige Obrigkeiten wa-

waren, ſah ſie das Volk jetzt in Ungeheuer von Raubſucht, Ueppigkeit und Grauſamkeit verwandelt. Sie bedienten ſich bloß der äußerlichen Form der Gerechtigkeit, viele Bürger hinrichten zu laſſen, und andere ihres Vermögens zu berauben, oder aus ihrem Vaterlande zu verbannen. Sie ſtifteten Leute von ihrem Anhange an, welche anklagen und Berichte abſtatten mußten, und dann bereit waren, ſolche Zeugniſſe abzulegen, als ihnen anbefohlen war; und wer in einer Rechtsſache zu ſeinem Rechte zu gelangen wünſchte, hatte keine Hoffnung dazu, wenn er nicht in ein ſtrafbares Bündniß mit ſeinen Richtern trat. So verbreitete ſich ein allgemeines Verderben über das Volk, indeß die Guten und Weiſen ſich ſelbſt aus Rom verbannten, oder in Geheim das Elend des Vaterlandes beſeufzten. Nachdem die geſetzliche Zeit verfloſſen, und der Zweck erreicht war, wegen welchem das Volk im Einverſtändniß mit dem Senat die Decemvirn mit der höchſten Staatsgewalt bekleidet hatte, erwartete man, daß ſie ihre Würde niederlegen würden; allein ſie hatten die ſüßen Früchte unbeſchränkter Herrſchaft genoſſen, ſie hatten ſich durch Furcht oder Beſtechung zahlreiche Anhänger verſchafft, Werkzeuge und Theilnehmer am allgemeinem Raube, die Hoffnung und Stütze der Tyrannen. Kühn wagten ſie den Verſuch, die Freiheit Roms zu unterdrücken, und die Strafe des Hochverraths vermochte nicht, Menſchen zu ſchrecken, die ſich ſtärker glaubten, als das Geſetz. So ſchnell wurde das Volk durch die Willkühr der Decemvirn entnervt, daß die großen Beiſpiele der Väter bereits vergeſſen waren. Kein Bürger wagte eine edle That für das Vaterland. Die Macht, mit allgemeiner Stimme wenigen übertragen, lähmte, zur Unterdrückung mißbraucht, die Kraft des ganzen Volkes.

In dieſer traurigen Lage des Staats, erneuerten die Aequier und Volsker, dieſe beſtändigen Feinde der Römer, ihre Einfälle, und näherten ſich der Stadt mit Heeres-Macht. Die Decemvirn hatten die Gewalt nicht, die Krie-

gemacht des Staates aufzufordern, und ſo ſehr ſie die Verſammlung des Senats ſcheuten, ſo blieb in dem Drang des Zeitpunktes kein anderes Mittel übrig. Appius trug in einer durchdachten Rede dem Senat die dringende Lage des Gemeinweſens vor. Er forderte die Senatoren auf, ihre Stimmen in der Reihe zu geben, wie er ſie aufrief. Aber Valerius des Poplikola Enkel, trat eher auf, als die Reihe an ihn kam; Appius befahl ihm zu ſchweigen. Valerius weigerte ſich, und ſtritt heftig gegen die Tyrannen der Decemvirn, und gegen ihre Unverſchämtheit, mit der ſie den Senat zu unterdrücken ſuchten. Dieſe Rede unterſtützte Marcus Horatius, der mit noch größerer Freymüthigkeit die Eingriffe der Decemvirn in die Rechte ihres Vaterlandes, ihre Ungerechtigkeiten, ihre Räubereyen und ihre Grauſamkeiten darſtellte. Appius ſchien anfänglich dieſe Rede geduldig anzuhören; aber endlich brach der lange unterdrückte Grimm mit äuſſerſter Heftigkeit los, er drohte allen, die ihm widerſprachen, beſonders aber dem Horatius, mit der Strafe des Hochverrathes. Alle Senatoren ſchrieen über dieſe Beeinträchtigung einer freyen Unterſuchung, als den größten Eingriff in ihre Vorrechte und eine unerträgliche Ausübung der Gewalt. Der Decemvir, welcher ſeine ungeſtümme Hitze bereute, ſuchte ſich zu entſchuldigen, indem er ſagte, daß er alle mögliche Freymüthigkeit bey den Unterſuchungen der Lage des Staates verſtatten wolle, allein er könne unmöglich eine Rede anhören, welche ohne den Gegenſtand der Berathſchlagung zu berühren, bloß Aufruhr anzuſtiften geeignet ſey; er und ſeine Gehülfen hätten unumſchränkte Gewalt von dem Volke erhalten, bis das große Werk der Geſetzgebung vollendet wäre; bis dahin wären ſie entſchloſſen, ſich ihrer Macht in ihrer ganzen Ausdehnung zu bedienen, und ſie würden alsdann dem Volke von ihrer Verwaltung Rechenſchaft ablegen. Hierdurch gaben ſie ihre Abſichten deutlich genug zu erkennen. Alle Senatoren, die nicht auf ihrer Seite waren, beſonders Klaudius, des Appius Vaters Bruder, ſpra-

ſprachen mit Abſcheu von ihrem Verfahren; aber viele von den Decemvirn geſtimmt, oder durch ihre Macht in Furcht geſetzt, gaben Appius Vorſchlägen Beyfall. Er verlangte, daß ihm und ſeinen Gehülfen die Macht gegeben würde, das Heer gegen die Aequier und Volsker zu werben und anzuführen; ein Beſchluß des Senats beſtättigte dieſen Vorſchlag.

Die Decemvirn, jetzt im Beſitz der ganzen Kriegsmacht, und der bürgerlichen Gewalt, theilten das Heer. Ein Theil blieb mit Appius in der Stadt, um ſie in Furcht zu halten; die andern beyden wurden von ſeinen Gehülfen angeführt, und der eine wandte ſich gegen die Aequier, der andere gegen die Volsker. Die römiſchen Krieger ſuchten jetzt ihre Anführer dadurch zu beſtrafen, daß ſie vor dem Feinde nicht Stand hielten. Sie verließen ſchändlicher Weiſe ihr Lager, ſobald der Feind ſich näherte. Nie ward ein Sieg mit größerer Freude zu Rom vernommen, als dieſe Niederlage; die Befehlshaber wurden der Unfähigkeit beſchuldigt. Man forderte ihre Abſetzung, und einen Diktator, von dem man Herſtellung der Kriegszucht, und der Waffenehre erwartete. Unter andern ſprach der alte Siccius Dentatus der Tribun, mit ſeiner gewöhnlichen Freymüthigkeit; er redete mit vieler Verachtung von den Heerführern, und zeigte alle Fehler ihrer Zucht im Lager, und ihres Verhaltens im Felde. Appius wählte dieſen Liebling des Volkes zum Gegenſtand ſeiner Rache. Er gab ihm die Befehlshaberſtelle über die aus der Stadt zu dem Heere beſtimmten Ergänzungs-Mannſchaft, mit der Würde eines Legaten, die bey den Römern für geheiligt galt. Zugleich erhielten die Heerführer den Auftrag, dieſen Mann zu ermorden. Dentatus, begab ſich ohne Argwohn unverzüglich ins Lager, wo er mit allen Zeichen der Hochachtung empfangen wurde. Aber er ward jetzt an der Spitze von hundert Mann abgeſchickt, einen bequemen Ort zum Lager auszuſuchen, da er die Befehlshaber ganz offenherzig verſichert hatte, daß ihre gegenwärtige Stellung nichts tauge. Die

Krie-

Krieger die ihn begleiteten, waren elende Werkzeuge der Decemvirn, Meuchelmörder, die ſchon oft zur Ausführung des Mordes verhaßter, oder gefährlich ſcheinender Männer gebraucht waren. Aber ſie kannten die Kraft, und den Muth des dem Tode Gewidmeten; ſie führten ihn in eine Schlucht, und fielen ihn im Rücken an. Dentatus wurde jetzt zu ſpät die Verrätherey der Decemvirn gewahr, und beſchloß, ſein Leben ſo theuer wie möglich zu verkaufen. An einen Felſen gelehnt vertheidigte er ſich ſeines hohen Alters ungeachtet mit unbeſchreiblicher Tapferkeit; ſchon lag eine beträchtliche Menge tod, oder verwundet zu ſeinen Füßen, als einige den Felſen erſtiegen, und durch herabgerollte Trümmer den Helden erſchlugen. Die Dezemvirn ließen den Ermordeten mit kriegeriſchen Ehrenbezeugungen begraben; unter dem Scheine ihrer Theilnahme ſah das Volk die Schandthat, aber noch erhob ſich kein Arm gegen den Mißbrauch der Gewalt. Das Blut eines Weibes ſollte jetzt, wie einſt bey den Tarquiniern die Willkühr der Machthaber zertrümmern, und die Freiheit des Volkes retten.

Appius ſah eines Tages, als er in Rom auf ſeinem Tribunal Recht ſprach, ein ſehr ſchönes Mädchen ungefähr fünfzehn Jahre alt, von einer alten Frau, ihrer Amme begleitet, in eine der öffentlichen Schulen gehen. Das Einnehmende des Mädchens, durch die Unſchuld der jungfräulichen Sittſamkeit erhöht, erregte ſeine Aufmerkſamkeit, und entflammte ſein böſes Herz. Am folgenden Tage wurde der Eindruck erneuert, und ſeine Leidenſchaften heftiger entzündet. Er nahm ſich vor, ſeine Begierden zu befriedigen, unbekümmert um die Folgen, und fand Mittel, den Nahmen und die Familie des Mädchens zu erfahren. Sie hieß Virginia, und war die Tochter des Virginius, eines Centurio, der ſich jetzt bey dem Heere befand. Icilius, einſt Volkstribun, war mit ihr verlobt, um ſie, nach Endigung des Feldzuges zu ehelichen. Appius wollte anfangs dieſe Ehe verhindern, um ſie ſelbſt zu heirathen;

aber

aber die Geſetze der zwölf Tafeln hatten die Heirathen zwiſchen den Patriziern und Plebejern verboten; dieſen konnte er nicht entgegen handeln, da er ſie ſelbſt angeordnet hatte. Es blieb ihm daher nichts übrig, als ein ſtrafbarer Beſitz, welchen er, lange gewohnt, ſeine Leidenſchaften zu befriedigen, feſt entſchloſſen war, ſich zu verſchaffen. Nachdem er ſich vergebens bemüht, die Treue ihrer Amme zu beſtechen, verfiel er auf ein neues nicht minder ſchändliches Mittel, ſeinen Entzweck zu erreichen. Er ſtiftete einen gewiſſen Klaudius an, zu behaupten, daß das Mädchen ſeine Sklavin ſey, und die Sache ihm, wann er auf ſeinem Tribunal Gericht hielte, zur Entſcheidung vorzutragen. Klaudius begab ſich in die Schule, wo ſich Virginia unter andern Mädchen befand, bemächtigte ſich ihrer, als ſeines Eigenthums, und wollte ſie mit Gewalt wegſchleppen, wurde aber durch das Volk, welches auf ihr Geſchrey herbey lief, daran gehindert. Hierauf brachte er, von der Menge, die ſich ihm widerſetzt hatte, begleitet, das weinende Mädchen vor das Tribunal des Appius, und trug ſeine Anſprüche auf eine ſehr ſcheinbare Weiſe vor. Er behauptete, ſie ſey in ſeinem Hauſe von einer Sklavin geboren, die ſie an die Frau des Virginius, welche unfruchtbar geweſen, verkauft habe. Er habe mehrere glaubwürdige Zeugen, ſeine Ausſage zu beweiſen, bis dieſe aber gehört werden könnten, ſey es billig, die Sklavin ihm, als ihrem rechtmäßigen Herrn, in Verwahrung zu geben. Appius ſchien die Gerechtigkeit ſeiner Anſprüche einzuſehen, und that den Ausſpruch daß, wenn der vermeinte Vater des Mädchens anweſend wäre, ſo könnte er die Auslieferung des Mädchens verſchieben; allein die Geſetze erlaubten ihm in dieſem Falle nicht, ſie ihrem rechtmäßigen Herrn vorzuenthalten. Er ſprach ſie daher dem Klaudius, als ſeine Sklavin zu, daß er ſie ſo lange behalten könnte, bis Virginius im Stande ſeyn würde, zu beweiſen, daß er der wahre Vater ſey. Dieſer Ausſpruch wurde mit großem Geſchrey und lauten Vorwürfen von dem Volke aufgenommen;

men; die Frauen verſammelten ſich um die unſchuldige Virginia, als wollten ſie dieſelbe vor der Willkühr des Richters ſchützen; indeß Icilius ihr Verlobter, ſich kühn dem Urtheil widerſetzte, und den Klaudius nöthigte, unter das Tribunal des Decemvirs zu flüchten. Alles drohte einen offenbaren Aufſtand, ſo daß Appius ſein Urtheil bis auf die Ankunft des Virginius, der damals ungefähr ſechs Stunden von Rom im Lager war, zu verſchieben beſchloß. Der folgende Tag wurde zur Unterſuchung angeſetzt; indeſſen ſchrieb Appius an die Befehlshaber, den Virginius zu verhaften, weil ſeine Ankunft in der Stadt einen Aufruhr unter dem Volke bewirken könnte. Der Brief wurde von den Freunden des Centurio aufgefangen, durch ſie erfuhr Virginius den Anſchlag gegen die Freiheit, und Ehre ſeiner Tochter. Unter dem Vorwande, daß ihm ein naher Anverwandter geſtorben ſey, erhielt er Erlaubniß, das Lager zu verlaſſen, und eilte nach Rom voll Unwillen und heißer Begierde nach Rache. Den folgenden Morgen erſchien er mit ſeiner weinenden Tochter, beyde in die tiefſte Trauer gekleidet, zum Erſtaunen des Appius, vor dem Tribunal. Klaudius, der Ankläger, trug zuerſt ſeine Forderung vor. Er ſagte, es ſey bekannt, daß die Kinder der Sklaven dem Herrn ihrer Aeltern gehörten, und Virginia ſey in der Sklaverey geboren. Er bemerkte, daß das Mitleid vielleicht viele bewegen möchte, ihre Anſprüche fahren zu laſſen, er aber beſtehe auf ſeinem Recht. Er brachte darauf eine Sklavin hervor, die er beſtochen, zu ſchwören, daß ſie die Virginia an die Frau ihres vermeynten Vaters verkauft habe; und ſchloß ſeine Anſprüche damit, daß er behauptete, er könne ihr Zeugniß noch durch viele andere beſtättigen, wenn es nöthig wäre. Virginius antwortete, ſeine Frau hätte viele Kinder gehabt; viele Leute hätten ſie in ihrer Schwangerſchaft geſehen; wenn er die Abſicht gehabt hätte, ein untergeſchobenes Kind anzunehmen, ſo würde er lieber einen Knaben als ein Mädchen genommen haben; es ſey jedermann bekannt, daß

ſeine Frau ihr Kind ſelbſt geſäugt habe; und es ſey unbegreiflich, daß ein ſolcher Anſpruch erſt jetzt nach fünfzehn Jahren vorgebracht würde. Indem der Vater dieſes mit ernſter Miene ſagte, ſtand Virginia ihm zitternd zur Seite, und gab mit den Bitten der überredenden Unſchuld ſeinen Vorſtellungen noch mehr Gewicht. Das Volk bedauerte auch ohne ſeine Gründe die Härte ſeines Schickſals, als Appius, der befürchtete, daß ſeine Reden gefährliche Eindrücke auf die Menge haben möchten, ihn unterbrach, unter dem Vorwande, daß er von der wahren Beſchaffenheit der Sache hinlänglich unterrichtet ſey. »Mein Gewiſſen »verbindet mich, ſagte er, zu erklären, daß ich ſelbſt ein »Zeuge von der Wahrheit der Ausſage des Klaudius bin. »Der größte Theil dieſer Verſammlung weiß, daß ich zum »Vormunde dieſes jungen Mannes geſetzt ward, ich erfuhr »bald, daß er ein Recht auf dieſes Mädchen habe; aber die »öffentlichen Geſchäfte des Staats und die Uneinigkeiten des Volks verhinderten mich damals, ihm zu ſeinem Recht zu verhelfen. Indeſſen iſt es noch nicht zu »ſpät; und vermöge der Gewalt, welche mir zum gemeinen »Beſten anvertraut worden, ſpreche ich die Virginia dem »Kläger Klaudius, als ſein Eigenthum, zu. Geht Liktoren, »treibt das Volk auseinander, und macht dem Herrn »Raum, daß er ſeine Sklavin in Beſitz nehme.« Die Liktoren gehorchten, trieben das Volk vom Tribunal zurück; und bemächtigten ſich der Virginia, als Virginius den Appius um die Erlaubniß bat, das letzte Lebewohl derjenigen zu ſagen, die er ſo lange als ſein Kind angeſehen hätte. Der Decemvir willigte in dieſe Bitte, doch mit der Bedingung, daß ihr Abſchied in ſeiner Gegenwart vorgehen ſollte. Virginius ſchloß, von den quälendſten Schmerzen durchdrungen, ſeine halb todte Tochter in ſeine Arme, unterſtützte eine Zeitlang ihren Kopf auf ſeiner Bruſt, und trocknete die Thränen ab, die von ihrem liebenswürdigen Geſichte herabrollten. Plötzlich ergriff er ein Meſſer, durchſties die Bruſt der Unſchuldigen, zog den blutigen Stahl

aus

aus dem Körper, und rief: »Appius, bei dieſem Blute der Unſchuld weihe ich deinen Kopf den Göttern der Hölle.« Das blutige Meſſer in der Hand, jedem, der ſich ihm widerſetzen würde, den Tod drohend, durchlief er die Stadt, rief dem Volke wüthend zu, für ſeine Freyheit die Waffen zu ergreifen, und eilte ins Lager. Seine Freunde begleiteten ihn. Schnell war das Heer von dem unterrichtet, was zu Rom vorgefallen war. Der erſchütternde Ruf des Vaters, der die unſterblichen Götter zur Rache aufforderte gegen die Willkühr frecher Tyrannen, der blutige Stahl, erhoben vor einem Heere, das unzufrieden war über mißbrauchte geſetzloſe Gewalt, löſten plötzlich die ſchwachen Bande erzwungenen Gehorſams; das Heer brach auf aus dem Lager, die Anführer wurden verlaſſen, oder verjagt, und die Krieger zogen hin zu den aventiniſchen Hügel, wie zur Zeit der erſten Auswanderung, die zweite Abtheilung des Heeres vereinigte ſich hier in gleicher Geſinnung, die verhaßte Macht der Dezemvirn nicht länger zu dulden.

Indeſſen bot Appius alles auf, den Unruhen in der Stadt zu wehren; aber vergebens; Valerius und Horatius, ſeine Hauptfeinde waren am thätigſten ihm Widerſtand zu thun. Zuerſt dachte er darauf ſich durch die Flucht zu retten, endlich aber wagte er es, durch Oppius, einen ſeiner Gehülfen aufgemuntert, den Senat zu verſammeln, und drang auf die Beſtrafung der Aufrührer. Der Senat war weit entfernt, dieſen Antrag zu genehmigen; er ſah die Gefahren und das Elend vorher, das die Stadt bedrohte, im Fall ſie ſich dem erbitterten Heere widerſetzte; und beſchloß die Wiederherſtellung der alten Regierungsform. Dieſem Beſchluß gab das ganze Volk freudigen Beyfall, und das Heer kehrte mit willigem Gehorſam, wenn gleich nicht mit den Zeichen, doch mit dem Vergnügen eines Triumphs, in die Stadt zurück.

So endigte ſich das Decemvirat, nachdem es nicht ganz drey Jahre gedauert hatte. (J. d. St. 305.) Wir haben das

das Gemälde dieſer Regierung nach den römiſchen Geſchichtſchreibern entworfen, mit allen bittern Beſchuldigungen, welche ſie gewöhnlich gegen dieſelbe vorbringen. Wenn ſie indeſſen in irgend einem Theile ihrer Geſchichte ein offenbares Vorurtheil verrathen, ſo thun ſie es hier. Die Vorwürfe der Räuberepen und des Mordes, welche ſie den Decemvirn machen, ſind mit Ausnahme der angeführten Begebenheiten, nicht erwieſen, eben ſo wenig iſt es klar, ob alle Dezemvirn ſich vereinigt hatten, die ihnen für beſtimmte Zeit übertragene Staatsgewalt für immer zu behaupten. Eine Unterſuchung dieſes Gegenſtandes würde zwecklos ſeyn, auch wenn ſie möglich wäre. Wir würden daraus nur die auf jedem Blatt der Geſchichte ſichtbare Wahrheit beſtätigt finden, daß es für jedes Volk gefährlich iſt, die höchſte Gewalt ohne feſten Schirm einer Verfaſſung, einer, oder mehreren Perſonen zu übertragen. Indeſſen bleibt dieſen Decemvirn das große Verdienſt, daß ihre Geſetzgebung, wie wir bereits erwähnt haben, von den großen Männern des Alterthums für vortrefflich gehalten wurde. Spätere Jahrhunderte haben derſelben gleiche Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, und die gebildetſten Völker Europas haben dieſes Werk zum Theil als Grundlage ihrer Geſetzgebung aufgenommen.

Unmittelbar nach Abſchaffung der Dezemviral-Gewalt wurden Valerius und Horatius zu Konſuln für die übrige Zeit des Jahres gewählt; und Virginius und Icilius zu Tribunen. Die Beſtrafung der Decemvirn war die erſte Handlung dieſer bey dem Volke ſo beliebten Obrigkeiten; ſie beſtimmten dem Appius einen Tag, an welchem er ſich gegen die Anklagen der Tyranney und des Mordes verantworten ſollte. Auch Oppius, einer ſeiner Gehülfen, der nach ihm die größte Schuld auf ſich geladen hatte, würde angeklagt; aber beyde ſahen ſehr richtig voraus, was ſie ſowohl von den Richtern, die ihre erklärten Feinde waren, als von dem Volke, welches ſie ſo oft gegen ſich aufgebracht hatten, zu erwarten hätten. Sie entzogen ſich

durch

durch freiwilligen Tod der Verurtheilung, die ihrer wartete. Die andern acht entflohen aus Rom; Klaudius, der vorgebliche Herr der Virginia, wurde verbannt. So verfolgte die Rachſucht der Tribunen dieſe Männer, welchen ſie den Untergang geſchworen hatten, und ſie ſchienen mit dieſen Strafen noch nicht zufrieden zu ſeyn. Sie waren im Begriff, die Anhänger der Dezemvirn, unter denen ſelbſt viele Senatoren waren, zu ächten; und der Senat zitterte, als er ſahe, daß ſo viele ſeiner Mitglieder dem Untergange ʒugeweiht werden ſollten. Aber Duillius, einer der Tribunen, welcher mehr Mäßigkeit beſaß, als die übrigen, erklärte öffentlich, es ſollte kein Blut mehr vergoſſen werden; man habe den Tod der Virginia hinreichend gerächt, und er wolle nicht, daß man weitere Verfolgungen deßwegen anſtelle.

Hierdurch wurde der Senat zwar beruhigt; allein er fand bald neue Urſachen, unzufrieden zu werden. Die beyden Konſuln ſchienen die Sache der Patrizier gänzlich verlaſſen zu haben, und eben ſo popular, als die Tribunen ſelbſt, bloß darauf zu denken, die Wünſche des Volks zu erfüllen. Das Volk erhielt jetzt das Recht, nicht nur Antheil an der Geſetzgebung zu nehmen, ſondern auch ſelbſt Geſetze zu geben, die für die ganze Republik verbindlich waren. (Plebiscita. J. n. E. d. St. 306). Sie machten ferner ein Geſetz, vermöge deſſen jeder Plebejer, nach ſeiner beſondern Fähigkeit, in alle Wahlen und öffentliche Berathſchlagungen, ohne Ausnahme eben ſo viel Einfluß haben ſollte, als einer der Patrizier; welches endlich allem Unterſchiede zwiſchen dieſen Ständen ein Ende machte. Ein Geſetz, das der Gewalt des Senats ſo nachtheilig war, erregte, natürlich den Wunſch der Konſuln zu demüthigen, welche bloß die Abſicht hatten, ihren eignen Einfluß durch die Unterdrückung des Senats zu vergrößern. Hierzu bot ſich bald eine Gelegenheit an; denn als die Konſuln, welche gegen die Aequier und Sabiner zu Felde gezogen waren, einen vollkommenen Sieg erfochten, und die Ehre des Triumphes

verlangten, beſchloß der Senat, ihnen denſelben nicht zu verſtatten, und erklärte ſie dieſer Ehre unwürdig. Die Konſuln wendeten ſich an das Volk, beklagten ſich heftig über den Senat, und erhielten endlich den Triumph einzig durch die Stimmen des Volkes. So fuhren die beyden Stände des Staats einige Jahre lang fort, im gegenſeitigen Streite; die Patrizier vertheidigten den geringen Schatten von Vorzug, der ihnen noch übrig war; und das Volk that täglich Forderungen, die immer neue Unruhen nach ſich zogen, je mehr ihm zugeſtanden wurde.

Dieſe innern Umtriebe hatten eine Schwäche im Staat zur Folge, während welcher der Muth benachbarter Feinde zunahm. Die Kriege mit den Aequiern und Volskern dauerten noch immer fort; und da ſie manchmal einige unbeträchtliche Vortheile über die Römer erhielten, giengen ſie endlich ſo weit, daß ſie bis vor die Mauern von Rom ſtreiften. Aber nicht allein die Tapferkeit der Römer ſchien durch dieſe Streitigkeiten vermindert zu ſeyn, ſondern auch ihre Gerechtigkeit. Dieſe Tugend, die Grundlage des Ruhmes der Völker verſchwand allmählig und eine verabſcheuungswürdige Habſucht trat an deren Stelle. Dies zeigt ein merkwürdiges Beiſpiel: die Städte Ardea und Aricia ſtritten um ein Stück Landes, und überließen die Entſcheidung dem Senat, und dem Volke zu Rom. Dieſer Streit ward ſo entſchieden, daß das römiſche Volk den Gegenſtand deſſelben ſich zueignete, und hierdurch ſein Gebiet erweiterte, aber auch ſeine National-Ehre verlor. Wir werden im Lauf dieſer Geſchichte noch mehrere Beiſpiele dieſer Art ſehen, nur wurden als die Macht der Römer gewachſen war, Königreiche geraubt.

Die Tribunen arbeiteten in dieſer Zeit unabläſſig an der Erweiterung ihrer Macht. Begünſtigung der Anſprüche des Volkes gab den Vorwand. In dieſer Abſicht brachten ſie zwey Geſetze in Vorſchlag; das eine, daß es den Plebejern erlaubt ſeyn ſollte, ſich mit den Patriziern zu verheirathen; und das andere, daß die Konſulwürde künftig

nicht ausſchließlich durch Patrizier bekleidet werden ſollte. Die Senatoren nahmen dieſe Vorſchläge mit Unwillen auf, und ſchienen entſchloſſen zu ſeyn, eher das Aeußerſte zu erdulden, als in ihre Vollziehung zu willigen. Allein, da ſie fanden, daß ihr Widerſtand die Unruhen des Staats vergrößerte, ſo beſtättigten ſie das Geſetz, die Heirathen betreffend, in der Hoffnung, das Volk zufrieden zu ſtellen. Aber es ließ ſich dadurch nur auf kurze Zeit beſänftigen; denn bey einer Annäherung des Feindes weigerte ſich jedermann, Kriegsdienſte zu thun. Die Konſuln waren genöthigt, mit den Vornehmſten des Senats eine Privatverſammlung zu halten; in welcher ein Mittel vorgeſchlagen wurde, von dem man nach aller Wahrſcheinlichkeit die Beruhigung des Volkes erwarten konnte. Dieſes beſtand darinn, ſechs oder acht obrigkeitliche Perſonen ſtatt der Konſuln aber mit konſulariſcher Macht bekleidet zu erwählen, von denen die Hälfte wenigſtens Patrizier ſeyn ſollten. Dieſer Vorſchlag, wodurch dem Volke in der That zugeſtanden wurde, was es verlangte, erhielt den Beyfall der ganzen Verſammlung; und damit es nicht ſchiene, es ſey dieſes vorher beſchloſſen worden, wurde beſtimmt, daß bey der nächſten öffentlichen Verſammlung des Senats die Konſuln, gegen die bisherige Gewohnheit, zuerſt den jüngſten Senator um ſeine Meynung fragen ſollten. Als der Senat zuſammen kam, beſchuldigte ſie ein Tribun, daß ſie geheime Zuſammenkünſte anſtellten, und gefährliche Anſchläge gegen das Volk anzetteln. Die Konſuln betheuerten dagegen ihre Unſchuld; und um ihre Aufrichtigkeit zu beweiſen, gaben ſie den jüngern Mitgliedern Erlaubniß, zuerſt ihre Meinung zu ſagen. Da dieſe ſchwiegen, traten einige der älteſten Senatoren, deren Popularität bekannt war, auf, und erklärten, daß man dem Volke ſeine Bitte bewilligen müſſe; daß niemand mehr verdiene, Gewalt zu beſitzen, als jene, durch deren Zuſammenwirken die Macht des Staates gegründet, und aufrecht erhalten würde; und daß die Stadt nicht eher völlig frey wäre, bis alle Bürger

zu einer vollkommenen Gleichheit gebracht würden. Hierauf trat, der genommenen Abrede gemäß, Appius Klaudius auf; und wiewohl er im Grunde geneigt war, die Wünſche derer, welche vor ihm geredet hatten, erfüllt zu ſehen, redete er doch, um ſeine Abſichten zu verbergen, mit vieler Heftigkeit und Erbitterung gegen das Volk, und ſagte, ſeiner Meynung nach, dürfte das Geſetz nicht zugeſtanden werden. Dieſes erregte einige Unruhen unter dem Volke. Aber endlich that Genucius, gleich als wenn er das Mittel zwiſchen dem Senat und dem Volke halten wollte, der Abrede gemäß, den Vorſchlag, daß man ſechs obrigkeitliche Perſonen, welche eben die Gewalt hätten, als die Konſuln, auf ein Jahr lang erwählen ſollte, drey aus dem Senat, und drey aus dem Volke; damit man ſich überzeugen könne, ob die neue Form der Regierung den Vorzug von der konſulariſchen verdiene. Dieſer Vorſchlag wurde angenommen, und den Plebejern erlaubt, ſich um das neue Amt zu bewerben. Indeſſen wurden nur Männer aus dem Stande der Patrizier gewählt, obſchon viele aus dem Volke ſich um dieſes Amt bemühten. (J. d. St. 310.) Dieſe neuen Magiſtratsperſonen nannte man Kriegstribunen; zuerſt waren drey, nachher wurden ſie auf vier, und dann auf ſechs vermehrt. Sie hatten die Gewalt und die Zeichen der Konſuln; weil aber ihre Macht unter mehrere getheilt war, ſo war das Anſehen der Einzelnen geringer. Die erſten, welche erwählt waren, blieben nur drey Monate in ihrem Amte, weil die Augurn die Wahl fehlerhaft fanden.

Es wurden nun wieder Konſuln erwählt; und um die Laſt ihrer Geſchäfte zu erleichtern, ordnete man ein neues Amt an, nämlich die Cenſoren, welche alle fünf Jahre erwählt werden ſollten. Ihre Verrichtungen waren, Zählung des Volkes, Schätzung des Vermögens jedes einzelnen Bürgers, Eintheilung der Bürger in verſchiedene Klaſſen, Aufſicht auf die Sitten aller Stände; die Cenſoren konnten die Senatoren ihrer Würde entſetzen, ſie konn-

den Perſonen ihrer Freyheit berauben, und ſie zur Sklaverey verurtheilen. Dieſes Amt war dem Volke um ſo gefährlicher, da zwei Männern aus dem Stande der Patrizier eine beynahe unbeſchränkte Gewalt über Freiheit und Ehre jedes einzelnen Staatsbürgers übergeben wurde. Alle fünf Jahre vollzogen die Cenſoren ihr Amt öffentlich, die Bürger wurden gezählt, und jeder, ohne Ausnahme muſte vor dem furchtbaren Richterſtuhle erſcheinen. Demungeachtet wuchs das Verderbniß der Sitten in gleichem Schritte mit der Macht des Staates. (J. n. E. d. St. 312). Die beyden erſten Cenſoren waren Papirius und Sempronius, beyde Patrizier; und aus dieſem Stande wurden ſie auch nachher beynahe hundert Jahre hindurch, beſtändig erwählt.

Dieſe neue Wahl diente dazu, den Frieden eine Zeitlang zwiſchen den Ständen herzuſtellen; und ein Triumph, welchen der Konſul Geganius über die Volsker erhielt, vermehrte die allgemeine Zufriedenheit, die unter dem Volke herrſchte. So wie man von den Griechen ſagte, daß ein Sieg bey den olympiſchen Spielen den Sieger zu dem höchſten Gipfel des menſchlichen Glanzes erhöb, ſo kann man von den Römern ſagen, daß ein Triumph die höchſte Ehre war, wonach ſie ſtrebten. Wegen dem Triumph fochten die Heerführer nicht weniger als für das Wohl des Staats; und das Volk, mit einem ſolchen Schauſpiele unterhalten, vergaß ſein Elend in der eitlen Einbildung von der Herrlichkeit ſeines Vaterlandes.

Dieſe Stille währte jedoch nicht lange; denn einige Zeit nachher, da eine Hungersnoth die Armen hart bedrückte, wurden die gewöhnlichen Klagen gegen die Reichen erneuert, (Jahr d. St. 313). Man beſchuldigte die Konſuln der Nachläſſigkeit, daß ſie nicht einen hinreichenden Vorrath von Getreide aufgeſchüttet hätten; dieſe aber achteten das Murren des Volks nicht, zufrieden, daß ſie alles mögliche thaten, der dringenden Noth abzuhelfen. Es wurde ein Aufſeher der Märkte (Praefectus annonae) beſtellt, aber die Sorge der Obrigkeiten konnte nicht hinrei-

chend

chend wirken, denn ſchon damals gab es wie in unſern Zeiten verabſcheuungswürdige Menſchen, die im erſten Bedürfniß aller lebenden Weſen, in der Nahrung, Reichthum, Macht und Unterdrückung ſuchten. Spurius Mälius ein reicher Ritter, hatte aus Etrurien große Vorräthe gekauft. Er theilte täglich eine Menge Brod unter die Armen aus, ſo daß ſein Haus der Zufluchtsort aller wurde, welche ein arbeitſames Leben gegen eine mäßige Abhängigkeit zu vertauſchen wünſchten. Da er ſich hierdurch zahlreichen Anhang verſchafft hatte, ließ er eine große Menge Waffen bey Nacht in ſein Haus bringen, und im ſtrafbaren Einverſtändniß mit einigen Tribunen ſuchte er ſich zum Herrn des Staates aufzuwerfen, und ſein Vaterland der Freiheit zu berauben. Minucius, welcher um dieſe Zeit für die Bedürfniſſe des Volkes zu ſorgen hatte, entdeckte bald den Anſchlag, gegen die Freiheit des Staats, und gab dem Senat Nachricht davon. Man entſchloß ſich augenblicklich, einen Diktator zu erwählen, welcher die Macht haben ſollte, die Verſchwörung zu unterdrücken, ohne eine Appellation an das Volk zu verſtatten. Quintius Cincinnatus, jetzt achtzig Jahre alt, wurde noch einmal erwählt, ſein Vaterland aus dieſer drohenden Gefahr zu retten. Er ließ ſogleich durch den Servilius Ahala, den er zum Befehlshaber der Reiter ernannt hatte, den Mälius vor ſich fordern. Da Mälius, in der Hoffnung von ſeinem Anhang unterſtüzt zu werden, zu gehorchen ſich weigerte, ſties ihn Servilius auf dem Markte nieder. Der Dictator lobte dieſe That, ließ die Güter des Mälius verkaufen, ſein Haus niederreiſſen, und ſeinen Vorrath von Getreide unter das Volk austheilen.

Die Tribunen des Volks waren ergrimmt über Mälius Tod, und um den Senat bey der nächſten Wahl dafür zu ſtrafen, beſtanden ſie darauf, ſtatt der Konſuln wieder Kriegstribunen zu erwählen. Der Senat ſah ſich genöthigt, dieſes zuzugeben; und obgleich die Plebejer das Recht hatten, an dieſem Amte Theil zu haben, wurden doch, wie bey

der

der vorigen Wahl, Patricier erwählt. (Jahr d. St. 315.) Im folgenden Jahre wurden jedoch abermal Konſuln gewählt.

Während dieſen Streitigkeiten fuhren die Vejier und die Volsker fort, Einfälle in das römiſche Gebiet zu thun; und die römiſchen Bundsgenoſſen ſelbſt fingen an, in ihrer Treue wankend zu werden. Fidenä, eine alte römiſche Kolonie, fiel an Tolumnius, König der Vejier, ab. Es wurden Geſandte abgeordnet, um Klage wegen dieſen Abfall zu erheben. Die Geſandten wurden ermordet. Dieſes Verbrechen deſto nachdrücklicher zu rächen, ernannte man einen Diktator; und die Wahl fiel auf den Mamerkus Ämilius. Er erhielt einen Sieg über die Vejier, und kehrte darauf mit allen Ehrenzeichen eines Triumphs verherrlicht, durch die Spolien eines Königs den der Legat Cornelius Coſſus getödet hatte, nach Rom zurück.

Der Tod des Tolumnius gewährte jedoch den Römern nur kurze Ruhe; die Vejier erneuerten im folgenden Jahre ihre gewöhnliche Angriffe auf das römiſche Gebiet, die Aequier, und Volsker kämpften gegen die wachſende Macht des römiſchen Staates. Gegen dieſe auswärtigen Feinde wurde gewöhnlich ein Diktator gewählt, der nach einem Feldzug von wenigen Tagen ſiegreich nach Rom zurückkehrte, und die Beute unter ſeine Krieger vertheilte. Daher liebte das Volk den Krieg unter der Anführung der Diktatoren; wir finden daß binnen zwanzig Jahren zehn Diktatoren gewählt wurden. Ämilius Mamerkus und Servilius Priscus bekleideten dieſe Stelle zu wiederholten malen; die wichtigſten Begebenheiten ihrer Amtsführung waren ausgezeichnete Siege, und Triumphe. Ämilius Mamerkus beſchränkte die Dauer des Cenſor-Amtes von fünf Jahren auf achtzehn Monate; Poſthumius Tubero lies ſeinen Sohn hinrichten, der als Befehlshaber der Reiter gegen den Befehl ſeines Vaters ſiegreich geſtritten hatte.

Indeſſen wechſelten während der kurzen Waffenruhe Konſuln und Tribunen mit Konſular-Gewalt beſtändig, ſe

nach-

nachdem das Volk geleitet von den Tribunen eine Form der Regierung vortheilhafter glaubte; da die Kriege mit den Nachbarn jährlich erneuert wurden, und ſich gewöhnlich mit Beſiegung derſelben endigten, ſo ward der kriegeriſche Geiſt des Volkes aufrecht erhalten, und das Gebiet der Römer beſtändig erweitert. Doch durch die ſo oft wiederholte Übertragung unbeſchränkter Gewalt an eine einzelne Perſon, ſo angenehm auch dieſelbe den Senat als Mittel das Volk in Schranken zu halten ſeyn mochte, wurde unvermerkt der Keim zur willkührlichen Herrſchaft gelegt, die in der Folgezeit dem Gemeinweſen verderblich ward, als die unbegränzte Macht der Befehlshaber im Kriege ſich über die Geſetze und die bürgerliche Verwaltung erhob, im Gefühl phyſiſcher Kraft jede Schranke niedertrat, und endlich unter den Cäſarn den Staat zum Eigenthum einer Familie herabwürdigte.

Die Tribunen ſtrebten ohne Unterlaß, die Herrſchaft des Volkes zu erweitern. Im Grund war dieſes blos Vorwand der Feſtſtellung ihrer eigenen Macht. So oft die Konſuln die Bürger zur Heeresfolge riefen, widerſezten ſich die Tribunen; das Volk folgte dieſen, die es als ſeine Schützer verehrte, und verſagte den Kriegsdienſt, der aus dem Grunde ſehr läſtig war, weil der Krieger für ſeine Nahrung und Waffen aus eigenem Vermögen zu ſorgen verpflichtet war. Die Beute war ſein Lohn, aber oft wurde dieſe ungleich vertheilt; die Felder, deren Ertrag zur Nahrung der Familien der im Felde beſchäftigten Männer beſtimmt war, blieben ungebaut; dieſer gewiſſe Verluſt war oft weit größer, als der Gewinn aus der Beute, daher entſtand die groſſe Armuth des gemeinen Bürgers; die Nothwendigkeit Schulden zu machen, und das Elend ward allgemein durch den Wucher, der immer die Geſetze zu umgehen ſucht. Dieſe Anſichten, verbunden mit dem Beſtreben, den Einfluß der Tribunen auf die Stellung der Krieger zu vernichten, veranlaßten den Senat, einen Erſatz in Geld für den Dienſt im Felde feſtzuſetzen, die Bezahlung

aus

aus dem öffentlichen Schatz zu leiſten, und dagegen eine Abgabe von allen Bürgern nach dem Maaßſtab ihres Vermögens zu erheben. Dieſer merkwürdige Beſchluß fällt in das Jahr 345. nach Erbauung der Stadt Rom. Von dieſer Zeit an wurden die Krieger Lohnknechte, (Söldner, Soldaten). Der Staat ſorgte auch für die Lebensmittel, die in grob gemahlenem Getreide (Grütze, wie noch gegenwärtig im ruß. Heer) beſtunden. Erſt unter den Cäſarn wurde der Gebrauch des Fleiſches zur Nahrung der Heere durch Hungersnoth erzwungen. (Tac. Ann. XIV. 24). Den Sold erhielt zuerſt nur das Fußvolk. Nach der Eroberung von Veji wurden auch die Reiter beſoldet. Dieſe Einrichtung wurde mit allgemeinem Beifall aufgenommen. Der Senat erreichte ſeinen Zweck, die Tribunen vermochten nicht mehr, das Volk an der Heeresfolge zu hindern, denn für den Sold ergriff jeder willig die Waffen. Der Krieg wurde jetzt nicht mehr blos durch Einfälle in das Gebiet der Feinde geführet, er gewann eine regelmäßige Geſtalt; die erſte Unternehmung wurde gegen die Stadt Veji gerichtet. Dieſe alte Nebenbuhlerin Roms war lange Zeit ein blühender, ſtarker und furchtbarer Ort; ſie lag auf einem ſteilen Felſen und war mit einer großen Anzahl entſchloſſener und muthiger Vertheidiger verſehen. Sie hatte vor kurzem ihre Regierungsform aus einer republikaniſchen in eine königliche verwandelt; und dieſe Veränderung trug nicht wenig bey, daß ſie von ihren bisherigen Bundesgenoſſen nicht wie in früheren Zeiten unterſtützt wurde. Die Urſache dieſes Krieges, die mit der Eroberung von Veji endigte, war die bereits erwähnte Ermordung der römiſchen Geſandten. Es wurde beſchloſſen, Veji förmlich zu belagern. Die Stadt war feſt durch ihre Lage; die Bürger waren zahlreich, und mit allen Bedürfniſſen des Lebens wohl verſehen. Sie hatten Verbündete, die durch wiederholte Angriffe das römiſche Heer beunruhigten. Die muthigen Bürger zerſtörten oft die Werke der Belagerer; mit abwechſelndem Glück wurde die Belagerung dieſer Stadt zehn Jahre lang fortgeſetzt; im

im Winter wurden Zelte mit Thierhäuten bedeckt errichtet, und es iſt merkwürdig, daß dieſe Belagerung das erſte Beiſpiel in der römiſchen Geſchichte iſt, wo ſelbſt während der ſtrengen Jahreszeit keine Waffenruhe eintrat.

Indeſſen nahm durch die lange Dauer dieſer Belagerung die Bevölkerung der Stadt Rom ſo merklich ab, daß ein Geſetz nothwendig ward, wodurch die mannbaren Jünglinge verpflichtet wurden, die Wittwen der Erſchlagenen zu heurathen. Die Tribunen ergriffen dieſe Gelegenheit die Maasregeln des Senats zu tadeln, ſie veranlaßten einen beſtändigen Wechſel der Heerführer, ſie erſchwerten die Erhebung der Abgaben, die zur Beſoldung des Heeres erforderlich war, ſelbſt das Ackergeſetz, ſeit langer Zeit den Patriziern furchtbar, wurde wieder in Vorſchlag gebracht; ſo ſtanden Senat und Volk abermal feindlich gegen einander, als man den Furius Kamillus zum Diktator ernannte. Kamillus war ein Mann, der ſich ohne Bewerbung zu den höchſten Ehren im Staat empor geſchwungen hatte: er war vor einiger Zeit Cenſor geworden, und wurde als die Zierde dieſer Würde geehrt, ſpäter ward er zum Kriegstribun erwählt, und hatte in dieſem Poſten verſchiedene Vortheile über die Feinde erfochten. Die große Tapferkeit und Geſchicklichkeit, die er in dieſen beyden Stellen bewieſen hatte, rechtfertigten die Wahl des Senats, denn ſobald er zum Diktator erwählt war, lief das Volk zahlreich zu ſeinen Fahnen, im Vertrauen auf das Glück des neuen Heerführers. Er führte ſeine muthvollen Krieger unverzüglich gegen die Bundesgenoſſen von Veji, ſchlug die Falisker und Kapenater in mehreren kleinen Treffen, und wendete ſich nun, da er keinen Feind mehr fand, mit ſeinem ganzen Heere gegen die Stadt. In der damaligen Zeit war die Kunſt Feſtungen zu bezwingen, noch nicht zu dem hohen Grad der Vollkommenheit gebracht, wie in den folgenden Jahrhunderten. Es ſchien unmöglich, die Stadt mit Sturm zu erobern, denn die hohe Lage erſchwerte die Annäherung der Belagerer, ſchwächte die Wirkung ihrer Waf-

Waffen, und gab den von der Höhe gegen ſie gerichteten Pfeilen und Steinen unwiderſtehliche Kraft. Kamillus ließ nun den Hügel untergraben, auf dem die Stadt gelegen war, und bahnte ſeinen Kriegern unbemerkt einen Weg in die Burg; während die Beſatzung ſich gegen alle Angriffe ſicher glaubte, wurde ſie nach zehnjähriger Belagerung ein Raub der Sieger. Der Feldherr hatte, wahrſcheinlich um ſich in der Gunſt des Volkes feſtzuſetzen, daſſelbe zur Theilnahme an der Plünderung eingeladen. Bereichert mit der Beute von Veji, das der Zerſtörung gewidmet wurde, zogen die Römer nach ihrer Heimath. Kamillus erhielt die Ehre des Triumphs. Sein Wagen wurde von vier weißen Pferden gezogen; hierdurch wurde der Aberglaube des Volkes beleidigt, denn weiße Pferde waren den Göttern heilig.

Doch der hochgefeierte Sieger von Veji genoß nicht lange die Gunſt des Volkes. Nach alter Sitte war der zehnte Theil der Beute den Tempeln gewidmet. Kamillus hatte aber die Beute ganz unter die bei der Eroberung der Stadt gegenwärtige Bürger vertheilt. Die Prieſter forderten nun das Eigenthum der Götter zurück, aber es war unmöglich, daſſelbe zu erſetzen, denn es war größtentheils verſchwendet. Dieſe Verlegenheit wurde durch den Edelmuth der römiſchen Frauen beſeitigt. Sie übergaben freiwillig ihren Schmuck den Prieſtern. Der Senat ehrte die Tugend der Frauen dadurch, daß nach ihrem Tode Lobreden gehalten werden durften.

Zu derſelben Zeit machten die Tribunen den Antrag, Veji wieder zu bevölkern. Das Gebiet dieſer Stadt, deren Bewohner nach der Sitte des Zeitalters wahrſcheinlich zur Sklaverei verdammt wurden, ſchien hinreichend, um der Hälfte des römiſchen Volkes Nahrung, und Wohlſtand zu verſchaffen. Dieſer Antrag fand Beifall bei dem Adel, der die Wiederkehr der Unruhen wegen dem Ackergeſetz beſorgte, und bei dem gemeinen Volke, das ſich überall nach Veränderung ſehnt. Aber Kamillus widerſetzte ſich ſtandhaft der Ausführung dieſes Vorſchlags; er erinnerte den Senat an

an den Wachsthum des Staates durch die Großthaten der Voraͤltern, und zeigte, daß die Trennung der Einwohner Roms einem neuen Nebenbuhler das Daſeyn geben, und die Republik in ſtäte Kriege verwickeln würde.

Es wurde beſchloſſen, das Gebiet von Veji zu vertheilen. Sieben römiſche Jugern wurden zureichend geachtet, zur Nahrung einer Familie, und da die ärmſten Bürger zum Anbau dieſer Felder angewieſen wurden, ſo wurde die Ruhe der Stadt erhalten.

Nicht lange nach dieſem Ereigniß fielen die Falisker das römiſche Gebiet an. Kamillus erhielt den Oberbefehl gegen dieſes Volk. Sein gutes Glück verlies ihn auch hier nicht; er ſchlug die Feinde aus dem Felde und belagerte ihre Hauptſtadt, Falerii genannt. Die Eroberung dieſer kleinen Stadt würde in einem Abriß der römiſchen Geſchichte kaum einer Erwähnung verdienen, wäre ſie nicht durch folgenden Zug der Achtung menſchlicher Verhältniſſe merkwürdig, der alle Siege des Kamillus überſtrahlt. Ein Lehrer aus Falerii führte ſeine Zöglinge während der Belagerung in das römiſche Lager, und bot ſie dem Feldherrn als das ſicherſte Mittel, die Uebergabe zu erzwingen an. Dieſer Verrath empörte den edlen Kamillus. Er lies den Verräther entkleiden und binden. In dieſem Zuſtande lies er ihn durch die Knaben mit Ruthen in die Stadt zurückpeitſchen. Dieſer Edelmuth bewirkte die Uebergabe der Stadt. Die Bürger überließen ſich der Grosmuth des Siegers, der ſie um eine Summe Geldes zur Bezahlung ſeines Heeres ſtrafte, und ſie in das Bündniß mit Rom aufnahm.

Die großen Verdienſte, die Kamillus ſich um das Vaterland erworben, erweckten den Neid der Tribunen. Sie bemerkten, daß er wegen der Beute von Veji, und wegen dem Widerſtand gegen die Auswanderung der Hälfte Roms nach dieſer Stadt ſich viele Feinde gemacht hatte. Ueberhaupt war dieſer Mann Gegenſtand ihrer Beſorgniß, und, um ihn aus Rom zu entfernen, klagten ſie ihn vor der

Ver-

Verſammlung des Volkes an, daß er einen Theil der Beute von Veji, beſonders zwei Thore von Erz zu eignen Gebrauch zurückbehalten habe, und beſtimmten ihm einen Tag, an welchem er vor dem Volke erſcheinen ſollte. Kamillus entſchloß ſich, die Beſchimpfung eines öffentlichen Gerichts nicht abzuwarten; er nahm daher von ſeiner Frau und ſeinen Kindern Abſchied, und verließ die Stadt, indem er zu den Göttern flehte, daß ſein Vaterland einſt zur Erkenntniß des Undankes gelangen möchte, deſſen Opfer er geworden. Ardea, eine Stadt in der Nähe von Rom, wählte er zum künftigen Aufenthalt; hier erfuhr er, daß das Volk ihn zu einer beträchtlichen Strafe von fünfzehnhundert Pfunden Erz verurtheilt habe.

Der Sieg der Tribunen über den trefflichſten Bürger des römiſchen Gemeinweſens hatte die traurigſten Folgen für das Vaterland, denn jetzt erhob ſich plötzlich ein furchtbarer Feind, der den Staat dem Untergang nahe brachte. Die Gallier, eine barbariſche Nation, war ungefähr ſeit zwey hundert Jahren über die Alpen in Italien eingefallen, und hatte ſich in dem nördlichen Theile deſſelben niedergelaſſen. Die wohlſchmeckenden Weine und das angenehme Klima hatten ſie herüber gelockt. Wohin ſie kamen, vertrieben ſie die urſprünglichen Einwohner; ſie waren Leute von außerordentlicher Tapferkeit, ungewöhnlicher Größe, fürchterlichem Ausſehen, barbariſch in ihren Sitten, und geneigt zu Wanderungen. Sie hatten bereits den größten Theil des nördlichen Italiens ſich unterworfen und bevölkert, rieſen immer mehrere ihrer Nation aus ihrem wüſten Vaterlande jenſeits der Alpen herüber, und verbreiteten Schrecken und Verwüſtung in den fruchtbaren Gegenden des neu entdeckten Landes. Nach der Sitte wandernder Völker ſuchten ſie ihre Wohnſitze immer mehr auszudehnen, und ſo geriethen ſie in Berührung mit den Etruriern, nachdem ſie die fruchtbaren Ebenen des obern Italiens ſich zugeeignet hatten. Eine Schaar neuer Ankömmlinge, angeführt von Brennus, ihrem

ren Häupfling, belagerte Kluſium, eine etruriſche Stadt. Die Einwohner baten die Römer um Beyſtand. Der Senat, bey dem es Grundſatz war, Unglücklichen niemals Hülfe zu verſagen, war willig, Geſandte an die Gallier abzuſchicken, um ihnen die Ungerechtigkeit ihres Einfalles vorzuſtellen. Zu dieſem Zweck wurden drey junge Senatoren aus der Familie der Fabier gewählt; dieſe hatten mehr Geſchicklichkeit zum Kriege, als zu Unterhandlungen. Brennus empfieng die Geſandten mit ſcheinbarer Freundſchaft; ſie entledigten ſich ihres Auftrages mit der Äuſſerung, es ſei in Italien nicht Sitte, ohne rechtmäßige Beweggründe einen Krieg anzufangen; und die Römer wünſchten zu wiſſen, worin die Bürger von Kluſium die Gallier beleidigt hätten? Brennus erwiederte mit finſtrer Miene, die Rechte tapfrer Leute beruhten auf ihren Waffen; die Römer ſelbſt hätten kein anderes Recht auf die vielen Städte die ſie erobert hätten; und er hätte hinreichende Urſache gegen die Kluſier aufgebracht zu ſeyn, da ſie ſich weigerten, einen Theil ihrer Beſitzungen abzugeben, den ſie wegen Mangel an Bevölkerung anzubauen nicht im Stande wären. Die römiſchen Geſandten, nicht gewohnt, die Sprache eines Eroberers anzuhören, verbargen ihren Unwillen über dieſe ſtolze Antwort, und begaben ſich in die belagerte Stadt. Hier vergaßen ſie ihre Würde, und führten die Bürger in einem Ausfalle gegen die Belagerer an. In dieſem Gefechte tödete Fabius Ambuſtus einen Gallier mit eigner Hand, und wurde erkannt, indem er ihm die Rüſtung auszog. Dieſes Betragen erregte den Unwillen des Brennus; er beklagte ſich durch einen Herold bey dem Senat; da er keine Genugthuung erhielt, hob er die Belagerung von Kluſium auf, und zog gerade gegen Rom. In den Gebieten, die er durchzog, fand er nirgends Widerſtand. Die Römer, aufgeſchreckt durch den ſchnellen Zug der Feinde zogen unter Anführung von ſechs Kriegstribunen zu Felde. Die Stärke ihres Heeres war dem feindlichen gleich, aber unter den Heerführern war Uneinigkeit; ſie wählten einen

nach-

nachtheiligen Standpunkt da, wo der kleine Fluß Allia ſich mit der Tiber vereinigt, ungefähr 3 Stunden ober der Stadt. Hier trafen beide Heere zuſammen. Die Heerführer ſtellten ihre Truppen in Schlachtordnung; die Römer breiteten ihre Glieder aus, damit ſie nicht umringt würden, und ſtellten ihre beſten Legionen auf die Flügel. Die Gallier hingegen hatten durch eine glückliche Anordnung ihre beſten Leute in der Mitte, und thaten mit dieſen den hitzigſten Angriff. Die Mitte der römiſchen Linie war zu ſchwach, einem ſo ungeſtümen Angriffe zu widerſtehen; Sie wurde durchbrochen, und die beiden Flügel getrennt. Vergeblich war jede Anſtrengung ſich zu vereinigen, und eingeklemmt in den Winkel, den die Vereinigung der beiden Flüſſe bildete, fielen die Römer unter dem Schwert des Feindes, oder fanden den Tod in den Wellen, die Niederlage war ſo vollſtändig, daß nur wenige ſich nach Rom retteten; dieſes Ereigniß verbreitete Schrecken und Verwirrung in der unglücklichen Stadt. Jede Hoffnung ein neues Heer dem andringenden Feinde entgegen zu ſtellen, war verſchwunden; ſelbſt die Vertheidigung der Mauern ſchien unmöglich, daher zogen alle Waffenfähige in das Kapitol; hieher wurden Lebensmittel, und was zur Vertheidigung erforderlich war, gebracht, die Befeſtigung wurde geordnet, man war entſchloſſen, dieſen letzten Zufluchtsort männlich zu behaupten; die alten kraftloſen Bürger, die Frauen und Kinder wurden ihrem Schickſal überlaſſen. Sie zerſtreuten ſich zum Theil in die benachbarten Städte; viele zogen es vor, den Untergang ihres Vaterlandes nicht zu überleben. Dieſes Loos traf beſonders die alten Senatoren und Prieſter, die von einem religiöſen Enthuſiasmus beſeelt, ihr Leben aufzuopfern, und die Verbrechen des Volks auszuſöhnen beſchloſſen. Sie ſetzten ſich in feyerlichen Kleidern, in ihren elfenbeinernen Stühlen auf den Markt. Die Gallier beſchäftigten ſich unterdeſſen in der Freude über ihren Sieg, die Beute in dem feind-

li

lichen Lager zu theilen und zu genießen. Wären ſie gleich nach der Schlacht auf Rom losgegangen, ſo würden ſie das Kapitol ſelbſt erobert haben; aber ſtatt deſſen brachten ſie zwey Tage zu, auf dem Schlachtfelde zu ſchwelgen, und mit barbariſcher Freude zwiſchen den todten Haufen ihrer Feinde zu jubeln. Erſt den dritten Tag nach dem leicht errungenen Siege erſchien Brennus mit ſeiner ganzen Macht vor der Stadt. Er erſtaunte, als er die Thore offen und die Mauern unbeſetzt antraf, und beſorgte eine Kriegsliſt der Römer. Behutſam rückte er in die Stadt, kam auf den Markt, und fand daſelbſt die alten Senatoren, wie ſie in tiefem Stillſchweigen, unbewegt und unerſchrocken, da ſaßen. Der glänzende Anzug, der majeſtätiſche Ernſt, und die ehrwürdigen Blicke dieſer alten Männer, die alle zu ihrer Zeit die höchſten Würden des Staats verwaltet hatten, flößten den barbariſchen Feinden Ehrfurcht ein; ſie hielten ſie für die Schutzgottheiten des Orts, und fiengen an, ſie anzubeten, bis einer, dreiſter als die übrigen, dem Papirius, welchen wir ſchon in der Würde eines Diktators geſehen haben, beym Bart faßte. Einen ſolchen Schimpf konnte der edle Römer nicht ertragen; er erhob ſeinen elfenbeinernen Stab, und ſchlug den Barbaren zu Boden. Dieß war das Zeichen zur allgemeinen Niederlage. Papirius fiel zuerſt, und alle übrigen, ohne Unterſchied, erfuhren ein gleiches Schickſal. So mordeten die grauſamen Sieger drey Tage hinter einander, ohne Geſchlecht noch Alter zu ſchonen; darauf legten ſie Feuer in der Stadt an, und brannten dieſelbe bis auf den Grund ab.

Die ganze Hoffnung der Römer beruhete jetzt auf dem Kapitol; alles, dieſe Feſtung ausgenommen, war ein weiter Schauplatz von Elend, Verwüſtung und Verzweiflung. Alle die prächtigen Gebäude, vordem der Stolz von Rom, lagen jetzt als ein ungeſtalteter Haufe von Ruinen da. Aber nicht allein Rom fühlte die äußerſte Wuth der Sieger, ſondern auch alle benachbarten Städte, welche ihren Anfällen zugänglich waren, erfuhren ein gleiches Schickſal, und

wur-

wurden ohne Schonung abgebrannt. Indeſſen hielt ſich das Kapitol gegen alle Angriffe des Feindes mit großer Tapferkeit. Jeder Verſuch, dieſen einzigen Punkt mit Gewalt zu erobern, ſcheiterte an dem Muth der Beſatzung. Obſchon ſie gänzlich von den Feinden umgeben war, fand ſie dennoch Mittel, den Kamillus zum Beiſtand ſeines Vaterlandes aufzufordern; er wurde zum Diktator ernannt, damit er aus den Flüchtlingen, und den Bundesgenoſſen ein neues Heer ſammeln konnte.

Die Belagerung hatte nunmehr über ſechs Monate gedauert, der Vorrath der Beſatzung war beynahe verzehrt, ihre Anzahl nahm durch die beſtändigen Beſchwerlichkeiten immer ab, und es ſchien nichts übrig zu ſeyn, als zu ſterben, oder ſich dem Sieger auf Willkühr zu ergeben. Sie hatten ſchon den Entſchluß gefaßt zu ſterben, als plötzlich ihre Hoffnung durch den Anblick eines Mannes belebt wurde, der vom Kamillus geſandt war, um der Beſatzung nahe Hülfe zu verkünden. Dieſer Bote, der Pontius Kominius hieß, war in der Nacht durch die Tiber geſchwommen, glücklich durch die Wachen der Feinde gekommen, hatte mit größter Beſchwerde den kapitoliniſchen Felſen erſtiegen, und brachte den Belagerten die Nachricht, daß Kamillus ein Heer zu ihrer Befreiung ſammle; ſchon habe er einen Haufen Feinde überfallen und niedergehauen, die Ardeater und andere Bundesgenoſſen hätten ſich zu ſeinem Beyſtande bewaffnet, und ihn zu ihrem Anführer erwählt, mit ihrer Hülfe würde er bald im Stande ſeyn, die Barbaren anzugreifen, und die Stadt zu befreien. Die Römer wurden zu gleicher Zeit mit Entzücken und Scham erfüllet, da ſie hörten, daß der Mann, den ſie ehemals aus der Stadt getrieben hatten, jetzt bey dieſen verzweifelten Umſtänden ihr Vertheidiger geworden war. Sie beſchloſſen muthig, jeden Angriff der Feinde auszuhalten; der Bote kehrte mit vieler Gefahr in das Lager des Kamillus zurück.

Indeſſen ſetzte Brennus die Belagerung fort. Er hoffte die Uebergabe des Kapitols durch Hunger zu erzwingen,

gen, als ein Zufall beinahe der Beſatzung verderblich wurde. Wahrſcheinlich hatte man die Spur des Boten bemerkt, der den kapitoliniſchen Hügel erſtiegen hatte; Brennus, der hievon benachrichtiget wurde, ſchickte in der Nacht einen auserleſenen Haufen ſeiner Leute ab, den Felſen zu erſteigen. Sie waren ſchon bis auf die Mauer gekommen; die römiſche Wache war eingeſchlafen; die Hunde in der Feſtung ſchwiegen, und alles verſprach einen augenblicklichen Sieg, als die Beſatzung durch den Flügelſchlag, und die Stimme einiger im Tempel der Juno aufbewahrten, vielleicht zum Opfer beſtimmten Gänſe geweckt wurde; jeder griff zu den Waffen die er zuerſt fand, und lief, ſich den Feinden zu widerſetzen. Manlius, ein Patrizier von bekannter Tapferkeit, war der erſte, der ſeine Kräfte aufbot, und andern durch ſein Beyſpiel Muth einflößte. Er ſtieg kühn auf die Schanze, und ſtürzte mit einem Stoß zwey Gallier von dem ſteilen Felſen hinunter; bald wuchs die Zahl der Vertheidiger, und ſo wurden die Wälle in kurzer Zeit von den Feinden gereinigt.

Von dieſer Zeit an ſank die Hoffnung der Barbaren, und Brennus wünſchte nur eine Gelegenheit, um die Belagerung auf eine anſtändige Weiſe aufheben zu können. Seine Soldaten unterredeten ſich oft mit den Belagerten, wenn ſie Wache ſtanden, und die Vorſchläge zu einem Vergleich wurden ſchon von den Gemeinen gemacht, ehe noch die Befehlshaber an eine Unterhandlung dachten. Endlich wurde eine Uebereinkunft getroffen, daß die Gallier die Stadt Rom und ihr Gebiet verlaſſen und dagegen tauſend Pfund Gold erhalten ſollten. Nachdem dieſer Vertrag von beyden Seiten beſchworen war, wurde das Gold hergebracht; da es aber abgewogen wurde, ſuchten die Gallier betrügeriſcher Weiſe das Gewicht zu verfälſchen, und als die Römer ſich darüber beklagten, warf Brennus trotzig ſein Schwert mit dem Gehenge in die Waage, mit den Worten: Wehe den Ueberwundenen! Aus dieſer Antwort ſchloſſen die Römer, daß ſie von der Willkühr des

Siegers keine Schonung zu erwarten hätten. Aber jezt erſchien Kamillus an der Spitze eines zahlreichen Heeres, die Unterhandlungen wurden ſogleich abgebrochen, denn der Diktator, als unbeſchränkter Gebieter über Krieg und Frieden, forderte mit den Worten: Rom ſei nicht gewohnt ſich mit Gold, ſondern mit dem Schwerte zu befreien, die Feinde zum Kampfe. Eine blutige Schlacht, in der die Gallier mit ihrem Anführer größtentheils fielen, befreite das Vaterland, und Kamillus verdiente den Triumph als Retter der Republik.

Fünfter Abſchnitt.

Wiedererbauung der Stadt Rom. (J. d. St. 365) Verſchwörung und Tod des Manlius. Krieg gegen die Volsker. Unruhen zu Rem. Das Volk fordert Antheil am Konſulat. Der erſte plebeiſche Konſul. Neue Obrigkeiten, Prätoren für die Rechtspflege, kuruliſche Aedilen wegen der Aufſicht über die öffentlichen Spiele. Tod des Kamillus. Peſt zu Rom. Kurtius. Kriege mit den Samnitern, mit Kapua und Tarent. Pyrrhus, König von Epirus Bundesgenoſſe von Tarent wird von den Römern beſiegt. Italien von den Römern erobert.

Nachdem die Gallier vertilgt waren, ſchlugen die Tribunen vor, die Stadt, die nichts als ein trauriger Schutthaufen war, zu verlaſſen, und nach Veji zu wandern. Hier ſagten ſie, haben wir nur Ruinen, und elende Ueberbleibſel, die dem Volke keinen Wohnſitz gewähren; dagegen finden wir in Veji Gebäude die uns und unſre Familien aufnehmen können; wir haben dort Wälle und Mauern zum Schutz gegen jeden Angriff; dahin müſſen wir den Sitz unſeres Gemeinweſens übertragen. Dagegen ſetzte ſich Kamillus; er bemerkte, daß es ihrer unwürdig ſein würde, nicht nur als Römer, ſondern als Männer, die ehrwürdigen Wohnungen ihrer Vorfahren zu verlaſſen, wo ſie durch wiederholte Zeichen des göttlichen Schutzes mächtig geworden, und ſich ſo vielen Ruhm erworben hatten. Hier in Rom ſei

der Platz, wo einſt Romulus die heiligen Mauern gegründet, hier der Wohnſitz der Götter deren Altäre ſie nicht verlaſſen dürften, ohne ſelbſt die Erinnerung an die Gröſſe ihrer Väter zu verlieren. Durch dieſe Gründe brachte er das Volk dahin, daß der Vorſchlag der Tribunen verworfen wurde. Mit vereinten Kräften wurde der Schutt abgeräumt, und Rom erhob ſich in kurzer Zeit wieder aus den Trümmern. Es iſt jedoch ein unerſetzlicher Verluſt für die Geſchichte, daß in dieſer Zerſtörung auch alle Urkunden der Vorzeit vernichtet wurden. Nur wenige Bruchſtücke wurden aus den Ruinen geſammelt. Die ſpätern Geſchichtſchreiber haben zwar viele einzelne Umſtände von der Entſtehung des Staates bis zu dieſer Zeit angegeben, und hiedurch die Geſchichte deſſelben ergänzt, allein dieſe Ergänzungen verdienen keinen Glauben vor dem Richterſtuhl der Kritik.

Kamillus wurde in der Folge abermal zum Diktator gewählt; er ſchlug die Einfälle benachbarter Völker ab, und überwand die Lateiner, die ſeit dreyhundert Jahren Bundesgenoſſen der Römer waren, aber jetzt ſich der Abhängigkeit von Rom zu entziehen trachteten. Ein neuer Triumph krönte die Tapferkeit dieſes Helden der in ſeinem Glücke mit weiſer Mäſigung keinen andern Vorzug wünſchte, als die Achtung und Liebe des von ihm geretteten Vaterlandes.

Unmittelbar nach dieſem Kriege ward Rom durch eine Verſchwörung beunruhigt, die den Umſturz der Verfaſſung zum Zweck hatte. Markus Manlius, deſſen Tapferkeit die Eroberung des Kapitols vereitelt hatte, erhielt zur Belohnung ſeines Muthes eine Summe Geldes aus dem öffentlichen Schatz, und es wurde ihm auf Koſten des Gemeinweſens ein Haus an der Stelle erbaut, wo er die Gallier von dem Wall des Kapitols herabgeworfen hatte. Dieſer Lohn mochte ihm zu gering ſcheinen, und er trachtete nach der Herrſchaft über ſein Vaterland.

In dieſer Abſicht ſuchte er ſich bei dem Volke beliebt

zu

zu machen; er bezahlte die Schulden einiger aus der niedern Klaſſe des Volkes, und erwarb ſich hiedurch eine beträchtliche Zahl Anhänger, deren Leidenſchaften und Hoffnungen er zu benuzen ſuchte. Die Patrizier nannte er die Unterdrücker des Volkes, das immer unzufrieden mit ſeiner Lage, in jeder Veränderung einen perſönlichen Vortheil erwartet, ohne Rückſicht auf das gemeine Wohl. Der Senat, von dieſen Umtrieben unterrichtet, erwählte den Kornelius Koſſus zum Diktator, unter dem Vorwande, ihn gegen die Volsker abzuſchicken, die einige glückliche Einfälle in das römiſche Gebiet gethan hatten; in der That aber in der Abſicht, den Ehrgeiz des Manlius zu unterdrücken. Der Diktator endigte ſeinen Feldzug gegen den auswärtigen Feind durch einen Sieg; bei ſeiner Rückkehr zog er den Manlius wegen ſeinem Verhalten zur Verantwortung, und ſezte ihn ins Gefängniß. Manlius war aber zu ſehr bey dem Volke beliebt, als daß ihm die Gewalt des Koſſus hätte ſchaden können. Koſſus ſah ſich genöthigt, ſein Amt niederzulegen, und Manlius wurde im Triumph aus ſeinem Gefängniſſe durch die Stadt gebracht. Dieſer glückliche Erfolg diente dazu, ſeinen Ehrgeiz noch mehr zu entflammen. Er brachte jezt die Theilung der Grundſtücke unter das Volk, in Anregung; er behauptete, daß kein Unterſchied zwiſchen den Bürgern des Staats ſeyn müſſe; und um ſeinen Reden mehr Gewicht zu geben, erſchien er immer an der Spitze eines großen Haufens von dem niedrigſten Pöbel, welchen Geſchenke zu ſeinen Anhängern gemacht hatten. Da die ganze Stadt voll Tumult und Aufruhr war, ſah ſich der Senat genöthigt, zu einem andern Hülfsmittel zu greifen, und dem Demagogen die Gewalt des Kamillus entgegen zu ſtellen. Er wurde demnach zu einem der Kriegstribunen erwählt, und ſezte darauf dem Manlius einen Tag an, an welchem er ſich auf Leib und Leben verantworten ſollte. Der Ort, wo das Gericht gehalten wurde, war nahe bei dem Kapitol, und als er der Verrätherey und des Vorhabens, die höchſte Gewalt an ſich zu reißen, angeklagt wurde, wandte er

bloß ſeine Augen gegen das Kapitol, ſtreckte ſeine Hand gegen daſſelbe aus, und erinnerte die Verſammlung an das, was er daſelbſt für ſein Vaterland gethan hatte. Das Volk, deſſen Mitleiden oder Gerechtigkeit ſelten aus vernünftigen Beweggründen entſpringt, weigerte ſich ihn zu verurtheilen, ſo lange er ſich im Anblick des Kapitols vertheidigte; aber ſobald die Verſammlung in den peteliniſchen Hain berufen war, wo man das Kapitol nicht ſehen konnte, wurde Manlius verurtheilt von dem tarpejiſchen Felſen herunter geſtürzt zu werden. So wurde die Scene ſeines Ruhms der Schauplatz ſeiner Strafe und Schande. Sein Haus wurde dem Boden gleich gemacht, und ſeiner Familie verbot man, jemals den Vornamen Markus zu führen.

Es iſt zweifelhaft ob Manlius wirklich die Abſicht hatte, ſein Vaterland zu unterdrücken; gewiß iſt es jedoch, daß die Verurtheilung dieſes Mannes den Kamillus ſehr verhaßt machte. Er hatte den Manlius vor dem Volke des Hochverraths angeklagt, er hatte die öffentliche Stimme gegen den Verbrecher geleitet, das Volk hatte ihn zwar verurtheilt im Einverſtändniß mit den Tribunen, aber dieſe ſuchten nur ſich ſelbſt von aller Schuld loszuſagen, obſchon der Spruch in einer offenen Verſammlung des Volkes geſchehen war. Ein neuer Einfall der Volsker erwarb jedoch dem Kamillus die Liebe ſeiner Mitbürger wieder, er wurde nun zum ſechſtenmal, gegen ſeinen Wunſch zum Kriegstribun gewählt, und ihm, nebſt einen andern Tribun der Heerbefehl übertragen. Dieſer, ungeduldig Ruhm zu erwerben, benutzte einen Zeitpunkt, wo Kamillus durch Krankheit abgehalten war. Er griff den Feind unter ungünſtigen Verhältniſſen an; ſchon war das römiſche Heer zum Weichen gebracht, als Kamillus ſich vom Lager aufrafte, die Flüchtlinge um ſich ſammelte, und den verfolgenden Feind durch einen raſchen Angriff zurückſchlug. Am folgenden Tag wurde die Schlacht erneuert, der Feind erlitt eine gänzliche Niederlage, und Kamillus kehrte,

kehrte, mit der Beute des Sieges beladen, nach Rom zu-rück. (Jahr d. St. 372). Aber auswärtige Eroberungen ſchienen bloß zu neuen Uneinigkeiten in der Stadt Gele-genheit zu geben; denn die Schuldner fiengen wieder an, wie vormals, über ihr Elend zu klagen. Die Einwohner von Präneſte, einer Stadt, welche den Römern zugehörte, thaten auch Einfälle in das römiſche Gebiet. Um dieſe innern und auswärtigen Beſchwerden zu beendigen, wurde Quintius Cincinnatus zum Diktator erwählt, welcher Prä-neſte durch Uebergabe einnahm, und im Triumph mit der Statue des Jupiter Imperator zurückkehrte, die er auf dem Kapitol aufſtellte; ein Umſtand, welcher ſo unbeträchtlich er auch ſcheinen mag, doch zuerſt die Begierde, ihre Er-oberungen weiter auszubreiten, unter den Römern er-weckte.

Zwey Jahre nachher brachen die Streitigkeiten zwi-ſchen den Patriziern und den Tribunen mit ungewöhnli-cher Heftigkeit wieder aus. (Jahr d. St. 375.) Viele von den Plebejern hatten ſich während der letzten Unglücks-fälle ihres Vaterlandes durch Zufall oder Tapferkeit große Güter erworben, und dieſes erweckte in ihnen die Begierde nicht nur an der Regierung, ſondern auch an den Ehren des Staats Theil zu nehmen. Das Volk hatte ſchon vor-her, wie wir geſehen haben, nach dem Konſulat getrachtet; und der Senat, ihm, durch eine kleinliche Ausflucht, Kriegstribunen mit konſulariſcher Gewalt bewilligt; aber dieſes war, wie es ſcheint, nicht genug ſeinen Stolz zu befriedigen. Die Tribunen des Volks erneuerten ihre For-derungen; indeß die ärmern Bürger, bloß darauf bedacht, die Nothwendigkeiten des Lebens zu erwerben, ſich wenig um Ehren bekümmerten, und ruhige Zuſchauer des Streits abgaben. Um dieſe Zeit hatte Fabius Ambuſtus, ein Tri-bun des Volks, zwey Töchter, von denen er die eine an einen Patrizier, und die andere an einen Plebejer verhei-rathete. Als die letztere eines Tages ihre Schweſter be-ſuchte, wurde ſie ſo ſehr von Neid über die Ehren, die

derſelben wegen ihrer patriziſchen Verbindung erwieſen wurden, gequält, daß ſie darüber in eine anhaltende Melancholie verfiel. Ihr Vater und ihr Mann beſchworen ſie eine Zeitlang, ihnen die Urſache dieſer Veränderung ihrer Gemüthsart zu entdecken, welches ſie auch endlich, wiewohl ungern, that. Der Vater, obgleich ſelbſt ein Patrizier, ließ ſich dadurch bewegen, daß er, um ſeine Tochter zu tröſten, ſie verſicherte, er wolle alles thun, um ihr eine gleiche Auszeichnung, wie ihrer Schweſter zu verſchaffen; und um dieſes Verſprechen zu erfüllen, nahm er mit ihrem Manne Abrede, ein Geſetz in Vorſchlag zu bringen, daß künftig einer von den Konſuln aus dem Volk erwählt werden ſollte. Der erſte Schritt war, daß ſie dem Manne das Tribunat verſchafften, und darauf machten ſie, zugleich mit dem Geſetze, wodurch ſie das Konſulat verlangten, den Vorſchlag, daß auch das Ackergeſetz, die gleiche Vertheilung der Ländereyen, zur Vollziehung gebracht werden ſollte; ein Verfahren, welches, wie ſie wohl wußten, dem Volke ſehr ſchmeichelhaft war. Die Streitigkeiten, welche dieſer Vorſchlag nach ſich zog, waren ſo heftig, daß fünf Jahre hindurch keine höchſte Obrigkeit erwählt wurde, (Jahr d. St. 377—382.); indem die Tribunen des Volks und die Aedilen die ganze Zeit über die Regierung führten, wenn das eine Regierung genennt werden kann, was nicht viel beſſer, als eine Anarchie und Verwirrung war. Hiernächſt kamen die Kriegstribunen wieder zur Regierung, und nachdem zwey Jahre verfloſſen waren, (Jahr d. St. 384,) wurde Kamillus zum Diktator erwählt, welcher aber da er das Volk feſt entſchloſſen fand, einen Plebejer zum Konſul zu erwählen, ſein Amt niederlegte.

Vergeblich war die Wahl eines neuen Diktators, unter deſſen Regierung zum erſtenmal ein Befehlshaber der Reiterey aus den Plebejern gewählt wurde. Sein Name war Licinius Stolo. Er ſchlug ein Geſetz vor, daß kein Bürger mehr als fünfhundert Acker (Jugera = 28800 Quadratſchuhe) beſitzen ſollte. Dieſes Geſetz wurde ge-

neh-

vermigt, aber Licinius ſelbſt wurde zu einer Strafe wegen Uebertretung deſſelben verurtheilt.

Auf dieſe Weiſe wurde das Feuer der Uneinigkeit zwiſchen den beyden Ständen des Staats mit gleichem Eifer und Hartnäckigkeit immer erhalten, und auswärtige Feinde dienten nur dazu, die Feindſeligkeit augenblicklich zu beruhigen, aber nicht ganz aufzuheben. Ein anderer Einfall der Gallier, gegen welche Kamillus zum fünftenmal zum Diktator ernannt wurde, that dieſen innerlichen Unruhen auf kurze Zeit Einhalt. Die Furcht vor dieſem Volke war zu dieſer Zeit bey den Römern ſo groß, daß ein Geſetz gegeben wurde, vermöge deſſen die Prieſter von allen Kriegsdienſten, auſſer bei einem Einfall der Gallier, freygeſprochen wurden. Indeſſen lehrte Kamillus ſeine Landsleute das Mittel, ſie zu überwinden. Da er merkte, daß das Schwert die vornehmſte Waffe dieſes wilden Volks ausmachte, ſo verſorgte er ſeine Soldaten mit eiſernen Helmen, und ließ ihre Schilde mit Erz überziehen; zu gleicher Zeit lehrte er ſie auch die Kunſt, ſich ihrer eignen Waffen aufs vortheilhafteſte zu bedienen. Durch dieſe Mittel machte er die Schwerter der Gallier ſo unbrauchbar, daß er ſie, als er ihnen am Fluſſe Anio ein Treffen lieferte, ohne Mühe überwand; ſo daß die Römer anfiengen, die Gallier zu verachten, und ſich über ihre vormalige Kleinmüthigkeit zu wundern.

Nachdem die Ruhe hergeſtellt war, drang das Volk mit Ungeſtüm auf das Geſetz, daß ein Konſul aus den Plebejern erwählt werden ſollte; der Senat ſetzte ſich, wie gewöhnlich, aus aller Macht dagegen; er verbot dem Kamillus, die Diktatur niederzulegen, in Hoffnung, daß er durch deſſen Anſehen im Stande ſeyn würde, ſeine Ehre gegen die Anſprüche des Volks zu behaupten. Als dem zufolge Kamillus eines Tages auf ſeinem Tribunal mit der Ausfertigung öffentlicher Angelegenheiten beſchäftigt war, befahlen die Tribunen, daß die Stimmen des Volks über ihr Lieblingsgeſetz geſammelt werden ſollten; und als der Diktator ſich

die-

dieſem Unternehmen widerſetzte, ſo ſchickten ſie ihre Liktoren ab, um ſich ſeiner Perſon zu bemächtigen, und ihn ins Gefängniß zu führen. Ein ſo unwürdiges Betragen gegen eine Obrigkeit, die bis dahin für heilig gehalten war, erregte eine größere Bewegung in Rom, als man bisher geſehen hatte. Die Patrizier, die den Diktator umgaben, trieben die Liktoren muthig zurück, indeß das Volk, welches unten ſtand, mit gleicher Wuth auf die Verhaftung des Diktators drang. Bey dieſem allgemeinen Aufruhr war Kamillus der einzige, welcher unbewegt zu bleiben ſchien. Er bat die Tribunen, daß ſie einen Augenblick einhalten möchten; darauf berief er die Senatoren zu ſich, führte ſie in einen benachbarten Tempel, und bat ſie, ſie möchten nachgeben, und dadurch dem Staat die Ruhe wiedergeben. Hiernächſt wandte er ſich gegen das Kapitol, als wenn er allen Bemühungen ſeinem Vaterlande zu dienen, das letzte Lebewohl hätte ſagen wollen, und that das Gelübde, der Eintracht einen Tempel zu bauen, wenn er den Frieden unter dem Volke wieder hergeſtellt ſähe. Man folgte ſeinem Rath, und machte das Geſetz, daß einer von den Konſuln künftig aus den Plebejern erwählt werden ſollte. Sertius, welcher lange ein unruhiger Tribun des Volks geweſen war, war der erſte Konſul bürgerlicher Abkunft. Sein Nachfolger war Licinius, deſſen Frau durch ihren Ehrgeiz das neue Geſetz veranlaßte, oder beſchleunigte. Es wurden auch um dieſe Zeit zwey neue Obrigkeiten aus den Patriziern erwählt: nämlich ein Prätor, welcher die Stelle des Konſuls, in Abweſenheit deſſelben, erſetzen, und dem Volke in bürgerlichen und peinlichen Fällen Recht ſprechen ſollte; im Laufe der Zeit wurde die Anzahl der Prätoren bis auf ſechszehn vermehrt. Es wurden auch zwey Aediles Kurules erwählt, ſo genannt, um ſie von den Aedilen des Volks zu unterſcheiden, indem ſie ſich des elfenbeinernen Stuhls und anderer Zeichen der obrigkeitlichen Würde bedienen durften, welche den letztern verſagt waren. Ihr vorzüglichſtes Geſchäft war, daß ſie über die gro-

großen und öffentlichen Spiele die Aufſicht hatten, und im Kriege für das nöthige Getreide und andern Kriegsvorrath ſorgen mußten. Kamillus legte, nachdem er ein langes Leben (er war jezt über achtzig Jahre) in dem Dienſt ſeines Vaterlandes zugebracht, und während dieſer Zeit durch unerſchütterlichen Muth, ſeltne Klugheit, und einen Patriotismus ſich ausgezeichnet hatte, welcher ſelbſt durch die Undankbarkeit des Volks nicht geſchwächt werden konnte, die Diktatur nieder, und erbaute, ſeinem Gelübde zufolge, der Eintracht einen Tempel. Er lebte hierauf noch zwei Jahre; ſein Tod wurde durch eine verheerende Seuche veranlaßt, die damals in Rom herrſchte. Nicht mit Unrecht nennt die Geſchichte den Kamillus den Wiederherſteller Roms.

Aber alle Maßregeln, um eine dauernde Einigkeit zwiſchen den Patriziern und dem Volke zu Stande zu bringen, waren vergebens: ihre Streitigkeiten lebten bey jeder Gelegenheit wieder auf; denn ſo oft neue Obrigkeiten erwählt werden ſollten, verſuchte jede Parthei alles mögliche, die Wahl zu ihrem Vortheil zu lenken; Betrug und Gewalt wurden oft angewandt, den Zweck zu erreichen. So verſchob der Senat alle Unternehmungen gegen die auswärtigen Feinde, damit der neu erwählte plebejiſche Konſul keine Gelegenheit haben möchte, ſich Ruhm zu erwerben; ſo brachte es das Volk bald nachher durch ſeine Beſchwerden dahin, daß die Aediles Kurules ein Jahr um das andere aus ſeinem Mittel erwählt wurden; ja es gelang ihm ſogar, daß man den Markus Rutilius, einen Plebejer, zum Diktator wählte. Zehn Jahre war einer der Konſuln aus bürgerlichen Stamm gewählt, als der Senat dieſes Vorrecht den Plebejern wieder entzog. Nach vierjährigen Kampf ſiegte das Volk, und erhielt das Konſulat wieder. Die Wahl eines Cenſors brachte gleiche Erbitterung hervor; und nach vielen Streitigkeiten wurde der Plebejer, welcher Diktator geweſen war, ungeachtet der vereinten Bemühung der Patrizier, zu dieſer Würde erwählt.

Selbſt

Selbſt zur Prieſterwürde, bis nun ein ausſchließliches Vorrecht des Adels, wurden von jetzt an die Plebejer berufen, da die Zahl der Aufſeher über die heiligen Gebräuche von zwei auf zehn vermehrt, und hievon fünf aus den Bürgerſtand gewählt wurden.

Während dieſen Streitigkeiten in der Stadt, waren die Römer nicht unthätig oder unglücklich in ihren auswärtigen Kriegen. Unter der Anführung mehrerer Diktatoren ſchlugen ſie die Hernizier, die Arunzier, und andere benachbarten Völker; bey jeder Gelegenheit erweiterten ſie ihr Gebiet, und ſchloſſen Bündniſſe, wodurch ſie die kleinen Staaten in Abhängigkeit brachten. Aus dieſer Abhängigkeit entſtund nach und nach die Oberherrſchaft Roms über Italien, und wir werden in der Folge dieſer Geſchichte ſehen, wie die Römer, den Grundſatz der allmähligen Unterjochung niemals aus den Augen verloren, und mit jedem Volk, mit dem ſie in Berührung traten, zuerſt ſich zum Angriff und Schutz verbanden, und bald die Gelegenheit ergriffen, daſſelbe zu unterjochen.

Dieſe immerwährenden Kriege machten neue Einrichtungen in der Anordnung der Heere nothwendig. Es iſt wahrſcheinlich, daß in dieſen Zeiten die Legionen gebildet wurden. Die Krieger, aus denen eine Legion beſtand, waren nach der Art ihrer Bewaffnung in verſchiedene Klaſſen abgetheilt. Das leichtbewaffnete Fußvolk, Velites, ſtand an der Fronte, oder auf den Flügeln, dem folgten in zwei Linien die Speerträger, Haſtati, und die Prinzipes; die Triarii bildeten eine dritte Linie; aus dieſen drei Ordnungen beſtand das ſchwere Fußvolk. Die Reiterei war auf den Flügeln oder hinter der Fronte. Sehr wahrſcheinlich wurde die Legion in verſchiedenen Zeiten anders gebildet, aber Rom verdankte hauptſächlich ſeine Ueberlegenheit im Kriege den Legionen, denen ſelbſt die berühmte Phalanx der Griechen nicht widerſtehen konnte.

Auch der Aberglaube trug bei zu dem Wachsthum der Größe Roms. Mit ängſtlicher Genauigkeit wurden die

die religiöſen Gebräuche und Vorſchriften der Prieſter beobachtet. Einſt wurde ein Diktator erwählt, um einen Nagel in den Tempel des Jupiters einzuſchlagen. Die Verkünder des Willens der Götter hatten dieſe unbedeutend ſcheinende Ceremonie als ein untrügliches Heilmittel gegen die Peſt verordnet, die damals zu Rom herrſchte. Selbſt das Leben opferten ſie freudig dieſen religiöſen Vorurtheilen. Als auf dem Marktplatz ſich einſt die Erde ſpaltete, und ein giftiger Dampf aus dem Schlunde hervorbrach, verſicherten die Prieſter, der Zorn der Götter könne nur durch das Opfer des koſtbarſten, was die Römer beſäſen, beſänftiget werden. Sogleich ſtürzte ſich Quintus Curtius, ein römiſcher Ritter, in voller Rüſtung mit ſeinem Pferde in die Tiefe, die Erde ſchloß ſich wieder, wie die Geſchichtſchreiber erzählen, und die Götter waren verſöhnt.

So verbreitete ſich ungeachtet der raſtloſen innerlichen Bewegungen zwiſchen dem Adel und dem Volk die Herrſchaft der Römer allmählig über alle die zahlreichen kleinen Staaten des alten Latiums; ſie wurden aus ſelbſtſtändigen Gemeinweſen Unterthanen, zinsbare Bundesgenoſſen, unter eigenen Geſezen ſcheinbar frey, oft auch durch römiſche Beſazungen unter den Namen von Kolonien gezügelt. Jezt brach ein Krieg gegen die Samniter aus, der über vierzig Jahre mit wechſelndem Glücke geführt wurde, und mit der Unterjochung dieſes mächtigen Staates endete.

Die Samniter waren eine kriegeriſche Nation, die von den Sabinern abſtammte, und eine weite Strecke des ſüdlichen Italiens, die jezt einen beträchtlichen Theil des Königreichs Neapel ausmacht, bewohnte. Sie waren ſo mächtig an Anzahl und Kriegszucht, als die Römer, und ſtanden gleich ihnen mit verſchiedenen andern Staaten im Bündniſſe. Zwei ſo ehrgeizige Nachbarn, die beyde auf gleiche Weiſe die Waffen liebten, und durch Krieg ihre Macht zu erweitern ſtrebten, fanden bald einen Vorwand, gegen einander in die Schranken zu treten. Die nächſte Veranlaſſung war der Beiſtand, den die Bewohner von

Kapua einem kleinen Nachbarſtaat leiſteten, der von den Samnitern angegriffen wurde. Beſiegt von dieſem kriegeriſchen Volke wendeten ſie ſich nach Rom, und flehten um Hülfe. Der Senat, unter dem Schein von Gerechtigkeit verſagte jedoch die Hülfe, aus dem Grunde, weil die Samniter Freunde und Bundesgenoſſen der Römer wären. Aber die dringenden Bitten der kampaniſchen Abgeſandten, die den Römern ihr ganzes Gebiet als Eigenthum antrugen, und die Weigerung der Samniter, von der Verheerung eines Landes abzulaſſen, welches die Römer jetzt als ihnen angehörig betrachteten, brachte ſie zu dem Entſchluſſe den Krieg zu unternehmen. Valerius Korvus und Kornelius waren die beyden Konſuln die den Schauplatz des Kampfes zwiſchen den beyden eiferſüchtigen Staaten zuerſt eröffneten. Valerius war einer der größten Heerführer ſeiner Zeit; er hatte den Zunamen Korvus von dem ſonderbaren Umſtande erhalten, daß ihm im Zweykampfe mit einem Gallier von rieſenmäßiger Größe, ein Rabe beygeſtanden. Seinem Amtsgehülfen wurde aufgetragen, mit einer Abtheilung des Heeres Samnium, die Hauptſtadt der Feinde anzugreifen, indeß Korvus abgeſchickt wurde, Kapua, die Hauptſtadt der Kampanier, zu entſetzen.

Valerius Korvus beſaß alle Eigenſchaften eines vollendeten Befehlshabers. Mit einem kräftigen Körperbau begabt ertrug er die Beſchwerden des Feldzuges, wie der gemeine Krieger, ſtreng in der Zucht des Lagers, vorſichtig bei jeder Unternehmung, tapfer im Gefecht, und väterlich beſorgt für die Bedürfniſſe des Heeres, erwarb er ſich ſchnell das Vertrauen aller ſeiner Untergebenen, die von ihm angeführt des Sieges gewiß waren, dies zeigte ſich bei dem erſten Treffen; von beiden Heeren ward mit Entſchloſſenheit geſtritten, aber endlich wichen die Samniter, und überließen den Römern das Schlachtfeld. Nicht ſo glücklich war die andere Abtheilung des römiſchen Heeres. Durch Unvorſichtigkeit des zweiten Konſuls gerieth ſie in einen Engpaß, und war bereits umringt, als der

Tri-

Tribun Decius eine Stellung im Rücken des Feindes einnahm. Jetzt wurden die Samniter angegriffen; und mit Verluſt von dreiſſigtauſend Mann geſchlagen; dieſe Schlacht endigte den erſten Feldzug.

Bald nachher ſuchten die Einwohner von Kapua darum an, daß eine römiſche Beſazung bey ihnen überwintern möchte, um ſie vor den Anfällen der Samniter in Sicherheit zu ſtellen. Ihr Verlangen wurde ihnen zugeſtanden; aber Kapua bot den Kriegern ſo viele Vergnügungen dar, und befriedigte ſo reichlich alle Leidenſchaften, daß die römiſche Beſatzung, nicht nur ihren Muth, ſondern auch ihre Tugend verlor. Sie machte den Anſchlag, die Einwohner zu ermorden, und die Stadt für ſich ſelbſt in Beſitz zu nehmen. Die Hoffnung der Beute reizte die Abtheilungen des Heeres, die in ganz Kampanien zerſtreut lagen, ſich mit den Verräthern zur Ausführung des Verbrechens zu verbinden. Die Befehlshaber, von dieſem Anſchlag unterrichtet, zogen das Heer ſchnell zuſammen. Da die Waffen wegen der ſtrengen Jahrszeit ruhten, ſo beſchäftigte man die Krieger mit Lagerſchlagen und andern kriegeriſchen Uebungen. Aber ungeachtet der Sorgfalt des Feldherrn vereinten ſich die Soldaten, geängſtigt durch das Bewußtſeyn ihrer treuloſen Entwürfe, und giengen geradezu auf Rom los. Eine Zeitlang fehlte es ihnen an einem Anführer, indem keiner Kühnheit oder Niederträchtigkeit genug hatte, eine Schaar von Verräthern anzuführen. Endlich zwangen ſie den Quintius, einen alten angeſehenen Soldaten, der ſich damals auf dem Lande aufhielt, ihr Anführer zu ſeyn; ſo näherten ſie ſich der Stadt auf vier Stunden. Ein ſo fürchterlicher Feind, welcher ſchon beynahe vor den Thoren war, ſetzte den Senat in gerechte Beſorgniß; er erwählte ſogleich den Valerius Korvus zum Diktator, und ſchickte ihn mit einem ſchnell geworbenen Heere gegen die Aufrührer. Die beyden Armeen ſtanden jetzt gegen einander; Väter und Söhne ſahen ſich im Begriff das Schwert im eigenen Blute zu trän-

tränken. Die Klugheit und Menſchlichkeit des Diktators verhinderte jedoch den Bürgerkrieg. Muthig trat er unter die Aufrührer, vertrauend auf das Anſehen, das er ſich im Heere erworben. »Ich habe, ſprach er, Gelegenheit »genug gehabt, meine Tapferkeit im Kriege zu zeigen, »es fehlt mir nur noch der Ruhm, den Frieden zu er»halten. Ihr könnt kein Mißtrauen in mich ſetzen, meine »Freunde, oder glauben, daß Valerius Korvus jemals zu »ſtrenge ſey, er der noch nie ein Geſetz in dem Senat »vorſchlug, welches euern Vortheilen zuwider geweſen wä»re. Ihr könnt nicht fürchten, daß derjenige ſtrenge gegen »euch ſey, der immer nur gegen ſich ſelbſt ſtrenge war. »Aber, wozu ihr euch immer entſchließen möget, ſo bin ich »entſchloſſen, nur meine Pflicht zu erfüllen. Wenn ich »mein Schwert ziehe, ſo wird es nicht eher geſchehen, bis »ihr zuerſt das eurige gezogen habt; wenn Blut vergoſſen »werden ſoll, ſo müſſet ihr den Anfang machen. Aber »was für Blut wollt ihr vergießen? Nicht eurer Feinde, »nicht der Samniter oder der Volsker Blut, ſondern eu»rer Väter, Brüder, Kinder und Mitbürger; und das im »Angeſicht dieſer Berge, die euch beydes, das Leben und »die Erziehung, gegeben haben. Aber nein, das müſſe »nicht geſchehen. Quintius, wenn du der Anführer dieſes »ſchändlichen Feldzuges biſt, ſo trage deine Forderungen »vor; wenn ſie nur Billigkeit zum Grunde haben, ſo »werden wir ſie mit Gnade bewilligen.« Die ganze Armee war über dieſe Anrede gerührt. Quintius, als ihr Wortführer, verlangte bloß, daß man ihnen den Abfall von ihrer Pflicht vergeben möchte; und was ihn ſelbſt anbetraf, da er an ihrer Verſchwörung unſchuldig war, ſo hatte er nicht nöthig, für Vergehungen um Vergebung zu bitten. So wurde dieſer Abfall, welcher die Stadt ſo ſehr bedrohete, durch die Klugheit und Mäßigung eines Mannes unterdrückt, der ſeine größte Ehre darin ſetzte, ſanftmüthig gegen ſeine Freunde, und bloß ſeinen Feinden furchtbar zu ſeyn. Die Aufrührer erhielten Verzeihung ihres Fehltrittes

trittes, und der Diktator zog begleitet von dem vereinigten Heere nach Rom zurück.

Nachdem der Krieg mit den Samnitern eine Zeitlang mit abwechſelndem Glücke geführt war, wurde ein Friede geſchloſſen, (Jahr d. St. 411.), welcher den Lateinern und Kampaniern ſo unbillig ſchien, daß ſie dadurch zu einer Empörung bewogen wurden. Die erſtern giengen in ihren Forderungen ſo weit, daß ſie darauf beſtanden, es ſollte einer von den Konſuln, und die Hälfte des Senats aus ihnen erwählt werden; die Römer verſuchten anfänglich, ſie durch ſanfte Mittel von ihrem Vorhaben abzubringen; allein ſie beſtanden hartnäckig auf ihrer Forderung, indem ſie die Gelindigkeit der Römer der Furcht beymaßen. Um ſie für ihren Uebermuth zu züchtigen, wurden die beyden Konſuln, Manlius Torquatus und Decius Mus, von dem Senat abgeſchickt, um einen Einfall in ihr Land zu thun. Die Lateiner rüſteten ſich zur tapfern Gegenwehr; und es erfolgte ein ſehr blutiges und hartnäckiges Treffen. In dieſem Treffen zeigte ſich die genaue Kriegszucht und der außerordentliche Patriotismus der Römer in einem Grade, welcher vielmehr das Erſtaunen, als die Bewunderung der Nachwelt erregt hat. Da die Lateiner und Römer ein benachbartes Volk, und ihre Kleidung, Waffen und Sprache dieſelben waren, ſo war die genaueſte Kriegszucht deſto nothwendiger, um eine Verwirrung in der Schlacht zu vermeiden. Darum befahl der Konſul Manlius bei Todesſtrafe, daß niemand ſeinen Platz verlaſſen ſollte. Der Uebertreter wurde mit dem Tode bedroht. Als beide Heere im Begriff waren das Treffen anzufangen, ritt Metius, der Anführer der feindlichen Reuterey, aus ſeiner Linie, und forderte einen Ritter des römiſchen Heeres zum Zweykampf. Eine Zeitlang hielt ſich alles ſtille, weil kein Soldat es wagen wollte, den Befehl zu übertreten, bis Titus Manlius, des Konſuls eigner Sohn, von Scham über die Feigheit ſeiner Mitbürger entbrannt, muthig gegen ſeinen Feind heraustritt. Beide Geg-

ner trafen heftig gegen einander. Das Pferd des Römers wurde verwundet, Metius ſtürzte zur Erde, ſein Pferd war getödtet. Indem er ſich erhob, um den Kampf fortzuſetzen, traf ihn das Schwert des Römers. Unter dem Freudenruf ſeiner Mitbürger zog er dem erſchlagenen Feinde die Rüſtung ab, und nahte ſich dem Zelte ſeines Vaters, ſtolz auf ſeinen Sieg, aber ängſtlich, weil er den Befehl des Konſuls übertreten. Mit geſenktem Blick legte er die erbeutete Rüſtung zu des Vaters Füſſen; er entſchuldigte die Uebertrettung des Befehles mit dem angebohrnen, unwiderſtehlichen Geiſte der Tapferkeit; aber der Konſul befahl, ihn vor das Heer zu führen. Mit finſterm Blicke, aber mit Thränen im Auge ſprach hier der Konſul: »Titus »Manlius, da du weder die Würde des Konſuls, noch die »Befehle deines Vaters geachtet; da du die Kriegszucht zer»ſtört, und ein Muſter des Ungehorſams durch dein Bey»ſpiel gegeben haſt: ſo ſetzeſt du mich in die traurige »Nothwendigkeit, entweder meinen Sohn, oder mein Va»terland aufzuopfern. Aber laß uns in dieſer ſchrecklichen »Wahl nicht wanken; tauſend Leben wären in einer ſol»chen Sache nicht zu koſtbar. Ich erwarte, daß du gerne »dein Leben opferſt für das Glück des Vaterlandes. Dein »Tod wird ein warnendes Beyſpiel für die Zukunft ſeyn.« Entſetzen über dieſen unnatürlichen Befehl erfüllte das ganze Heer, aber die Krieger fühlten die Nothwendigkeit ſtrengen Gehorſams; ſie ſahen das Blut des jungen Helden fließen, deſſen Sieg Verbrechen war gegen die Geſetze des Krieges. Der Leichnam wurde auſſer das Lager gebracht, und mit der Beute ſeines überwundenen Feindes geſchmückt, mit aller Pracht der kriegeriſchen Trauer begraben.

Jetzt begann das Treffen mit gleicher Wuth; und da die beyden Heere mit gleichen Waffen, oft unter den nämlichen Anführern gefochten hatten, ſo ſchlugen ſie ſich mit aller Erbitterung eines bürgerlichen Krieges. Die Lateiner

verließen ſich auf ihre körperliche Stärke; die Römer auf ihre unüberwindliche Tapferkeit und geſchickte Anführung. Truppen, die ſich ſo wenig nachgaben, ſchienen bloß den Schutz ihrer Gottheiten zu bedürfen, um die Schale des Sieges auf die eine oder die andere Seite zu neigen; und in der That hatten die Augurn vorher geſagt, wenn irgend ein Theil des römiſchen Heeres geſchlagen würde, ſo müſſe der Anführer dieſes Theils ſich den unſterblichen Göttern weihen, und als ein Opfer für ſein Vaterland fallen. Manlius führte den rechten Flügel, Decius den linken. Beyde fochten eine Zeitlang mit zweifelhaftem Glücke, aber mit gleicher Tapferkeit; endlich fieng der linke Flügel der Römer an zu weichen. Da entſchloß ſich Decius, ſich für ſein Vaterland den Göttern zu weihen, und ſein Leben als ein Opfer hinzugeben. Er rief dem Manlius der damals Oberprieſter (Pontifex maximus) war, mit lauter Stimme zu, und fragte ihn, um die Art der Weihe. Nach ſeiner Anweiſung weihete er ſich, in einen langen Rock gekleidet, das Haupt bedeckt, mit vorwärts ausgeſtreckten Armen, und auf einem Wurfſpieß ſtehend, den Göttern des Todtenreichs für das Wohl ſeines Vaterlandes. Hierauf bewaffnete er ſich, ſtieg zu Pferde, ſtürzte mitten unter die Feinde, und verbreitete Schrecken und Beſtürzung wohin er kam; bis er mit Wunden bedeckt niederfiel. Unterdeſſen betrachtete die römiſche Armee dieſe Aufopferung als die gewiſſe Verſicherung eines glücklichen Erfolgs; auf den Aberglauben der Lateiner wirkte der Heldentod des Decius ſo, daß ſie jetzt die Götter ſelbſt im Bunde mit den Römern zu ſehen glaubten. Sie verließen das Schlachtfeld in eiliger Flucht, aber die Römer ſetzten ihnen lebhaft nach und erſchlugen ſo viele, daß kaum der vierte Theil des Heeres der Lateiner ſich retten konnte. Dies war das letzte Treffen von einiger Erheblichkeit, welches zwiſchen den Lateinern und Römern vorfiel; die erſteren ſahen ſich gezwungen, unter harten Bedingungen um Frieden zu bitten; und als zwey Jahre nachher ihre ſtärkſte

Stadt Pedium erobert ward, ſo wurden ſie gänzlich der römiſchen Oberherrſchaft unterworfen.

Die Samniter waren indeſſen noch nicht überwunden; es war vor einiger Zeit Friede mit ihnen geſchloſſen, aber man ſchien auf beyden Seiten nicht geneigt, ihn lange zu halten. Der Beyſtand, welchen ſie den Kampaniern leiſteten, die ehemals die Römer um Schutz gegen ſie angefleht, und jetzt den ihrigen gegen die Römer erbeten hatten, erneuerten einen Krieg, welcher, wenn er gleich manchmal durch Aufſchub und Unterhandlungen unterbrochen wurde, ſich doch nur mit dem Untergange dieſes Staats endigen ſollte. (Jahr d. St. 431.) Eine Zeitlang war das Schickſal dieſes Krieges ungewiß; denn obgleich die Samniter im Ganzen den Kürzern zogen, ſo machte doch ein ſehr harter Unfall, welcher die Römer um dieſe Zeit betraf, eine Pauſe in ihrem gewöhnlichen guten Glücke, und neigte die Schale auf die Seite des Feindes. Da der Senat den Samnitern den Frieden abgeſchlagen, ſo beſchloß ihr Heerführer Pontius, durch Liſt zu gewinnen, was er ſo oft durch Gewalt verloren hatte. Er beſetzte die Ausgänge eines Engpaſſes, Kaudium genannt, mit einer ſtarker Abtheilung ſeines Heeres, und ſchickte zehn von ſeinen Soldaten, wie Hirten gekleidet ab, mit dem Befehl, ſich auf den Weg zu begeben, auf welchem die Römer heranzogen. Die römiſchen Konſuln trafen auf die verkleideten Krieger, und fragten ſie, wohin ſich das Heer der Samniter gewendet habe. Sie antworteten mit angenommener Gleichgültigkeit, ſie wären vor Luceria, eine Stadt in Apulien gerückt, und belagerten ſie jetzt. Der römiſche Heerführer, welcher die Liſt nicht argwohnte, zog auf dem kürzeſten Wege nach Luceria. Dieſer Weg führte durch das Kaudiniſche Thal. Kaum waren die Konſuln mit den ganzen Heere in den Engpaß, als Pontius ihnen dem Rückzug verſchloß. Er ſandte nun eine Botſchaft an ſeinen Vater Herennius, der damals den Staat von Samnium regierte. Der alte ſchlaue Samniter, welcher die Denkungsart der

Rö-

Römer kannte, und wußte, daß ein ſtolzer Feind entweder gänzlich überwunden, oder gänzlich gewonnen werden müſſe, gab ſeinem Sohn den Rath, entweder alle ohne Unterſchied niederzuhauen, oder ſie ohne Beleidigung loszulaſſen; eines von beyden, ſey nothwendig; dies würde ſie außer Stand ſetzen, künftig den Samnitern zu ſchaden; oder ihnen eine Verpflichtung auflegen, deren ſie ſich nie entledigen könnten. Dieſer kluge Rath wurde verworfen; man ſchlug einen Mittelweg ein, welcher bloß dazu diente, die Römer zu erbittern, aber nicht, ſie zu bezwingen. Pontius befahl den römiſchen Konſuln, das Heer ſollte die Waffen ablegen, die Soldaten und alle Befehlshaber ſollten entkleidet unter dem Joche durchgehen, wozu zwei Speere ſenkrecht in die Erde geſtoßen und ein dritter in die Quere befeſtigt wurde; alles Gepäcke und die Waffen ſollten den Samnitern gehören; der Krieg ſollte geendigt ſeyn, und künftig der Friede zwiſchen Rom und Samnium nach den frühern Bedingniſſen beſtehen. In dieſer traurigen Lage, wo das römiſche Heer ohne Lebensmittel und ohne Hoffnung der Befreiung war, ſahen ſich die Konſuln gezwungen, die ſchimpflichen Vorſchläge der Samniter anzunehmen. Entwafnet und entkleidet zog das ganze römiſche Heer im Angeſicht der ſiegenden Feinde durch das Joch. In Rom war die Beſtürzung allgemein, und ſelbſt ein Diktator, der in dieſer Zeit gewählt wurde, legte ſein Amt nieder, ohne etwas Merkwürdiges gethan zu haben. Endlich beſchloß der Senat, die Konſuln, als die Urſache dieſes Unglücks, der Willkühr des Feindes zu übergeben, und den Krieg fortzuſetzen. Dieſe Männer, die höchſte Obrigkeit des Staates wurden entkleidet, und in Feſſeln an die Sabiner geſandt. Aber Pontius, welcher richtig anmerkte, daß das Leben zweyer Leute keine Erſtattung für das Leben eines ganzen Heeres abgeben könnte, weigerte ſich, dieſe Genugthuung anzunehmen, und ſandte die Konſuln mit bittern Beſchwerden über die Treuloſigkeit der Römer zurück. Der Krieg wurde erneuert, die Samniter in verſchiedenen Treffen über-

überwunden, und die Gefangenen unter dem Joche entlaſſen. Dieſe Vortheile der Römer veranlaßten einen zweyjährigen Stillſtand, und als der verfloſſen war, würde der Krieg, wie gewöhnlich, viele Jahre hinter einander fortgeſetzt; die Macht der Samniter nahm täglich ab, und die Zuverſicht der Römer wurde mit jedem Siege vermehrt. Papirius Kurſor, welcher zu verſchiedenen Zeiten Konſul und Diktator war, triumphirte mehrmals über ſie. Fabius Maximus hatte auch Antheil an dem Ruhme, ſie überwunden zu haben; und Decius, der Sohn jenes Decius, welcher ſich etwa vierzig Jahre vorher für ſein Vaterland aufopferte, folgte dem Beiſpiel ſeines edlen Vaters, indem er ſich auch mitten in die Feinde ſtürzte, und den Sieg ſeinen Mitbürgern durch den Verluſt ſeines Lebens erkaufte. Es kann uns in der That wunderbar vorkommen, wie die Samniter ſo lange der römiſchen Macht die Spitze bieten konnten; aber wir müſſen bedenken, daß alle ſie umgebende kleine Staaten, entweder aus Intereſſe oder aus Eiferſucht über die wachſende Größe der Römer, mit ihnen verbunden waren. So ſchickten die Tarentiner, die Lukaner, die Thurier und alle ſüdlichen Staaten Italiens ihnen Hülfstruppen, welche dem Fortgange der Sieger eine Zeitlang Einhalt thaten. Aber ſowohl dieſe Bundesgenoſſen, als die Samniter ſahen ſich, nach wiederholten Niederlagen, ihrer Städte und des größten Theils ihres Landes beraubt: ſie fühlten ſich, am Ende des Krieges, gänzlich erſchöpft; beynahe zweymal hundert tauſend ihrer tapferſten Leute waren im Treffen umgekommen, und die Ueberbleibſel gänzlich außer Stande, den Siegern Widerſtand zu thun. In dieſer Noth, da die italiſchen Staaten nicht mehr im Stande waren, ſich ſelbſt zu vertheidigen, ſahen ſie ſich genöthigt, den Beyſtand einer fremden Macht zu Hülfe zu rufen, und nahmen daher zu dem Pyrrhus, dem König von Epirus, ihre Zuflucht, um ſie von dem drohenden Untergange zu retten.

Pyrrhus, ein Fürſt von großer Tapferkeit, Ehrbegierde

und Macht, hatte ſich das Beyſpiel Alexanders, ſeines großen Vorgängers, zur Nachahmung gewählt: er wurde für den erfahrenſten Heerführer ſeiner Zeit gehalten, ſein Heer war mit allen Vorräthen verſehen, muthig und in Waffen geübt. Zwar wurde er von der Stadt Tarent, der vorzüglichſten unter den Pflanzſtädten der Griechen im Unteritalien eingeladen, ohne Heer zu kommen, und nur den Oberbefehl über die Kriegs-Macht der Stadt, und ihrer Verbündeten zu übernehmen, aber Pyrrhus, der hier eine Ausſicht fand, ſeine Macht zu erweitern, ſammelte ein beträchtliches Heer, und zog gegen die Küſten von Epirus. Unter dem Befehl des Cineas, eines erfahrnen Kriegers und Schülers des großen Redners Demoſthenes ſandte er eine Abtheilung von dreitauſend Mann voraus. Er ſelbſt ſchiffte ſich bald nachher mit drey tauſend Mann zu Pferde, zwanzig tauſend zu Fuß, und zwanzig Elephanten ein, dieſe zum Krieg abgerichteten Thiere ſah man damals zuerſt in Italien. Aber viele Schiffe waren in einem Sturm theils zerſtreuet, theils zu Grunde gegangen. Nach ſeiner Ankunft zu Tarent gieng ſeine erſte Sorge dahin, den Geiſt des Volkes zu verbeſſern, zu deſſen Beiſtand er berufen war; denn er ſah, daß eine gänzliche Verderbniß der Sitten in dieſer üppigen Stadt herrſchte, und daß die Einwohner mehr mit ihren Vergnügungen, mit Feſten und Tänzen, als mit der Sorge, ſich zum Kriege zu rüſten, beſchäftigt waren; er gab daher Befehl, daß alle Oerter, zu den öffentlichen Luſtbarkeiten beſtimmt, geſchloſſen, und alle Vergnügungen welche die Soldaten zum Kriege unfähig machten, eingeſtellt werden ſollten. Er bemühte ſich, die Frechheit, womit die Tarentiner ihren Obrigkeiten begegneten, zu unterdrücken, und ließ auch einige, die ſich Spottreden gegen ihn erlaubt hatten, vor ſich bringen. Indeſſen wurde er doch, durch die witzige Art, wie ſie die Beſchuldigung eingeſtanden, bewogen, ſie nicht zu ſtrafen. »Ja, ſagten ſie, wir haben alles dieſes von dir geſagt, »und wir würden noch mehr geſagt haben, wenn wir mehr

»Wein

»Wein gehabt hätten.« Aber ob er ihnen gleich mit einem Lächeln vergab, ſo gebrauchte er doch die Vorſicht, ſich vor ihrer bekannten Fälſchheit zu ſichern. Er ſchaffte alle Bürger aus der Stadt, die er gefährlich, oder ſeinen Befehlen abgeneigt glaubte. Die Römer rüſteten ſich mit vieler Klugheit gegen einen Feind, deſſen kriegeriſcher Ruhm groß war. Die meiſte Beſorgniß erregte die von den Griechen ausgebildete Kunſt der Stellung und Bewegung des Heeres, denn die Römer hatten bis jetzt nur mit ihren Nachbarn, und mit den ungeregelten Horden der Gallier gekämpft, jetzt aber ſollten ſie mit dem größten Feldherrn ſeiner Zeit, und mit einem Volke in den Kampf treten, vor dem beinahe zu derſelben Zeit, wo die Gallier ſich Roms bemächtigt hatten, das große Reich der Perſer erobert worden. Der Konſul Lävinus wurde mit einem zahlreichen Heere abgeſchickt, um ſeinen Fortſchritten Einhalt zu thun. Pyrrhus zog ihm entgegen, obſchon ein großer Theil ſeines Heeres noch nicht angekommen war. Ehe die Feindſeligkeiten anfiengen, ſchickte er einen Geſandten an die Römer, und bat, ihm zu erlauben, als Vermittler zwiſchen den Römern und Tarentinern aufzutreten. Lävinus antwortete, daß er ihn weder als Vermittler ſchätze, noch als Feind fürchte; hierauf führte er den Geſandten durch das römiſche Lager, damit er alles wohl beobachten, und dem Könige getreuen Bericht davon abſtatten könne.

Da jetzt der Krieg auf beyden Seiten beſchloſſen war, ſo rückten die Heere gegen einander, und ſchlugen ihre Lager, an beyden Ufern des Fluſſes Lyris, ſich gegenüber auf. Pyrrhus war immer äuſſerſt ſorgfältig in der Anordnung ſeines Lagers und in der Beobachtung des feindlichen. Als er an den Ufern des Fluſſes die römiſche Art ſich zu lagern in Augenſchein nahm, rief er aus, indem er ſich zu einem ſeiner Günſtlinge wandte: »Dieſe Feinde ſcheinen mir keine Barbaren (die Griechen nannten alle Völker, die nicht griechiſchen Urſprungs waren, Barbaren) zu ſeyn; und ich fürchte, »wir werden nur zu bald finden, daß ihre Handlungen »ih-

ihrer Entſchloſſenheit gleich ſind. Indeſſen ſchickte er eine Abtheilung ſeiner Truppen die Ufer des Fluſſes hinab, und ließ ſie dort eine Stellung nehmen, im Fall der Feind einen Verſuch machen ſollte, über den Fluß zu ſetzen, ehe er ſeine ganze Armee vereinigt hätte. Es geſchah, wie er erwartet hatte; der Konſul befahl mit einer Hitze, die ſeine Unerfahrenheit bewies, den Uebergang. Die Vorhut der Griechen wich nach hartnäckigem Widerſtand der Tapferkeit der Römer. Pyrrhus hoffte, ihre Reuterey abzuſchneiden, ehe ſie durch das Fußvolk, welches noch nicht über den Fluß gegangen war, verſtärkt werden konnte; und führte daher in Perſon eine auserleſene Schaar Reuterey gegen ſie. Bey dieſer Gelegenheit bewies er ſich ſeines großen Ruhmes würdig: man ſah ihn beſtändig an der Spitze ſeiner Leute, wie er ſie muthig anführte und mit ruhiger Gelaſſenheit ihren Angriff lenkte; indem er zugleich das Geſchäft eines Generals und die Pflicht eines gemeinen Soldaten erfüllte, zeigte er die größte Gegenwart des Geiſtes mit der größten Tapferkeit in ſeiner Perſon vereinigt. Man unterſchied ihn von allen andern durch ſeine edle Miene und ſeine reichen Waffen; ſo daß allenthalben, wo er erſchien, das Gedränge der Schlacht ſich um ihn ſammelte. Da ſein Pferd im Handgemenge unter ihm getödtet wurde, ſo ſah er ſich genöthigt, ſeine Rüſtung mit einem ſeiner Begleiter zu vertauſchen, und ſeinen Leuten auf einer andern Seite des Treffens zu Hülfe zu eilen, wo ſeine unmittelbare Gegenwart erfordert wurde. Die römiſchen Ritter, welche dieſen Begleiter für den König hielten, richteten ihre Angriffe auf ihn; tödteten ihn endlich, und überbrachten ſeine Rüſtung dem Konſul. Die Nachricht von des Königs Tode verbreitete ſich ſchnell durch beyde Heere; die Griechen geriethen darüber in ein paniſches Schrecken, und die Römer glaubten nun des Sieges gewiß zu ſeyn. Aber Pyrrhus ritt mit entblößtem Haupte in die vorderen Glieder, und ermunterte ſein Heer zur Fortſetzung des Kampfes. Nun waren die römiſchen Legionen über den Fluß geſetzt, und das Treffen allgemein geworden; die Griechen

fochten mit dem Bewußtſeyn ihres ehemaligen Ruhms, und die Römer mit der Begierde, neuen Ruhm einzuerndten; bis jetzt waren ſo verſchieden gebildete Heere noch nicht im Kampfe geweſen, und es war unentſchieden, ob der Phalanx der Griechen, oder die Legion der Römer den Vorzug verdiene. Der Sieg blieb lange zweifelhaft; die Römer hatten ſiebenmal den Feind zurückgeſchlagen, und wurden eben ſo oft wieder zurückgetrieben; aber jetzt ſchickte Pyrrhus ſeine Elephanten in das Handgemenge, und dieſe entſchieden die Schlacht. Die Römer, welche noch nie Geſchöpfe von ſolcher Größe geſehen hatten, geriethen über ihre Wildheit, über die Thürme, auf ihren Rücken, mit Bewaffneten beſetzt, in Schrecken. Sie betrachteten ſie wie Ungeheuer, die nicht blos zum Kriege, ſondern zur Zerſtörung beſtimmt ſeyen; ſelbſt die Pferde wurden ſcheu durch den ungewohnten Anblick, und das Geſchrei dieſer ſchrecklichen Geſchöpfe; ſie warfen ihre Reuter ab, und erfüllten die Glieder mit Verwirrung. Nun ſah Pyrrhus, daß er das Treffen gewonnen habe; er ſandte ſeine theſſaliſche Reuterey ab, um den in Unordnung gebrachten Feind anzugreifen, und trieb ihn dadurch gänzlich in die Flucht. Es erfolgte eine ſchreckliche Niederlage; fünfzehn tauſend Römer blieben auf dem Platze, und achtzehn hundert wurden zu Gefangenen gemacht. Aber auch der Sieger hatte die Palme mit großem Verluſt errungen. Pyrrhus ſelbſt war verwundet, und dreyzehn tauſend ſeiner Krieger lagen tod, oder verwundet auf dem Schlachtfelde. Die einbrechende Nacht machte der Niederlage ein Ende, und man hörte Pyrrhus ſagen, noch ein ſolcher Sieg würde ſeine ganze Armee zu Grunde richten. Den folgenden Tag, als er das Schlachtfeld betrachtete, konnte er ſich nicht enthalten, die Leichname der getödteten Römer mit Bewunderung anzuſehen: er ſah, daß alle ihre Wunden vorne bekommen hatten, und daß ihre Miene ſelbſt im Tode eine ſo edle Entſchloſſenheit, und einen ſo fürchterlichen Blick zeigte, der ihm Ehrfurcht abnöthigte; er rief daher mit dem wahren Geiſt eines krie-

geriſchen Abentheurers aus: »O wie leicht wollte ich die »ganze Welt erobern, wenn die Römer meine Soldaten, »oder ich ihr König wäre!« Seine gefällige Begegnung und Höflichkeit gegen die Gefangenen gefiel den Römern ſehr; eine ſolche Verfeinerung der Sitten hätten die Römer noch von den Griechen zu lernen; aber man durfte dieſem edlen Volke eine Verbeſſerung in den Sitten oder im Kriege nur zeigen, ſo waren ſie gleich zur Nachahmung bereit.

Die Römer waren zwar geſchlagen, aber nicht überwunden; ſie waren mit aller Sorgfalt bedacht, ihr Heer zu ergänzen, und ſich dem Sieger zu widerſetzen, welcher, mit den ſüdlichen Staaten Italiens vereinigt, gerade auf Rom anrückte. Indeſſen wollte er ſie doch nicht gern aufs äuſſerſte treiben; und da er ſah, daß ſie große Zurüſtungen machten, ſo hielt ers fürs Beſte, ſich mit dem beſiegten Feinde in Unterhandlungen einzulaſſen. Er ſchickte daher ſeinen Freund, den Redner Cineas nach Rom, um den Frieden anzubieten, und zu unterhandeln. Pyrrhus hatte großes Vertrauen auf die Geſchicklichkeit und Beredtſamkeit dieſes Schülers des großen Demoſthenes geſetzt, und oft verſichert, er habe mehr Städte durch die Beredſamkeit des Cineas, als durch die Waffen erobert. Der alte liſtige Grieche war bereit, die Geſandtſchaft zu übernehmen, und fieng ſeine Unterhandlung, ſobald er nach Rom gekommen war, damit an, daß er ſich bemühete, nicht nur die Senatoren, ſondern auch ihre Frauen, durch Geſchenke, die er ihnen im Namen ſeines Herrn überbrachte, zu gewinnen. Aber dieſes war das Zeitalter der römiſchen Tugend; die Senatoren weigerten ſich, Geſchenke anzunehmen, welche ſie als Beſtechungen, ihr Vaterland zu verrathen, anſahen; und die Frauen gaben ihren Männern an edler Uneigennützigkeit nicht nach. Sie baten ihn, ſeinem Herrn dieſe Lockſpeiſen zur Verrätherey zurückzugeben, und fügten hinzu, ſie würden nur dann ſeine Anerbiethungen annehmen, wenn der Senat den Frieden mit dem König geſchloſ-

ſchloſſen habe. Nie war eine Zeit, in welcher alle kriegeriſchen und patriotiſchen Tugenden in ſo groſſem Glanze ſtralten. Die Senatoren, durch ein neueres Geſetz beynahe dem Volke gleichgeſtellt, ſuchten bloß durch die Tugend einen Vorzug, und verachteten Reichthümer, welche nicht ſo ſehr vergrößert werden konnten, daß ſie dadurch viel über den Pöbel wären erhoben worden. Daher war es dem Cineas, mit aller ſeiner Kunſt unmöglich, die Römer, weder durch Beſtechung noch durch Ueberredung zu verführen. Da er dieſe Mittel unwirkſam fand, fieng er an, öffentlich in ſeinem Geſchäfte zu Werke zu gehen, und wurde, auf ſein Anſuchen, in die Verſammlung des Senats eingeführt. Hier erhob er die Tapferkeit und die Gnade ſeines Herrn, ſeine Begierde, die Tugend zu beſchützen, und ſeine beſondere Hochachtung für die Römer. Dann ſchilderte er die Seligkeit des Friedens, und die ſchöne Gelegenheit welche der Senat jetzt hätte, ihn wieder herzuſtellen. Er bot ihnen im Namen ſeines Herrn die Zurückgabe alles deſſen was er im letzten Treffen erobert habe, ohne Löſegeld; dagegen forderte er blos ihr Bündniß, ihre Freundſchaft, und ungeſtörten Frieden mit Tarent. Dieſes Anerbieten, und noch mehr die Beredtſamkeit des Cineas machte großen Eindruck auf die Verſammlung; alles ſchien geneigt, den Vorſchlag des Königs anzunehmen, und man hielte den Frieden für gewiß. So ſtunden die Sachen, als Appius Klaudius, ein Senator, der vor Alter blind geworden, und ſich ſchon lange den öffentlichen Geſchäften entzogen hatte, ſich in einer Sänfte ins Rathhaus tragen ließ. Das Erſtaunen, ihn wieder in dem Senat zu ſehen, erregte in der Verſammlung die größte Aufmerkſamkeit und Stille. „Ich habe lange, ſagte er, indem er ſich von ſeinem Sitz „erhob, meine Blindheit und meine Schwachheiten als „Uebel angeſehen; ich glaubte, der Himmel hätte mich gegen das Ende meines Lebens für die Fehler meiner Jugend ſtrafen, und eine thörichte Jugend mit einem ſchmerzhaf-

»haften Alter vergelten wollen. Aber jetzt, ihr Väter, finde »ich, daß eine vorzügliche Wohlthat für mich iſt, was ich »bisher für ein Unglück angeſehen habe; indem der Ver»luſt meines Geſichts mich hindert, die Schande meines »Vaterlandes zu ſehen. Ja, wenn es auf meinem Wunſch »ankäme, ſo möchte ich auch taub ſeyn, damit ich nicht län»ger Dinge hörte, die jetzt in dem Herzen jedes tugend»haften Römers den größten Unwillen entzünden müſſen. »Wie verſchieden ſeyd ihr jetzt von dem, was ihr vor eini»gen Jahren waret! Alexander, welchen die Welt den »Großen nannte, wurde damals in Rom für Nichts geach»tet; wir ſchrieben alle ſeine Eroberungen nicht ſeiner »Tapferkeit, ſondern ſeinem Glücke zu. Ihr wünſchtet da»mals, daß der Strom des Krieges ihn nach Italien ge»führt haben möchte, bloß um der Welt zu zeigen, daß »er euch nicht gleich komme. Aber ach, wie tief ſeyd ihr »jetzt gefallen! Ihr wünſchtet damals mit dem Ueber»winder Griechenlandes zu fechten, und jetzt fürchtet ihr »euch mit einem von den Staaten einzulaſſen, die er wirk»lich überwunden hat. Ihr wünſchtet mit Alexander zu »fechten, und ihr ſcheuet euch vor einem, der ſein Vater»land mehr aus Furcht vor ſeinen alten Feinden verlaſſen »hat, als aus Begierde neue zu finden. Es iſt uns jetzt »nichts übrig, als entweder dem Pyrrhus muthig ins Feld »entgegen zu gehen, oder alle die Verachtung geduldig zu »leiden, welche die benachbarten Staaten Italiens auf uns »werfen werden, und uns, da wir einen Krieg zu vermei»den ſuchen, in hundert andre zu verwickeln.« Dieſe Rede wurde mit allgemeinem Beyfall aufgenommen; die ganze Verſammlung lobte ihren alten rauhen Redner mit der größten Wärme, und die ſanften Reden des Cineas wurden nicht weiter angehört. Da er nun durch ſeine Geſandtſchaft nichts auszurichten vermogte, verließ er Rom mit der Antwort, daß der Senat ſich nicht eher in Friedensunterhandlungen mit Pyrrhus einlaſſen würde, als bis er mit ſeinem Heer Italien verlaſſen hätte.

Cineas erhob bey ſeinem Könige die Tugenden und die Größe der Römer. Der Senat, ſagte er, ſchien eine ehrwürdige Verſammlung von Halbgöttern, und die Stadt ein Tempel zu ihrer Aufnahme zu ſeyn. Dieſes erkannte Pyrrhus bald nachher ſelbſt, durch eine Geſandtſchaft von Rom, die Loskaufung und Auswechslung der Gefangenen betreffend. An der Spitze dieſer ehrwürdigen Geſandtſchaft befand ſich Fabricius, ein alter Senator, der ſchon lange ſeinen Mitbürgern ein Muſter der äußerſten Armuth, mit der fröhlichſten Genügſamkeit verbunden, geweſen war. Dieſer praktiſche Philoſoph, welcher ehemals Konſul geweſen, und jetzt römiſcher Geſandter war, hatte kein anderes Silbergeſchirr in ſeinem Hauſe, als einen kleinen Becher, deſſen Boden noch dazu von Horn war. Da es ſeinen Töchtern an Vermögen fehlte, ſo war der Senat ſo edelmüthig, daß er ſie aus der öffentlichen Schatzkammer ausſtattete. Die Samniter hatten ihm vormals große Geſchenke angeboten, aber er ſchlug ſie aus, indem er ſagte, er ſey reich genug, da er die Kunſt gelernt hätte, durch die Einſchränkung ſeiner Begierden ſeine Bedürfniſſe zu vermindern. Pyrrhus empfieng dieſen berühmten Greis mit vieler Höflichkeit; und um zu ſehen, in wie fern das Gerücht die Wahrheit ſagte, ſo bot er ihm reiche Geſchenke an, die aber der Römer ausſchlug. Um ſeinen Gleichmuth auf die Probe zu ſetzen, ließ er den folgenden Tag einen Elephanten hinter die Tapeten ſtellen, der auf ein gegebenes Zeichen ſeinen Rüſſel über den Kopf des Geſandten erhob, und zugleich noch andere Bewegungen machte, um ihn in Furcht zu ſetzen. Aber Fabricius, ohne ſeine Miene zu verändern, lächelte, und ſagte dem König, er ſähe das Fürchterliche dieſes Tages mit eben dem Auge an, als die Anlockungen des vorigen. Pyrrhus, vergnügt, ſo viele Tugend bey einem Manne zu finden, den er als einen Barbaren angeſehen hatte, war bereit, ihm die einzige Gunſtbezeugung, die er annehmen konnte, zu bewilligen. Er ließ die römiſchen Gefangenen los, und vertraute ſie dem Fabricius allein an,

nach-

nachdem er ihm verſprochen hatte, daß er, im Fall der Senat entſchloſſen wäre, den Krieg fortzuſetzen, ſie jederzeit zurückfordern könnte.

Unterdeſſen hatte die römiſche Armee ſich von ihrer letztern Niederlage wieder erholt, und den beyden Konſuln des folgenden Jahres, (Jahr d. St. 474,) Sulpicius und Decius, wurde der Oberbefehl übergeben. Der Schrecken, welcher ſie anfänglich wegen den Elephanten befallen hatte, verlor ſich, und die Konſuln bemühten ſich, die Kriegszucht des Pyrrhus, und die griechiſche Art, ſich zu lagern, nachzuahmen. So benützten die Römer das Zweckmäßige, das ſie bei andern Völkern fanden, und lernten durch Niederlagen die Kunſt unüberwindlich zu werden. Die feindlichen Heere begegneten ſich bey der Stadt Aſkulum, beynahe gleich an der Zahl, jedes ungefähr vierzig tauſend Mann ſtark. Die Gegend war waldigt, und folglich dem Pyrrhus ſowohl zur Aufſtellung des Phalanx, als auch zum Gebrauch ſeiner Elephanten hinderlich. Er ging daher bloß vertheidigungsweiſe zu Werke, bis ihm die Nacht Gelegenheit gab, eine vortheilhafte Stellung zu wählen. Am folgenden Morgen ließ er von einer Abtheilung Reuterey die Anhöhen beſetzen, und zwang die Römer, ſich in die Ebene zurückzuziehen. Als dieſes glücklich ausgeführt war, begann die Schlacht. Er brachte ſeine Elephanten in das dichteſte Schlachtgewühl, verbunden mit ſeinen Schleuderern und Bogenſchützen, und bildete dadurch ein Korps, welchem die Römer kaum zu widerſtehen im Stande waren; da ſie überdem den Vortheil nicht hatten, ſich wie den vorigen Tag, bald vorwärts, bald rückwärts zu ziehen, ſo wurde das Treffen ſehr gedrängt und allgemein. Die römiſchen Legionen waren anfangs nicht im Stande, in den griechiſchen Phalanx einzudringen; aber endlich richteten ſie, wegen ihres eigenen Lebens unbeſorgt, ein ſchreckliches Blutbad unter ihren Gegnern an. Nach einem langen und hartnäckigen Gefechte, behielt doch die griechiſche Disciplin die Oberhand; und die Römer, von allen

Sei-

Seiten gedrängt, vornehmlich von den Elephanten, waren genöthigt, ſich in ihr Lager zurückzuziehen, mit einem Verluſte von ſechs tauſend Mann an Todten, die ſie auf dem Schlachtfelde zurück ließen. Aber die Feinde hatten keine Urſache, ſich ihres Sieges zu rühmen, da ſie vier tauſend Mann Todte hatten; ſo daß Pyrrhus einem Soldaten, der ihm zu ſeinem Siege Glück wünſchte, zur Antwort gab: »Noch einen ſolchen Sieg, ſo bin ich verloren.« Mit Recht konnte er dieſes ſagen, da er jetzt den größten Theil der Truppen, die er mit ſich gebracht, verloren hatte, und ſeine Freunde und Generale größtentheils gefallen waren.

Mit dieſem Treffen wurde der Feldzug beſchloſſen; im folgenden Frühling aber mit gleichem Eifer auf beyden Seiten erneuert. Pyrrhus hatte neue Truppen von Hauſe erhalten; und der alte Fabricius, welcher mit dem Aemilius zum Konſul erwählt war, führte das Heer der Römer, die über ihre vorigen Niederlagen den Muth nicht verloren hatten. Da die beyden Heere ſich näherten, und nur noch in kleiner Entfernung waren, wurde dem Fabricius ein Brief von dem Arzt des Pyrrhus gebracht, worin ſich derſelbe erbot, den König, gegen eine gehörige Belohnung umzubringen, und dadurch die Römer von einem ſo mächtigen Feinde und einem gefährlichen Kriege zu befreyen. Fabricius fühlte bey dieſem niederträchtigen Antrage einen redlichen Unwillen, der mit ſeinem ſonſtigen Charakter übereinſtimmte; er theilte ihn ſeinem Gehülfen mit, und beſchloß, den Pyrrhus von dieſer Verrätherey zu benachrichtigen. Es wurde ein Brief an Pyrrhus abgeſchickt, worin man ſeine unglückliche Wahl der Freunde und Feinde anführte; indem er Mördern ſein Vertrauen geſchenkt, und ſie erhoben hätte, edle und tapfere Leute aber bekriegte. Pyrrhus würdigte das edle Betragen der Römer vollkommen. »Bewundernswürdiger Fabricius! »rief er aus, es würde eben ſo ſchwer ſeyn, die Sonne in »ihrem Laufe aufzuhalten, als dich von der Tugend abwen-

»dig zu machen.« Hierauf ließ er gehörige Unterſuchung anſtellen, und nachdem er ſich von dem Verrath ſeines Arztes überzeugt hatte, beſtrafte er ihn mit dem Tode. Um ſich an Großmuth nicht übertreffen zu laſſen, ſchickte er ſogleich alle Gefangene ohne Löſegeld nach Rom, und bat noch einmal, daß der Senat mit ihm in Friedensunterhandlungen treten möchte. Die Römer dagegen ſchlugen ihm den Frieden ab, auſſer auf die nämlichen Bedingungen, die ſie ihm vorher angetragen hatten, und ſetzten ſo viele Samniter und Tarentiner auf freyen Fuß als der König von den römiſchen Gefangenen nach Rom geſandt hatte. Der König erſtaunte nicht wenig über die Hartnäckigkeit der Römer; ſein Entſchluß war zwiſchen Scham und Noth getheilt, indem ſeine Umſtände ihn gewiſſermaſſen nöthigten, den Krieg zu endigen, ſeine Ehre aber dadurch gekränkt wurde, wenn er den Krieg unvollendet ließ. Eine Einladung der Sizilier, die ihn um Hülfe gegen die Karthager anſprachen, welche Sizilien angegriffen, und zum Theil unterjocht hatten, zog ihn aus der Verlegenheit. Dieſer Feldzug verſprach ihm reichere Belohnungen und weniger Arbeit; und dieſes waren die vornehmſten Gegenſtände, welche die Aufmerkſamkeit dieſes kriegeriſchen Geiſtes auf ſich zogen. Er legte eine Beſatzung nach Tarent, ſehr wider die Neigung der Einwohner, ſandte darauf ſeinen Freund Cineas voraus, und folgte bald mit dem übrigen Theil ſeiner Truppen nach, um Sizilien zu befreyen.

1. Die Samniter und Tarentiner, welche nun der Willkühr der Römer überlaſſen waren, fuhren indeſſen fort, ihn aufs dringendſte zu bitten, daß er doch wieder zurückkommen, und ſie beſchützen möchte. Dem Pyrrhus, durch ſein Glück in Sizilien eine Zeitlang gegen ihre Bitten gleichgültig, war es nach Verlauf von zwey Jahren, in welchen er mehr glänzende als vortheilhafte Siege erfocht, ſehr gelegen, daß er einen ſcheinbaren Vorwand hatte, dieſes Land zu verlaſſen, ſo wie er vorher Italien verlaſſen

hatte. Er kehrte nicht ohne Schwierigkeit, an der Spitze von zwanzig tauſend Mann zu Fuß, und drey tauſend zu Pferde, noch einmal nach Tarent zurück. Die Römer, obgleich von Pyrrhus furchtbarer Macht bedroht, waren noch immer in den alten Feindſeligkeiten zwiſchen den Ständen ihres Staats begriffen, und als man eine Werbung anſtellte, um ein Heer gegen ihn zuſammen zu bringen, ſo weigerten ſich verſchiedene von dem Volke ſich werben zu laſſen. Um einen Aufruhr zu verhindern, welcher nichts weniger, als den Untergang des Staas drohte, entſchloſſen ſich die Konſuln, mit Muth und Nachdruck zu Werke zu gehen, und befahlen daher, die Namen der Bürger durchs Loos zu ziehen, und jeden der ſich weigerte zu Felde zu gehen, als Sklaven zu verkaufen. Dieſe zu rechter Zeit angebrachte Strenge that ihre Wirkung. Nachdem ſie durch dieſe Maasregel eine hinreichende Anzahl Truppen zuſammengebracht hatten, theilten ſie ihr Heer, und zogen in des Feindes Land, der eine nach Lukanien, und der andere zu den Samnitern. Pyrrhus, welcher ſeine Armee auch durch Neuangeworbene verſtärkt hatte, und hievon Nachricht erhielt, theilte ſeine Truppen ebenfalls, ſchickte einen Theil derſelben dem Lentulus entgegen, indeß er ſelbſt auf den Kurius Dentatus losgieng, um ihn anzugreifen, ehe ſein Gehülfe zu ihm ſtoßen könnte. Seine Abſicht war, den Feind in der Nacht zu überfallen; aber in der waldigten Gegend verloren ſeine Leute in der Dunkelheit den Weg; ſo daß ſie ſich bey Anbruch des Tages vor dem Lager der Römer befanden, welche ſchon bereit ſtanden, ſie zu empfangen. Die Vortruppen der beyden Heere kamen gleich aneinander. Die Römer ſchlugen die Vorhut der Griechen. Bald darauf erfolgte ein allgemeines Treffen; und als die Römer abermals die Oberhand behielten, führte Pyrrhus ſeine Elephanten in das Treffen. Allein die Römer waren damals ſchon zu bekannt mit dieſen Thieren, und da ſie erfahren hatten, daß das Feuer das kräftigſte Mittel ſey,

ſie zurückzutreiben, ließen ſie eine Menge Flachs und Pech bereiten, welches brennend gegen ſie geworfen wurde. Die Elephanten, durch die Flammen wüthend, und von den Soldaten zugleich unerſchrocken angegriffen, konnten nicht weiter vorwärts gebracht werden; ſie kehrten um, durchbrachen die Glieder des griechiſchen Heeres, und erfüllten alles mit Schrecken und Verwirrung. So erklärte ſich endlich der Sieg zum Vortheil der Römer. Pyrrhus bemühte ſich vergebens, der Flucht und der Niederlage ſeiner Truppen Einhalt zu thun; er verlor drey und zwanzig tauſend ſeiner beſten Leute, ſelbſt ſein Lager wurde erobert. Dieſes diente den Römern, welche immer gern Verbeſſerungen annahmen, zu einer neuen Lehre: ſie hatten vorher ihre Zelte ohne Ordnung aufgeſchlagen; jetzt aber lernten ſie, den Grund auszumeſſen, und das ganze Lager mit einem Graben zu verſchanzen; ſo daß man viele ihrer folgenden Siege ihrer verbeſſerten Art ſich zu lagern zuſchreiben kann.

Während die beyden Konſuln triumphirend in Rom einzogen, ertrug Pyrrhus ſeine Niederlage mit ungebrochenem Muthe; ſeine erſte Sorge war, ſeinen Rückzug zu decken, und dann ſeine Bundsgenoſſen durch Verſprechungen eines künftigen beſſeren Glücks bey gutem Muth zu erhalten. Aber vergebens bemühete er ſich ein neues Heer zu ſammeln, er entſchloß ſich daher, Italien zu verlaſſen, wo er nur verzweifelte Feinde und treuloſe Bundsgenoſſen fand. Er berief die Tarentiner zuſammen, berichtete ihnen, daß er aus Griechenland Verſicherungen eines ſchleunigen Beyſtandes erhalten hätte, und bat ſie, den Ausgang ruhig abzuwarten; die folgende Nacht aber ſchiffte er ſeine Truppen ein, und kehrte, ohne beunruhiget zu werden, mit den Ueberbleibſeln ſeiner zertrümmerten Armee in ſein Königreich zurück. Er ließ zwar eine Beſatzung in Tarent zurück, aber bloß um den Schein zu beobachten.

Ein ſolches Ende nahm der Krieg mit Pyrrhus, nachdem er ſechs Jahre gedauert hatte. Während deſſen finden wir die Römer eine weit edlere Rolle ſpielen, als in irgend einem vorigen Zeitpunkte, indem ſie die gebildeten Sitten der Griechen mit ihrer eignen tugendhaften Strenge zu vereinigen ſuchten. Der Geiſt der Frugalität, Verachtung der Reichthümer, und eine tugendhafte Nacheiferung hatte ſich über den ganzen Senat ausgebreitet. Fabricius brachte nicht nur die Armuth durch ſein Beyſpiel in Aufnahme, ſondern er ſtrafte auch durch ſeine obrigkeitliche Gewalt alles, was ſich der Ueppigkeit näherte. Als er Cenſor war, wurde Ruffinus, welcher zweymal Konſul und einmal Diktator geweſen war, aus dem Senat verſtoßen, und ſeinem Namen ein Schandfleck angehängt, ungeachtet er nichts weiter verbrochen, als daß er zehn Pfund Silbergeſchirr für ſeine Tafel im Gebrauch hatte. Durch dieſe Liebe zur Mäßigkeit, und dieſe glücklichen Thaten im Kriege wurde das gemeine Weſen reich; wenn gleich Privatperſonen arm waren; die Anzahl der Bürger war auch jetzt bis über zweymal hundert tauſend waffenfähige Männer vermehrt; und der Ruhm der Römer hatte ſich ſchon ſo weit verbreitet, daß der König von Aegypten, Ptolemäus Philadelphus, Geſandte an ſie ſchickte, um ihnen Glück zu wünſchen, und um ihr Bündniß zu bitten.

Die üppigen Tarentiner, die Urheber dieſes Krieges, fanden bald einen ſchlimmern Feind in der Beſatzung, welche bey ihnen zurückgelaſſen war, als in den Römern, welche ſie von außen angriffen. Der Haß zwiſchen ihnen und dem Milo, welcher im Namen des Pyrrhus die Burg im Beſiz hatte, war ſo groß geworden, daß nichts als die Furcht vor ihren alten Feinden, den Römern, ihm gleich kommen konnte. In dieſer Noth wandten ſie ſich an die Karthager, welche mit einer großen Flotte den Hafen von Tarent ſperrten; ſo daß dieſes unglückliche Volk, wegen ſeiner Verfeinerung und Feſtgelage ſo berühmt in Italien, jetzt von drey verſchiedenen Völkern bedroht war, ohne von einen derſelben

beſchüzt zu werden. Die Römer fanden endlich Mittel die Beſazung der Stadt auf ihre Seite zu bringen, und bemächtigten ſich derſelben.

So endigte der Krieg mit Tarent, der reichſten und ſtärkſten unter den griechiſchen Pflanzſtädten in dem unteren Italien, nachdem derſelbe ſechs Jahre gedauert hatte. Dieſer Krieg vollendete die Eroberung von ganz Italien, von den Ufern des Rubicon bis dahin, wo die Meerenge von Meſſina die Inſel Sizilien von dem feſten Lande Italiens ſcheidet. (J. d. St. 481.)

Sechſter Abſchnitt.

Der erſte Puniſche Krieg. Veranlaſſung deſſelben. (J. d. St. 490.) Die Mamertiner in Meſſina. Die Karthager nehmen dieſe Stadt im Beſiz. Die Römer erklären den Krieg gegen Karthago. Karthagos Staats-Verfaſſung, und deſſen Verſuche, Sizilien zu erobern. Erſte Rüſtungen der Römer zur See. Der Konſul Duilius ſchlägt die Flotte der Karthager. M. Attilius Regulus. Der Krieg wird nach Africa verſezt. Der Sparter Xantippus wird Befehlshaber der Karthager, und ſchlägt das römiſche Heer. Regulus wird gefangen. Er wird nach Rom mit einer Geſandſchaft geſchickt, um den Frieden zu bewirken. Seine Rückkehr nach Karthago, und Tod. Fortſezung des Krieges. Verluſt der Karthager zur See. Nach einem Kriege von 24 Jahren wird der Friede mit Karthago geſchloſſen. (J. d. S. 513.) Empörung der karthagiſchen Mieth-Völker. Aufblühen der Litteratur, und der Künſte zu Rom, während der Dauer des Friedens. Kriege mit den Illyriern und Galliern. (J. d. S. 531.)

Der Konſul Kurius Dentatus, der den Krieg gegen Tarent, und folglich die Eroberung des ſüdlichen Italiens vollendet hatte, erhielt die Ehre des Triumphs. Bei dieſer Feierlichkeit wurden dem Volke zum erſtenmal ſeit Erbauung der Stadt die Schätze der beſiegten Feinde zur Schau geſtellt. Gefäße von Gold und Silber, viele Geräthſchaften griechiſcher Kunſt, prächtige Rüſtungen, Ma-

zedo-

zedonier, und Theſſalier als Kriegsgefangene, ein neuer Reiz zu künftigen Eroberungen, denn kriegeriſcher Ruhm wird gewöhnlich von Habſucht begleitet. Allmählig verfeinerten ſich die Sitten der Römer durch den Umgang mit den überwundenen Griechen, aber von dieſem Zeitpunkte an verbreiteten ſich auch die Laſter der beſiegten Völker über Rom, und in demſelben Verhältniß, wie ſich das Gebiet des Staates durch Unterjochung reicher und üppiger Nationen erweitere, wuchs die Begierde nach Schäzzen, und Genuß des Lebens. In weniger als zwei Jahrhunderten waren unnatürliche Ausſchweifungen und gränzenloſe Pracht an die Stelle ehrwürdiger Genügſamkeit getreten, die großen Beiſpiele alter Tugend wurden ſeltener, und der Staat der ſich zur Herrſchaft des ſchönſten Theiles der damals bekannten Welt erhoben hatte, ſank allmählig von dem Scheitelpunkt ſeiner Größe zum Eigenthum einer Familie, unter die Herrſchaft von Ungeheuern die den Thron der Welt durch Laſter entwürdigten, unter das Schwert ſeiner eigenen Krieger, und endlich unter das Joch fremder Nationen, deren Daſeyn Rom im Zeitpunkt ſeines Ruhmes nicht ahnte.

Als Italien unterworfen war, wuchs die Bevölkerung Roms ſo ſchnell, daß die Ernten ſeines Gebietes nicht mehr zur Nahrung hinreichend waren. Durch die langwierigen Kriege mit den Samnitern, mit Tarent, und mit dem Pyrrhus war der Ackerbau ſehr wahrſcheinlich vernachläßigt worden, die fruchtbaren Ebenen am Po waren im Beſiz der Gallier, und der Handel, das große Band der Völker war den Römern nicht bekannt, daher entſtand oft Mangel, den der Staat mit aller Anſtrengung nicht zu ſteuern vermochte. Siziliens fruchtbarer Boden hatte in ſolchen Zeiten Getreide nach Rom geſchaft, aber jezt war dies Land zum Theil von den Karthagern erobert; Hiero, König von Syracus, deſſen Vorfahren die öfteren Anfälle der Karthager muthig zurückgeſchlagen, und ihre Heere vertilgt hatten, war jezt im Bunde mit dieſem Volke. Er

hat-

hatte den Mamertinern, einer Schaar Auswanderer, Schutz gegeben, und ihnen die Stadt Meſſina zum Aufenthalt angewieſen. Dieſe Undankbaren ermordeten die Einwohner, und bemächtigten ſich der Stadt. Hiero zog ſein Heer gegen dieſe Räuber zuſammen. Die Mamertiner trugen den Römern ihr Bündniß an, aber dieſe, die kurz vorher den Verrath einer Legion, die zu Rhegium in Beſatzung lag, und mit ſoldatiſcher Frechheit die Einwohner dieſer Stadt ermordeten, ſchrecklich beſtraft hatten, ſchlugen den Mamertinern die Hülfe ab. Dieſe, die von Hiero hart gedrängt wurden, öfneten den Karthagern die Stadt Meſſina. Dies war die Veranlaſſung des erſten puniſchen Krieges.

Karthago, eine Kolonie der Phönicier, war an der Küſte von Afrika, in der Gegend, wo jetzt Tunis ſteht, ungefähr hundert und ſieben und dreyßig Jahre vor Rom, erbauet. Die Verfaſſung dieſes Staates, der durch Schifart und Handlung ſeine Herrſchaft an den Küſten des mittelländiſchen und des atlantiſchen Meeres ausgebreitet hatte, und viele der größten Inſeln des mittelländiſchen Meeres beſas, war zwar dem Scheine nach republikaniſch, aber doch war die Herrſchaft unter einigen Familien vertheilt, aus denen jährlich zwei Männer von dem Volke gewählt wurden, denen der Oberbefehl in Krieg und Frieden anvertraut war. Die Stärke dieſes Staates beruhte einzig auf ſeinen Flotten und ſeinem weit verbreiteten Handel. Durch dieſe hatte er ſich unermeßliche Reichthümer erworben; durch ihr Geld allein waren die Bürger im Stande, Heere zu miethen und abzuſchicken, um ihre Nachbarn zu beſiegen, oder in der Unterwürfigkeit zu erhalten. Lange im Beſitz des größten Ueberfluſſes, fieng der Staat an die Uebel zu empfinden, welche der Reichthum nur zu leicht nach ſich zieht; denn ſo wie zu Rom die öffentlichen Aemter nur zur Belohnung der Tugend gegeben wurden, und die höchſte Ehre mit der größten Arbeit verbunden war; ſo waren hingegen in Kathago die verſchiedenen Aemter, wel-

welche der Staat zu beſetzen hatte, feil; und die ſie kauften, trachteten ſich durch alle Künſte der Erpreſſungen ſchadlos zu halten. In einer ſo ungleichen Verfaſſung fiengen dieſe beyden großen Mächte den ſogenannten puniſchen Krieg an. Die Karthager, mit Gold und Silber verſehen, welches erſchöpft werden konnte; die Römer mit Beharrlichkeit, Patriotismus und Armuth, welche durch jede Niederlage neue Stärke zu gewinnen ſchienen.

Schon in den erſten Zeiten der römiſchen Republik (J. d. S. 245.) finden wir einen wegen der Schiffart mit Karthago abgeſchloſſenen Vertrag, in welchem einige Beziehungen auf den Handel der Karthager mit Latium, und die Gränzen der Befugniß der Römer, an den Küſten von Africa zu landen feſtgeſetzt waren. Doch, da die frühere Geſchichte der Römer keines Seezuges erwähnt, ſo ſcheint es, daß dieſes Volk zu der Zeit, als der erſte Krieg mit Karthago begann, die Kunſt zur See zu fechten noch nicht kannte. Appius Klaudius war der erſte, welcher durch Hülfe einer ſchwachen Flotte, oder wie einige glauben, auf Flößhölzern eine kleine Anzahl Truppen nach Sizilien überſezte, wo das gute Glück der Römer ihnen, wie gewöhnlich, den Sieg verſchaffte. Ein Bündniß, vom Konſul bald nach ſeiner Ankunft mit dem ſyrakuſiſchen König Hiero geſchloſſen, flößte den Römern die Hoffnung ein, die Karthager aus der Inſel zu vertreiben, und ſich einſt derſelben zu bemächtigen. Allein ſie fanden noch ein unüberwindliches Hinderniß gegen ihre ehrgeizigen Abſichten; ſie hatten keine Flotte, wenigſtens nichts, was dieſen Namen verdiente, indeß die Karthager, durch ihre mächtige Flotte das Meer beherrſchten, und alle Seeſtädte in ihrer Unterwürfigkeit hielten. In einer ſolchen Lage würde jedes andere Volk, als die Römer, den Nachtheilen, welche die Natur ihnen entgegenſezte, gewichen ſeyn; aber kühn überwanden ſie dieſe Hinderniſſe; und ob ſie gleich weder Schiffszimmerleute hatten um eine Flotte zu bauen,

noch

noch Bootsleute, um ſie zu führen, ſo wagten ſie dennoch das ſchwere Unternehmen.

Zufällig wurde ein karthagiſches Schiff durch einen Sturm an ihre Küſte verſchlagen; und dieſes war genug, um die Hoffnung der Römer zum Bau einer Flotte zu beleben, welche dereinſt der ſo lange beſtandenen Seemacht der Karthager die Spitze bieten könnte. Sie baueten hundert und zwanzig Schiffe nach dem Muſter, welches ſie vor ſich hatten. Aber jetzt, ob ſie gleich eine Flotte beſaſſen, welche, ſo grob und ſo übel eingerichtet zum Segeln ſie auch war, doch zum Kriege brauchbar ſchien, fehlte es ihnen an Schiffsleuten, ſie zu führen. Die Römer ſelbſt, nur zum Ackerbau erzogen, wußten gar nichts vom Seeweſen; und die benachbarten Staaten, welche ſie überwunden hatten, waren entweder nicht geneigt, für ſie zu Schiffe zu gehen, oder man konnte ſich doch nicht auf ſie verlaſſen. In dieſer Verlegenheit lehrten ſie ihre Landtruppen rudern, und unterrichteten ſie in der Art zur See zu fechten, ſo gut ſie konnten, ihrer Tapferkeit überließen ſie das Uebrige. Der Konſul Duillius war der erſte, welcher ſich mit dieſer neu ausgerüſteten Flotte in die See wagte; aber er fand bald, daß der Feind ihm, in der Kunſt zu ſegeln, und die Schiffe in der Schlacht zu lenken, überlegen war. Allein der unüberwindliche Muth der Römer ließ ſich nicht ermüden; ſie verfertigten eiſerne Haken, und zogen die feindlichen Schiffe an die ihrigen. Hierdurch wurde ein Treffen zur See einer Schlacht zu Lande ähnlicher; als daher die beyden Flotten ſich angriffen, erhielten die Römer den Sieg, die Karthager verloren fünfzig ihrer Schiffe, und die bis dahin unangefochtene Oberherrſchaft zur See, welche ſie weit höher ſchätzten. Ein ſolches Glück war dem Senat ſo unerwartet, daß ihr Konſul Duillius die Ehre des Triumphes erhielt, die Schnäbel der eroberten Schiffe wurden nach Rom gebracht, und im Forum an den Platze aufgerichtet, wo die Redner zur Verſammlung ſprachen. Daher erhielt der Platz den

Namen Roſtra bis zu den ſpäteſten Zeiten. Der Krieg in Sizilien wurde mit abwechſelndem Glücke geführt; aber die Verhältniſſe der kämpfenden Völker waren ſehr verſchieden. Die Karthager hatten im Genuß ihrer Schätze verſenkt, die Uebung in Waffen gänzlich verſäumt, ſie glaubten den perſönlichen Dienſt, (die natürliche Pflicht jedes Staatsbürgers, wenn das Vaterland in Gefahr iſt) durch Geld zu erkaufen, daher waren ihre Heere blos Miethlinge, zuſammengerafft aus Spaniern, Galliern, gekauften Sklaven, Bewohnern der Inſeln des Mittelmeeres, Schaaren die nicht durch den hohen Zweck des Krieges, Vertheidigung des Vaterlandes, ſondern durch Lohn und Hoffnung der Beute vereint waren. Die Heerführer wurden zwar aus den anſehnlichſten Bürgern von Karthago gewählt, allein auch dieſe wurden oft mit dem Tode beſtraft, wenn ſie im Kriege unglücklich waren. Die Römer dagegen bildeten ihre Heere aus Bürgern, zum Kriege geübt, und aus ihren Bundesgenoſſen, denen bei der Aufnahme in den Bund mit Rom die Verpflichtung, bei jedem Kriege eine ihrer Bevölkerung angemeſſene Anzahl Krieger mit dem römiſchen Heere zu vereinen oblag. Ein ſolches Heer, angeführt von Männern, denen nicht Reichthum, ſondern Heldenmuth, und Vaterlandsliebe den Heerbefehl übertrug, konnte zwar im Wechſel des Glückes Schlachten verlieren, aber nicht den Muth, und die Zuverſicht auf den künftigen Erfolg.

Die Römer unterwarfen ſich die Lipariſchen Inſeln, und Malta, das in unſern Zeiten der Sitz einer kriegeriſchen Ritterſchaft war, und jetzt, der Schlüſſel zum Mittelmeere, unter der Herrſchaft von Grosbrittanien, der Schutz des engliſchen Handels, und der Vereinigungshafen ſeiner Kriegsſchiffe iſt. Durch die Eroberung dieſer Inſel ward den Römern der Uebergang nach dem feſten Lande von Afrika geſichert. Da der Krieg in Sizilien durch die aus Afrika fortwährend erneuerten Heere der Karthager ſich ſehr in die Länge zog, beſchloſſen die Römer, Afrika an-

anzugreifen. Sie ſandten den Marcus Attilius Regulus, und den Manlius, ihre Konſuln mit einem beträchtlichen Heere, eingeſchifft auf eine Flotte von mehr als dreihundert Seegeln an die Küſte von Afrika. Regulus war der berühmteſte Feldherr ſeines Zeitalters, er war ausgezeichnet durch die Eroberung der Stadt Agrigent in Sizilien, und hatte die Karthager in mehreren Schlachten beſiegt. Aber größer noch war er als Bürger; beſeelt mit hoher Liebe für ſein Vaterland, ohne Glücksgüter, mäſſig, und genügſam glänzt er als einer der erſten Charaktere in der römiſchen Geſchichte.

Die Flotte der Karthager war den Römern entgegen geſegelt. Sie war an Zahl der Schiffe überlegen, aber nach einem blutigen Treffen erfochten die Römer den Sieg. Viele feindliche Schiffe wurden verſenkt, vier und fünfzig gefangen genommen, und die übrigen flohen einzeln nach verſchiedenen Häfen. Die Folge dieſes Sieges war eine unmittelbare Landung auf den Küſten von Afrika, die Einnahme der Stadt Klupea, nebſt zwanzigtauſend Mann an Gefangenen.

Als der Senat von dieſen wichtigen Vortheilen Nachricht erhielt, befahl er dem Manlius nach Italien zurück zu kommen, um in Sizilien das Kommando zu führen; Regulus ſollte in Afrika bleiben, um dort ſeine Siege zu verfolgen; da aber die Zeit ſeines Konſulats verfloſſen war, ſo wurde ihm unter dem Titel eines Prokonſuls der Heerbefehl verlängert. Glücklich in dem Beyfalle ſeines Vaterlandes, fuhr Regulus fort, neue Vortheile zu erhalten, und führte ſeine Truppen die Ufer des Fluſſes Bagrada hinunter. Als er hier die Annäherung der Karthager erwartete, fiel eine Schlange von ungeheurer Größe ſeine Leute an, da ſie Waſſer holten; ſie war hundert und zwanzig Fuß lang, und hatte Schuppen, die von keinen Waffen durchdrungen werden konnten. Einige der kühnſten Krieger griffen das Ungeheuer an, aber ſie fielen bald als Opfer ihrer Kühnheit, indem ſie von ihrem verſchlin-

gen-

genden Rachen getödtet, oder von ihrem langen Schwanz umſchlungen, und zerſchmettert wurden. Der giftige Dampf, welchen ſie aushauchte, machte ſie noch ſchrecklicher; und die Soldaten wurden ſo ſehr durch ihren Anblick in Furcht geſetzt, daß ſie verſicherten, ſie wollten lieber der ganzen karthagiſchen Armee unter die Augen gegangen ſeyn. Eine Zeitlang ſchien es ungewiß zu ſeyn, wer von dem Fluſſe Meiſter bleiben würde; da wegen der Härte der Schuppen gewöhnliche Mittel das Ungeheuer nicht wegtreiben konnten. Endlich war Regulus genöthigt, ſich der Wurf-Maſchienen, mit welchen man Steine in die belagerten Städte ſchleuderte, zu bedienen. Ein großer Stein traf den Rücken der Schlange, hiedurch ward ſie gelähmt und endlich mit vieler Mühe getödtet. Regulus, welcher ſich über dieſen Sieg nicht weniger freuete, als wenn er ein Treffen gewonnen hätte, ſchickte ihre Haut nach Rom, wo ſie noch zu den Zeiten des Plinius geſehen wurde.

Indeß die Römer ſich der Hauptſtadt der Karthager näherten, brachten dieſe ein beträchtliches Heer zuſammen, um ſich ihnen zu widerſetzen. Es erfolgte ein Treffen, in welchem die Karthager abermal geſchlagen wurden, und ihre beſten Truppen einbüßten. Dieſer neue Sieg ſetzte ſie in die äuſſerſte Verzweiflung; mehr als achtzig ihrer Städte unterwarfen ſich den Römern. Die Numidier, ihre alten Bundsgenoſſen, ſtanden gegen ſie auf, und verheerten ihr Land. Die Bauern flüchteten nach Karthago, als dem einzigen Zufluchtsorte, der ihnen noch übrig war, und brachten nichts mit ſich, als Elend und Hunger. In dieſer Noth wendeten ſich die Karthager nach Lacedämon und erbaten ſich von dieſem Staate einen Anführer ihres Heeres. Damals lebte zu Sparta Xantippus, ein Mann von hohem Ruf der Tapferkeit, dieſer wurde nach Karthaga geſandt, um den Heerbefehl zu übernehmen. Indeſſen machten die Karthager den römiſchen Feldherrn Vorſchläge zum Frieden. Regulus hatte lange gewünſcht, den Krieg zu endigen, und in

ſein

ſein Vaterland zurückzukehren. Er hatte ſchon vor einiger Zeit an den Senat geſchrieben, und um einen Nachfolger und die Erlaubniß, nach Hauſe zu kommen, angehalten, weil man ihm berichtet hatte, daß ſein Verwalter geſtorben ſey, welcher ſein Landgut, das bloß aus ſieben Hufen beſtand, beſorgte, und daß ſein Bedienter ihm alle Geräthſchaften, die er zur Anbauung deſſelben gebrauchte, geſtohlen hätte. Er ſchrieb an den Senat, daß unterdeß, da er die Heere des Staats anführte, ſeine Frau und Kinder in Gefahr wären, Noth zu leiden; und ſeine kleinen häuslichen Angelegenheiten ſeine Gegenwart zu Hauſe erforderten. Der Senat ſetzte hierauf eine hinlängliche Verſorgung für ſeine Frau und Kinder aus; verſah ſein Landgut auf öffentliche Koſten mit den erforderlichen Ackergeräthſchaften, und gab ihm Befehl, den Krieg fortzuſetzen. Regulus gab zwar den Vorſchlägen der Karthager Gehör, allein als Sieger glaubte er die Bedingniſſe des Friedens vorſchreiben zu müſſen. Dieſe waren folgende: Die Karthager ſollten alle Städte, welche ſie in Sizilien und Sardinien beſäßen, räumen; alle Gefangenen ohne Löſegeld ausliefern, und zugleich diejenigen, welche die Römer gemacht hätten, loskaufen. Dieſer Antrag wurde von den Karthagern verworfen; man brach die Unterhandlungen ab, und rüſtete ſich von neuem zum Kriege.

Xantippus, der Lacedämonier, war jetzt angekommen, und gab den obrigkeitlichen Perſonen gehörige Anweiſung, ihre Truppen zu werben; er verſicherte ſie, daß ihre Heere bisher nicht durch die Stärke des Feindes, ſondern wegen der Unfähigkeit ihrer Anführer geſchlagen wären; er verlangte daher nur einen bereitwilligen Gehorſam gegen ſeine Befehle, und verſicherte ſie eines leichten Sieges. Die ganze Stadt ſchien durch die Ermunterungen eines einzigen Fremden noch einmal von der Verzweiflung aufzuleben; und fühlte bald nicht nur Hoffnung, ſondern auch Zuverſicht. Dieſes waren die Geſinnungen, die der griechiſche General in ihnen zu erwecken ſuchte; und da er ſie

reif ſah, mit dem Feinde ſich zu meſſen, rückte er freudig ins Feld. Die Anzahl der Truppen auf beyden Seiten war nur geringe; das Heer von Karthago beſtand nur aus zwölf tauſend Mann zu Fuß, und vier tauſend zu Pferde; das römiſche Heer war beiläufig von gleicher Stärke. Der erſte Umſtand, welcher den Regulus beunruhigte, war, daß die Feinde ihre Art, ſich zu lagern, änderten, und einen andern Ort zum Lager ausſuchten. Bisher hatten ſie ſehr waldichte und unebene Orte geſucht, wo ihre Reuterey ſich verwickelte, und ihre Elephanten ganz unbrauchbar waren. Jetzt aber hielten ſie ſich beſtändig im offenen Felde, und ließen der römiſchen Armee ſo wenig Ruhe, daß Regulus ſich endlich genöthigt ſah, in die Ebne herauszurücken, und über den Fluß zu gehen, um ihnen ein Treffen zu liefern. Der Lacedämonier machte die allerſchicklichſte Anordnung unter ſeinen Truppen; er ſtellte ſeine Reuterey auf die Flügel; die Elephanten vertheilte er in gehörigen Zwiſchenräumen hinter die Linie des ſchwerbewaffneten Fußvolks; die leichtbewaffneten Truppen ſtellte er vor dieſelbe, mit dem Befehl, ſich hinter das Fußvolk zurückzuziehen, ſobald ſie ihre Waffen abgeſchoſſen hätten. Dieſes war eine meiſterhafte Stellung, eben ſo, wie ſie die Römer in glücklichen Treffen zu machen pflegten, ob ſie ihnen gleich in dieſem zum Verderben gereichte. Denn die Römer wurden nach einem langen und hartnäckigen Widerſtande, mit einer ſchrecklichen Niederlage in die Flucht geſchlagen; der größte Theil ihres Heeres lag getödtet auf dem Schlachtfelde, und Regulus ſelbſt wurde gefangen genommen. Ein ſo großer und unerwarteter Sieg erfüllte die Straßen von Karthago mit einer ausgelaßnen Freude; ſie konnten ſich nicht ſatt an dem Sieger ſehen, ob er gleich nur klein von Perſon, und ſeiner äußern Geſtalt nach unbedeutend ſchien. Aber dieſe Geſinnungen dauerten nicht lange; denn bald verwandelte ſich ihre Bewunderung in Neid. Sie konnten nicht ertragen, daß ſie einem Fremden zu danken hatten, wozu ſie

ſelbſt weder Geſchicklichkeit noch Tugend genug beſaßen. Xantippus kannte ihre Bosheit, hatte kein Vertrauen zu ihren Lobſprüchen gehabt, und ſuchte ihren heimlichen Haß dadurch zu heben, daß er ſich als deſſen Urſache entfernte: er bat ſie daher um Erlaubniß, nach Hauſe zurückzukehren, und verlangte, daß ſie ihm dazu ein Schiff geben möchten. Ihre Undankbarkeit bey dieſer Gelegenheit, wenn die Geſchichtſchreiber die Wahrheit ſagen, war noch niederträchtiger, als ihr voriger Haß; ſie ſtellten ſich, als wenn ſie ihn mit den größten Ehrenbezeugungen entließen, und hatten den Schiffleuten geheimen Befehl gegeben, ihn und ſeine Gefährten unterwegs über Bord zu werfen, damit die Ehre des erfochtenen Sieges nicht einem Fremden zugeſchrieben würde.

So waren in einem Tage die Früchte eines langwierigen Kampfes verloren; eine große Lehre für ſiegreiche Völker, wenn dieſe, oder ihre Machthaber die Lehren der Geſchichte zu benützen verſtünden. Die Ueberbleibſel des römiſchen Heeres wurden in Klupea belagert, einer Stadt an den Küſten von Afrika, welche Regulus erobert hatte; und ob ſie gleich, durch einen Sieg zur See, welcher unter Anführung des Aemilius Paulus erfochten wurde, auf eine Zeitlang Erleichterung erhielten, ſo ſahen ſie ſich doch genöthigt, den Ort zu räumen. Bald nachher verloren die Römer ihre ganze Flotte in einem Sturm, und Agrigent, eine der vorzüglichſten Städte in Sicilien, wurde von Karthalo, dem General der Karthager, erobert. Die Römer wurden durch dieſe Unfälle nicht muthlos, ſie baueten eine neue Flotte, welche eben das Schickſal hatte, als die vorige: die Schiffleute, mit den mittelländiſchen Küſten unbekannt, trieben auf Sandbänke, und bald nachher gieng der größte Theil der Flotte in einem Sturm verloren. Dieſe Unfälle veranlaßten den Entſchluß, den Karthagern die Herrſchaft des Meeres vor der Hand zu überlaſſen. Mit deſto ſtärkerem Nachdruck wurde der Krieg zu Lande in Sizilien fortgeſetzt, und beinahe die ganze Inſel trat in den Bund mit Rom.

Nach

Nach vier Jahren erneuerten die Karthager ihre Friedens-Anträge zu Rom. Sie ſchickten Bevollmächtigte, dieſe Unterhandlung zu Stande zu bringen, oder wenigſtens eine Auswechslung der Gefangenen zu bewirken. Mit dieſer Geſandtſchaft wurde auch der gefangene Regulus abgeſandt, in der Erwartung, daß er ſeine Mitbürger beſtimmen würde, den Krieg zu endigen, und hiedurch ſich der Feſſeln zu entledigen, in denen er ſeit vier Jahren ſchmachtete. Man hatte ihn mit dem Tode gedroht, falls der Friede nicht zu Stande käme.

Als dieſer alte Krieger, mit den Geſandten von Karthago ſich Rom näherte, gieng ihm eine Menge ſeiner Freunde entgegen, um ihn zu bewillkommen, und ihm zu ſeiner Rückkehr Glück zu wünſchen. Aber Regulus weigerte ſich in die Stadt zu gehen, ſelbſt ſeine Frau und Kinder wollte er nicht ſehen, um ihnen den traurigen Anblick eines Vaters zu erſparen, der von der höchſten Würde in ſeinem Vaterlande zum Sklaven von Karthago herabgeſunken war.

Der Senat verſammelte ſich wie gewöhnlich, außerhalb den Mauern, um die Anträge der Karthager zu vernehmen. Regulus eröffnete ſeinen Auftrag, wie ihm der Rath von Karthago befohlen hatte, und ihre Geſandten unterſtützten ſeine Vorſchläge. Der Senat war eines Krieges müde, der ſchon viele Jahre gedauert hatte, und daher nicht abgeneigt, Friede zu machen. Es ſchien die allgemeine Meynung, daß die Feindſchaft zwiſchen den beyden Staaten zu lange gedauert habe, und daß man alle Bedingungen annehmen müſſe, welche beyden Nationen die Ruhe, und einem alten tapfern Heerführer, welchen das Volk verehrte und liebte, die Freiheit wieder geben könnten. Regulus erklärte ſich, zum Erſtaunen des ganzen Volkes, für die Fortſetzung des Kriegs. Er verſicherte dem Senat, daß die Hülfsquellen der Karthager jetzt beynahe erſchöpft wären; das Volk ſey durch Beſchwerlichkeiten, und der Adel durch beſtändige Zänkereyen ermüdet, ihre be-

beſten Befehlshaber wären in der römiſchen Gefangenſchaft, indeß die Karthager bloß den Abſchaum der römiſchen Armee hätten, und nicht allein der Vortheil der Römer, ſondern auch ihre Ehre erfordere es, den Krieg fortzuſetzen, denn ihre Vorfahren hätten nie Frieden geſchloſſen, als bis ſie den Sieg erhalten hätten. Ein ſo unerwarteter Rath ſetzte den Senat in keine geringe Verlegenheit; er ſah, daß Regulus Recht hatte, aber er ſah auch die Gefahr, worin er ſich durch dieſen Rath ſtürzte: er war völlig überzeugt, daß es zuträglich ſey, den Krieg fortzuſetzen; die einzige Schwierigkeit war nur, wie man denjenigen in Sicherheit ſetzen könne, der die Fortſetzung deſſelben angerathen hatte: er bedauerte und bewunderte zugleich einen Mann, der alle ſeine Beredtſamkeit gegen ſeinen Privatvortheil angewandt hatte, und konnte ſich nicht zu einer Maßregel entſchließen, die ſich mit dem Untergange dieſes Mannes endigen mußte. Regulus aber machte dieſer Verlegenheit bald ein Ende, indem er die Unterhandlung abbrach, und aufſtand, um zu ſeinen Banden und zur Gefangenſchaft zurückzukehren. Vergebens baten ihn der Senat und ſeine theuerſten Freunde zu bleiben; er lehnte unbeweglich alle ihre Bitten von ſich ab. Seine Frau und ſeine Kinder erfüllten die Stadt mit Wehklagen, und baten vergebens um die Erlaubniß ihn zu ſehen; er beſtand hartnäckig darauf, ſein Verſprechen zu halten; und ob er gleich wußte, welche Martern ihn bey ſeiner Rückkunft erwarteten, ſo kehrte er doch, ohne vorher ſeine Familie zu umarmen, oder von ſeinen Freunden Abſchied zu nehmen, mit den Geſandten nach Karthago zurück.

Nichts glich der Wuth über die fehlgeſchlagene Erwartung der Karthager, als ſie von ihren Geſandten erfuhren, daß Regulus, ſtatt den Frieden zu beſchleunigen, zur Fortſetzung des Krieges gerathen hatte. Sie beſchloſſen daher, ein ſolches Betragen mit den ausgeſuchteſten Martern zu beſtrafen. Man ſchnitt dem Regulus die Augenlieder ab, und ſchickte ihn darauf ins Gefängniß zurück.

Nach einigen Tagen wurde er mit dem Geſichte gegen die Strahlen der Sonne geſtellt. Endlich, als die Bosheit ermüdet war, neue Martern auszuſinnen, wurde er in ein Faß geſteckt, welches mit Nägeln beſchlagen war, deren Spitzen einwärts giengen; und in dieſer ſchmerzhaften Lage blieb er ſo lange bis er ſtarb.

Ueber das Schickſal des Regulus widerſprechen ſich die Schriftſteller. Man darf unbedenklich eine ſo zweckloſe Grauſamkeit unter die Erfindungen zählen, die darauf berechnet werden, den Haß der Völker in den Zeiten des Krieges zu ſteigern.

Mit größerer Erbitterung als jemals ergriffen beyde Theile die Waffen. Die Römer, in ihren Vorſätzen unbiegſam, rüſteten ungeachtet ihres großen Verluſtes zur See, eine neue Flotte aus, und bothen nochmals Karthago Trotz. Aber ſie verloren auch dieſe Flotte durch die Unfähigkeit ihres Befehlshabers, des Konſuls Claudius Pulcher, und hierdurch waren ſie genöthigt, ſich ſieben Jahre lang aller Zurüſtungen zur See zu enthalten. Aber ihr Muth konnte nicht gebrochen werden; ſie entſchloſſen ſich aufs neue, eine Flotte zu bauen, und ihrem widrigen Glücke zum Trotz, eine Seemacht anzuſchaffen. Endlich wurde ihre beharrliche Standhaftigkeit mit einem glücklichen Erfolge gekrönt. Der Konſul Fabius Buteo bahnte ihnen den Weg, indem er ein großes Geſchwader der feindlichen Schiffe ſchlug; aber Lutatius Katulus erfocht einen noch vollkommneren Sieg, in welchem die Macht der Karthager zur See gänzlich zerſtört zu ſeyn ſchien, indem ſie, nicht weniger als hundert und zwanzig Schiffe verloren. Dieſer Verluſt brachte die Karthager dahin, daß ſie um Frieden baten, welchen die Römer zwar bewilligten, aber ohne im geringſten von ihren Forderungen nachzulaſſen, ſie ſchrieben ihnen eben die Bedingungen vor, welche Regulus ehemals vor den Thoren von Karthago angeboten hatte. Sie ſollten nämlich tauſend Talente Silber bezahlen, um den Römern die Koſten des Krieges zu vergüten, und überdem noch zwey

tau-

tauſend zwey hundert innerhalb zehn Jahren abtragen; Sicilien nebſt allen in deſſen Nähe liegenden Inſeln verlaſſen; niemals gegen römiſche Bundsgenoſſen Krieg führen, noch ſich jemals mit Kriegsſchiffen innerhalb dem römiſchen Gebiet ſehen laſſen: und endlich alle Gefangene und Ueberläufer ohne Löſung ausliefern. Dieſen harten Bedingungen unterwarfen ſich die Karthager, die nunmehr erſchöpft waren, willig; und ſo endigte der erſte puniſche Krieg, (Jahr d. St. 513.) welcher vier und zwanzig Jahre gedauert, und beide Nationen ſo ſehr erſchöpft hatte, daß nicht nur die Bevölkerung von Rom ſehr vermindert war, ſondern auch Karthago an dem Rand des Verderbens gebracht wurde. Wir haben bereits erwähnt, daß die Kriegsheere von Karthago größtentheils aus Fremdlingen beſtanden, die nicht für die Vertheidigung des Vaterlandes, ſondern für Geld und Hoffnung zum Raube fochten. Durch den Krieg hatte man die Schatzkammer von Karthago erſchöpft; die durch den Frieden unnütz gewordenen Miethtruppen forderten ungeſtüm ihren Lohn, und als die Bezahlung verzögert wurde, griffen ſie zu den Waffen, verheerten das Land, und forderten alle Unterthanen von Karthago zur Empörung auf. Sie verſammelten ein zahlreiches Heer, und zogen gegen die Hauptſtadt.

Die Bürger ſahen nun die traurigen Folgen des Leichtſinns, mit dem ſie ihre Sicherheit, und den Schutz des Staates einem Haufen gemietheter Sklaven vertraut hatten. Aber in dieſem Zuſtande der Verzweiflung fanden ſie dennoch ihre Rettung da, wo ſie der Menſch immer zuerſt ſuchen ſollte, im eigenen Gemüthe. Noch lebten in Karthago fähige, und des Krieges kundige Männer, dieſen ward der Heerbefehl gegen die Empörer vertraut, unter ihren Fahnen zogen die Bürger gegen den Feind, der nach drei Jahren des hartnäckigſten mit beiſpielloſer Grauſamkeit geführten Kampfes endlich vertilgt wurde. Die Römer gaben während dieſem Kriege ein erhabenes Beiſpiel von Nationaltugend. Die Rebellen hatten ihnen

die Inſel Sardinien angeboten, und dagegen ihren Beiſtand verlangt. Der Senat verwarf den Antrag mit Unmuth, und verbot ſeinen Bürgern und Bundesgenoſſen, den Empörern Kriegsbedürfniſſe und Lebensmittel zuzuführen; jedes Schiff, das dieſen Befehl übertrat, wurde der Willkühr der Karthagiſchen Krieger überlaſſen. Aber nachdem der Krieg beendigt war, forderten dennoch die Römer ihre Bürger, die bei dem verbotenen Handel in die Gefangenſchaft gerathen waren, von Karthago zurück; zur Entſchädigung für die verlornen Schiffe trat Karthago die Inſel Sardinien ab, und bezahlte überdieß noch zweihundert Talente.

Die Eroberung von Tarent hatte, wie wir bereits erwähnt haben, die Römer mit den künſtlichen Arbeiten der Griechen bekannt gemacht. Der langwierige Krieg in Sicilien, wo ſeit undenklicher Zeit griechiſche Kunſt, und Litteratur einheimiſch war in den prächtigen Pflanzſtädten dieſes gebildeten Volks, hatte auch bei den Römern die Liebe zu den Künſten geweckt, die das Leben verſchönern; unter den zahlreichen Gefangenen, die nach damaliger Sitte ſämmtlich als Sclaven verkauft wurden, fanden ſich wahrſcheinlich auch Griechen, die ihre vaterländiſchen Schauſpiele nach Rom verpflanzten. Die Römer bisher an ihre Poſſenſpiele, Feſzenninen genannt, und an die ſogenannten Satyren (dem Worte nach griechiſchen Urſprungs) gewöhnt, in welchen bekannte Perſonen von Anſehen dem Spott des Pöbels, in lächerlichen Charaktern Preis gegeben wurden, fanden bald Geſchmack an der gebildeten Muſe der Griechen. Sie waren zu dieſer Zeit ſchon vertraut mit der reichen Sprache dieſes Volkes, die großen Muſter, Euripides und Sophocles erreichten ſie zwar nie, allein ſie verwieſen doch ihre älteren Schauſpiele von der Bühne, und bereiteten den Weg zur Verbeſſerung der dramatiſchen Kunſt in Rom. Livius Andronicus, der erſte Schauſpieldichter der Römer war ein gebohrner Grieche; ſeine Schauſpiele wurden mit allgemeinem Beifall aufge-

genommen. Seine Nachfolger Plautus, und Terenz ahmten ſo, wie er ſelbſt, die berühmten Dichter Philemon und Menander nach, aber ſie brachten blos griechiſche Sitten auf die Bühne, wenn anders ein auf freier Straſſe erbautes Gerüſt, mit Bänken umſtellt, dieſen Namen verdient.

Die erſten Verſuche der römiſchen Geſchichtſchreiber gehören in dieſes Zeitalter, auch dieſe wurden in griechiſcher Sprache geſchrieben. Die erſten, welche in lateiniſcher Sprache, und zwar in Verſen die Geſchichte des römiſchen Volkes ſchrieben, waren Nävius und Ennius; ihre Werke ſind nicht auf unſere Zeiten gekommen.

Nachdem der Krieg mit Karthago geendigt war, wurde der Tempel des Janus zum erſtenmal ſeit der Regierung des Numa Pompilius geſchloſſen. Eine Feierlichkeit, die zu Rom nur dann ſtatt fand, wenn der Staat nicht im Krieg verwickelt war. Aber ein ſeit mehr als vierhundert Jahren an beſtändige Kriege gewöhntes Volk konnte nicht lange den Frieden ertragen. Die Illyrier, deren Wohnſitze ſich vom adriatiſchen Meere von der Gränze von Epirus nordwärts bis zu den Noriſchen Alpen erſtrekten, waren die kühnſten Seeräuber der damaligen Zeit; die von vielen Inſeln durchſchnittene Küſte erleichterte die Bergung des Raubes, den ſie ungeſtraft lange an allen Küſten des Mittelmeeres trieben. Als ſie nun auch einige römiſche Unterthanen beraubt und gefangen hatten, forderten die Römer Genugthuung und Erſatz, bei Teuta der Fürſtin der Illyrier. Gegen das Völkerrecht wurde der Abgeſandte auf ſeiner Heimkehr ermordet. Die Römer erklärten ſogleich den Krieg. Sie ſandten die Konſuln, Fulvius und Poſthumius nach Illyrien; nach einigen ſiegreichen Gefechten wurde die Fürſtin gezwungen, alle Städte die ſie an den Küſten beſetzt hatte, zu räumen; die Schiffahrt der Illyrier wurde ſo beſchränkt, daß ſie mit nicht mehr als zwei unbewaffneten Schiffen in dem joniſchen Meere erſchei-

nen

nen durften, und ein jährlicher Tribut wurde dem Lande auferlegt.

Die Römer hatten ſich nun der Gränze Griechenlands genähert. Um jeden Verdacht der Griechen zu beſeitigen, wurde die Veranlaſſung des Kriegs, und der Friedensſchluß dem Achäiſchen Bund, dem mächtigſten Völkerverein in Peloponnes, und den Städten Athen, und Korinth bekannt gemacht. Die Griechen, deren Handel durch die Illyrier am meiſten beſchädigt war, dankten dem römiſchen Volke, und wieſen den Abgeordneten einen Ehrenplatz bei den Iſthmiſchen Spielen an. (J. d. St. 525.)

Mit gleichem Glücke ſchlugen die Römer einen neuen Anfall der Gallier zurück; dieſes Volk war kürzlich durch neue Wanderer aus dem Mutterlande gedrängt, in Etrurien eingefallen, und bis auf drei Tagreiſen vor Rom vorgerückt. Aber die ungeregelte Tapferkeit dieſer Barbaren erlag der beſſeren Kriegskunſt der Römer. In zwei Schlachten wurde das Heer der Gallier beinahe gänzlich aufgerieben, der Konſul Marcellus tödtete mit eigener Hand den feindlichen Anführer Viridomar, und opferte deſſen Rüſtung dem Jupiter. In Folge dieſer Siege eroberten die Römer die Ebenen am Po, und gründeten die Pflanzſtädte Placentia und Cremona als Vormauern gegen künftige Einfälle der Gallier (J. d. St. 529.)

Sie-

Siebenter Abſchnitt.

Der zweite puniſche Krieg. Urſache deſſelben. Belagerung von Sagunt. Hannibal zieht aus Spanien über die Pyrenäen, und dann über die Alpen nach Italien. Erſtes Gefecht am Teſſin. Der römiſche Konſul Scipio zieht ſich zurück. Schlacht an der Trebia, Flucht des Konſuls Sempronius. Schlacht am Traſimeniſchen See, Tod des Konſuls Flaminius. M. Fabius wird zum Diktator ernannt. Hannibal zieht nach dem untern Italien. Terentius Varro, und L. Aemilius Paulus werden zu Konſuln gewählt. Schlacht bei Cannä. Tod des Konſuls Aemilius. Niederlage der Römer. Varro flieht nach Rom. Hannibals Verbindung mit Philipp, König von Mazedonien. Verfall der Kriegszucht der Karthager. Hannibal wird von Karthago nicht unterſtützt. Er wird bei Capua geſchlagen, und zieht vor Rom. Hasdrubal, Hannibals Bruder zieht aus Spanien nach Italien. Schlacht am Metaurus. Hasdrubal verliert ſein ganzes Heer, und fällt in der Schlacht. Scipio erobert Sicilien, und greift Afrika an. Die Karthager rufen den Hannibal aus Italien zurück. Schlacht bei Zama. Hannibals Flucht nach Mazedonien. Ende des zweiten puniſchen Krieges. (J. d. St. 552.)

Karthago war durch den Frieden mit Rom gedemüthigt, aber nicht ganz entkräftet. Hamilkar, aus dem Hauſe Barcas, war einer der ausgezeichneteſten Bürger ſeiner Vaterſtadt; er hatte in dem Kriege gegen die Miethvölker großen Ruhm erworben. Jetzt rieth er, den Verluſt der Inſeln des Mittelmeeres in Spanien zu erſetzen. Dieſes Land, in deſſen Gebürgen damals edle Metalle in großer Menge gegraben wurden, war den Karthagern längſt bekannt. Sie hatten zu Gades (Cadix) eine Pflanzſtadt, jetzt gründeten ſie Neu-Karthago, an derſelben Stelle, wo gegenwärtig Karthagena ſteht. Spanien war damals von vielen Völkerſtämmen bewohnt, die ſich oft bekriegten, und nicht in einer Verbindung ſtanden, durch die einer fremden Macht Widerſtand geleiſtet werden konnte. Hamilcar fand im genauen Verein mit dieſen Völkern die Möglichkeit, ſeinem Vaterlande jene Selbſtſtändigkeit wieder zu ver-

verſchaffen, die in dem Frieden mit Rom verloren war. Er unterwarf einige Stämme durch die Waffen, ſchloß Bündniſſe zu Angriff und Vertheidigung mit andern, und bereitete ſo den Krieg gegen Rom vor. Seine vier Söhne, und ſeinen Schwiegerſohn Hasdrubal weihte er zeitig in ſeinen Abſichten ein, beſonders unterließ er nicht ihnen den glühenden Haß gegen die Römer, von dem er ſelbſt durchdrungen war, einzuprägen. So ließ er ſeinen Erſtgebohrnen, den Hannibal, als dieſer noch im jugendlichen Alter war, bei einem Opfer vor dem Altar der Götter, den Römern ewige Fehde ſchwören. Allmählig bildete er eine beträchtliche Macht zu der Zeit, wo die Römer mit den Kriegen gegen die Illyrier, und Gallier beſchäftigt, die Angelegenheiten in Spanien nicht beachteten. Hamilkar wurde in einem Treffen mit den Spaniern getödtet. Nach ihm erhielt Hasdrubal ſein Schwiegerſohn, den Heerbefehl und fuhr fort, nach den Vorſchriften Hamilkars Streitkräften zu dem großen Unternehmen zu ſammeln, das Hamilkars Weisheit vorbereitet hatte. Mit den Römern ward eine Uebereinkunft getroffen, nach welcher die Karthager ihre Eroberungen nicht über den Iberus (Ebro) ausbreiten ſollten. Zugleich hatte Rom ein Bündniß mit der feſten Seeſtadt Sagunt geſchloſſen, und dieſe Stadt unter ſeinen unmittelbaren Schutz genommen.

Hasdrubal wurde von einem ſeiner Sklaven ermordet. Der Oberbefehl des karthagiſchen Heeres wurde dem Hannibal übertragen. Dieſer war jetzt in ſeinem fünf und zwanzigſten Lebensjahre, aufgewachſen in den Waffen, erfahren in allen Künſten des Krieges, abgehärtet zu allen Beſchwerden, vorſichtig in der Wahl der Hülfsmittel, und klug in ſeinen Unternehmungen, beſeelt von inniger Liebe zu ſeinem Vaterlande, und entſchloſſen die Schmach des mit Rom geſchloſſenen Friedens zu rächen. Mit einem mächtigen Heere betrat er das Gebiet von Sagunt, und belagerte die Stadt. Die Bewohner forderten Hülfe von Rom. Es wurden ſogleich Geſandte nach Karthago abge-

ordnet, um ſich über den Bruch des Friedens zu beſchweren; ſie verlangten die Auslieferung Hannibals. Auch nach Sagunt ſchickten die Römer Geſandte, um ſich von der Lage der Stadt zu überzeugen.

Während die Römer ganz gegen ihre bisherige Art zu handeln die Zeit verloren, drängte Hannibal Sagunt, und eroberte dieſen wichtigen Waffenplatz nach acht Monaten; die Sagunter hatten ſich männlich vertheidigt, und da ſie keine Hülfe von Rom erhielten, ermordeten ſie ihre Frauen und Kinder, legten Feuer an ihre Wohnungen, und überließen dem Sieger die Trümmer dieſer einſt blühenden Stadt. Nachdem Sagunt gefallen war, zog Hannibal über den Iberus gegen die Pyrenäen. Sein Heer beſtand aus mehr als hundert tauſend Mann, worunter zehntauſend zu Pferd; zwar war daſſelbe aus verſchiedenen Völkern Spaniens und Afrikas zuſammengeſetzt, aber es war feſt vereint durch den Geiſt ſeines großen Feldherrn, und des Krieges gewohnt durch eine lange Reihe von Jahren. Zehntauſend Mann zu Fuß, und tauſend Reiter lies Hannibal unter der Anführung ſeines Bruders Hanno in Spanien zurück, und als ihn bei dem Uebergang über die Pyrenäen eine große Anzahl eingebohrner Spanier heimlich verlies, ſchickte er noch eine beträchtliche Menge zurück, und beſtärkte hiedurch das Heer in der Meinung, die Spanier ſeien von ihm ſelbſt entlaſſen worden. Bei ſeinem Eintritt in Gallien war die Anzahl ſeiner Krieger kaum fünfzigtauſend zu Fuß, und neun tauſend Reiter. Mit dieſem wohlgerüſteten Heere durchzog er den Theil von Gallien, der zwiſchen den Pyrenäen, und den Alpen liegt; die Bewohner dieſer Länder, obſchon feindlich geſinnt, waren nicht im Stande, dem Zug eines wohl geordneten Heeres zu widerſtehen; an der Rhone, in der Gegend, wo die Iſere ſich mit dieſem großen Strom verbindet, fand er den erſten Widerſtand; Hannibal ſandte eine ſtarke Abtheilung ſeiner Krieger die Rhone aufwärts; ſie zogen ſich in einiger Entfernung und unbemerkt hinter das

feind-

feindliche Heer der Gegend zu, wo Hannibal über den Fluß zu gehen Anſtalt getroffen hatte, und gaben durch Feuer das Zeichen, daß ſie im Rücken der Feinde angekommen waren. Als der Feldherr den aufſteigenden Rauch bemerkte, gab er das Zeichen zum Uebergang des Fluſſes. Die Gallier, angegriffen von zwei Seiten verließen das Schlachtfeld, und zerſtreuten ſich. Hannibal ſuchte durch alle Künſte der Ueberredung die Gallier zu gewinnen, um ſich während dem beſchwerlichen Uebergang über die Alpen den Rücken zu ſichern, denn ſeine Abſicht war, den Schauplatz des Krieges nach Italien zu verſetzen, und die Römer in ihrem Vaterlande ſelbſt anzugreifen.

Während der karthagiſche Feldherr an der Rhone lag, landete der römiſche Konſul Scipio zu Maſſilia (Marſeille) Hier erhielt er die erſte Nachricht von dem Zug des puniſchen Heeres. Er ſandte ſogleich eine Schaar Reuter aus, um den Feind aufzuſuchen; ſie traf mit dem Nachzuge Hannibals zuſammen, beide Theile trennten ſich nach einem ſcharfen Gefechte. Scipio, der nun Gewißheit von der Richtung des Feindes hatte, und die Unmöglichkeit einſah, denſelben im Vordringen über die Alpen nach Italien aufzuhalten, ſchiffte ſich wieder ein. Er ſandte ſeinen Bruder mit einem Theile des Herres nach Spanien, er ſelbſt landete zu Piſa, in der Abſicht den Feind zu empfangen, wenn derſelbe von dem beſchwerlichen Zuge über die Alpen geſchwächt nur ſchwachen Widerſtand zu leiſten fähig wäre.

Hannibal zog indeſſen über die Alpen. Die Jahreszeit hatte bereits die Gebirge mit friſchem Schnee bedeckt, dieſer Umſtand, und die feindlichen Angriffe der Bewohner vermehrte die Gefahren dieſes berühmten Zuges, der in das Jahr 534. nach Erbauung der Stadt Rom fällt, und dieſen Staat der gänzlichen Auflöſung nahe brachte. Groß mögen allerdings die Beſchwerden dieſes Zuges in einer ſolchen Jahreszeit geweſen ſeyn, und übereinſtimmend ver=

verſichern die Schriftſteller, daß Hannibals Heer bei ſeinem Eintritt in die Ebenen von Piemont nur aus 20,000 Mann zu Fuß, 6000 Reitern, und 37 Elephanten beſtand. Allein wir dürfen die durch Eſſig geſprengten Felſenwände, die durch niedergeſchlagene, und angezündete Bäume erhizt wurden, um ſo mehr als Gebilde der Phantaſie betrachten, da Hannibals Heer nicht das erſte war, das die Alpen überſchritt. Die Galliſchen Stämme, deren Siz in dem nördlichen Italien wahrſcheinlich eben ſo alt war, als die Gründung des römiſchen Staates, ſtanden in ununterbrochener Verbindung mit ihrem Mutterlande, und wir haben bereits erzählt, daß oft neue Wanderungen aus Gallien in das fruchtbare Italien ſtatt fanden, und die Stämme mehr nach Süden gedrängt wurden; die Veranlaſſung der frühern Kriege dieſes Volkes mit Rom.

Scipio zog von Piſa gegen den Po, in die Gegend von Turin, und lagerte am Fluſſe Ticinus, als er die Nachricht erhielt, Hannibal ſei in Italien angekommen. Zufällig unterſuchten beide Feldherrn, jeder von einer beträchtlichen Abtheilung ſeines Heeres begleitet, die Gegend, ſie trafen zuſammen, und es entſpann ſich ein Gefecht, worin die karthagiſche Reiterei ihre Gewandheit gegen die Römer bewies. Der Konſul wurde zu Anfang des Treffens verwundet, und ſein Sohn, der nachher in der Schlacht bei Zama den zweiten puniſchen Krieg ſiegreich vollendete, hatte in dieſem Gefechte dem erſten in ſeiner kriegeriſchen Laufbahn, das Glück, das Leben ſeines Vaters zu retten. Scipio zog über den Po zurück, Hannibal erwarb ſich Bundesg..ſſen im obern Italien; die Inſubrer ein galliſcher Stamm, der damals in dem Lande ſeinen Siz hatte, das wir jezt unter dem Namen der Lombardei kennen, waren ſeine erſten Verbündeten. Mit ihrer Hülfe bezwang er die Tauriner, und eroberte deren Hauptſtadt.

Die Nachricht, daß Scipio verwundet, und ſein Heer geſchlagen ſei, verbreitete zu Rom Furcht und Schrecken.

Der

Der Verluſt des Heeres war zwar nicht beträchtlich, aber die Folgen waren empfindlich, denn Roms alte Feinde, die Gallier, verbanden ſich ſämmtlich mit dem Sieger, und zwölf tauſend Reiter dieſes Volkes, die in dem römiſchen Heere unter dem ſchwankenden Namen von Bundesgenoſſen dienten, traten zu den feindlichen Fahnen über. Es iſt gewiß, daß nicht die aus Spanien nach Italien geführten Streitkräfte, ſondern die Politik Hannibals, mit der er die loſen Verbindungen der Länder die er durchzog, mit dem römiſchen Staate zu trennen verſtand, die großen Siege der Karthager erzeugten, die der Weltgeſchichte eine ganz andere Geſtalt gegeben hätten, wäre der Feldherr nicht von ſeinen eigenen Landsleuten verlaſſen worden.

Rom hatte den zweiten Konſul, Sempronius Longus mit einem bedeutenden Heer nach Sicilien geſandt, um durch einen Angriff auf Karthago ſelbſt den Feind zum Rückzug aus Italien zu zwingen. Schon hatte er die Flotte der Karthager geſchlagen, als er den Befehl erhielt, ſich mit ſeinem Heere nach dem nördlichen Italien zu wenden. Er landete bei Ariminum (dem heutigen Rimini) und vereinigte ſich mit dem Scipio an der Trebia. Am linken Ufer dieſes Fluſſes ſtand das Heer der Karthager, an Stärke dem vereinten Heere der Römer gleich. Scipio, der Hannibals Art den Krieg zu führen, bereits kannte, rieth, den günſtigen Augenblick zu erwarten, wo der gewandte Gegner mit Erfolg angegriffen werden konnte. Sempronius ſchrieb dieſe Vorſicht dem unglücklichen Treffen am Ticinus zu, und beſchloß die Schlacht. Richtige Beurtheilung des Gegners gehört zu den vorzüglichſten Eigenſchaften eines Feldherrn.

Hannibal, deſſen Scharfblick den Eifer des Sempronius bald bemerkte, beſchloß die Römer zur Schlacht zu reizen. Durch einen Angriff ſeiner ganzen Reiterei, die er auf das rechte Ufer des Fluſſes geſandt hatte, wurden die Konſuln veranlaßt, ihre Legionen in Schlachtordnung zu ſtel-

ſtellen. Sobald dieſes geſchehen war, wich die karthagiſche Reiterei in verſtellter Flucht über den Fluß zurück. Sempronius in voller Zuverſicht des Sieges gieng durch eine Furth auf das linke Ufer der Trebia, wo Hannibal ſein Heer in der Ebene geſtellt, aber eine Schaar von tauſend Fußgängern in der linken Flanke der Römer verborgen hatte, mit dem Auftrag, dem Feind in den Rücken zu fallen, ſobald das Treffen begonnen habe. Hannibal gab das Zeichen zum Angriff. Die Römer empfanden bald den Nachtheil ihrer Stellung, ſie waren ermüdet durch den Uebergang über den Fluß, wo ihnen das Waſſer über die Hälfte des Körpers reichte, dennoch kämpften ſie tapfer, und der Sieg blieb zweifelhaft, bis der Hinterhalt der Karthager ſie im Rücken anfiel. Jetzt war die Schlacht entſchieden. Scipio entkam mit einem Theil ſeiner Reiter, Sempronius durchbrach mit zehntauſend Mann den Mittelpunkt des feindlichen Heeres, und zog nach Placentia, der Reſt des römiſchen Heeres fiel theils auf dem Schlachtfelde, theils auf der Flucht durch den Fluß; der Verluſt der Römer betrug über zwanzigtauſend Mann. Die Karthager verloren zwar nur wenig in dem Treffen, aber die Jahreszeit ward ihnen verderblich, die Elephanten erlagen ſämmtlich der Kälte. Hannibal ergänzte ſein Heer bald aus den Eingebornen des Landes; er eroberte Claſtidium, einen befeſtigten Ort, wo die Römer Vorräthe für ihr Heer aufgeſpeichert hatten, und befeſtigte ſich an den fruchtbaren Ufern des Po. So wurde der erſte Feldzug in Italien geendigt.

Sempronius wurde in die Stadt berufen, um die Wahl der Konſuln für das künftige Jahr zu leiten. Die Niederlage an der Trebia hatte den Geiſt des römiſchen Volkes nicht gebeugt. Freudig eilten die Bürger zu den Waffen, und bald ſtanden zwei Heere unter den Befehlen der Konſuln Flaminius, und Servilius im Felde. Es iſt ein ehrwürdiger Zug des Charakters des römiſchen Volkes, daß Unfälle, die im Kriege unvermeidlich ſind, nie

ei-

einen Vorſchlag zum Frieden erzeugten. Verlorne Schlachten erhoben vielmehr den Muth deſſelben, daher konnten die Römer bis zu den ſpäteſten Zeiten von ſich rühmen, ſie ſeien zwar oft beſiegt worden im Treffen, aber jeder Krieg ſei ſiegreich von ihnen geendigt.

In dem gegenwärtigen Zeitpunkt, wo die Hauptſtadt ſelbſt bedroht war, wurden Verſtärkungen nach Spanien unter dem Scipio, nach Sardinien, und Sicilien abgeſandt, um dieſe Beſitzungen zu erhalten, oder zu beſchützen.

Hannibal konnte auf verſchiedenen Wegen gegen Rom ziehen. Er wählte jenen, der durch Etrurien führte, aber in den ſumpfigten Niederungen dieſes Landes, litt ſein Heer unbeſchreiblich, ſeine Laſtthiere erkrankten, die Krieger wurden muthlos, die Pferde fielen häufig durch die ungeſunde Nahrung, der Feldherr ſelbſt verlor ein Auge durch eine heftige Entzündung. Aber der unerſchütterliche Muth dieſes groſſen Mannes belebte ſein Heer, und kaum erfuhr er, daß der Konſul Flaminius im Anzug war, als er ſich in das Apenniniſche Gebirge warf, und an dem See Thraſimenus ein Lager bezog. Der Konſul führte ſein Heer durch einen Engpaß auf eine kleine Ebene, die auf einer Seite von dem See, auf der andern von einer Hügelkette begränzt war. Eine Abtheilung des karthagiſchen Heeres umging die Römer, verſchloß den Engpaß, und beſetzte die Hügel. Ein dichter Nebel, der über dem Thale ſchwebte, entzog dem Flaminius die Bewegung der Feinde. Hannibal gab das Zeichen zur Schlacht. Von allen Seiten wurden die Legionen angegriffen, ſie kämpften tapfer gegen die Ueberlegenheit des Feindes in der unglücklichſten Stellung, da der See, und die Gebirge die Entwicklung des Heeres nicht erlaubten. Flaminius, deſſen ungeſtümer Muth die Pflicht des Heerführers überſchritten, ſah bald die Unmöglichkeit ſich zu retten; Er warf ſich mit einer erleſenen Schaar Reiter, in den dichteſten Haufen der Feinde, und hemmte durch un-

unglaubliche Thaten noch eine Zeitlang das Schickſal dieſes Tages. Endlich ſank er durchbort von der Lanze eines Inſubriſchen Reiters; mit ihm fiel die letzte Hoffnung des Heeres. Ueber fünfzehntauſend Römer wurden niedergehauen, oder ertranken in dem See; nur einzelne Flüchtlinge entkamen; ſie brachten die Nachricht nach Rom, daß der Konſul ſammt dem Heere gefallen ſei.

Hannibal verfolgte ſeinen Sieg auf eine Weiſe, die vollkommen mit dem Entwurf übereinſtimmte, den er zur gänzlichen Auflöſung des römiſchen Staates gemacht hatte. Die mit Rom verbündeten Völker Italiens von dem Bunde abzureißen, und dann erſt die Hauptſtadt anzugreifen, war ſeine Abſicht. Er kannte genau die Verhältniſſe, in denen die kürzlich unterworfenen griechiſchen Pflanzſtädte gegen Rom ſtanden. Daher gieng er nach der Schlacht am Traſimeniſchen See über die Apeninen, und zog durch Umbrien und das Gebiet von Picenum nach Apulien.

Zu Rom hatte die Nachricht von der Niederlage des Konſuls allgemeine Beſtürzung verbreitet, der Senat blieb drei Tage verſammelt. Es ward beſchloſſen, wie vormals in dringender Gefahr, die unumſchränkte Gewalt in die Hände eines Diktators niederzulegen. Die Wahl fiel auf Fabius Maximus, einen Mann, welcher glücklicher Weiſe eine große Tapferkeit mit vieler Vorſicht verband; weniger eingenommen von dem Glanze des Sieges, als von dem Bewußtſeyn, ihn zu verdienen. Fabius wählte zum Befehlshaber der Reiterei den Minucius Rufus. Er vereinigte die Legionen, die bis jetzt unter dem Conſul Servilius geſtanden waren, mit ſeinem neu geworbenen Heere, und zog feſt entſchloſſen, keine Schlacht gegen Hannibal zu wagen, dem Feind immer beobachtend zur Seite. In dieſer Abſicht ſchlug er ſein Lager immer an Oertern auf, welche der feindlichen Reuterey unzugänglich waren. So oft ſie ſich bewegte, bewegte er ſich auch, beobachtete ihre

Bewegungen, und ſchnitt ihr die Lebensmittel ab. Vergebens wandte Hannibal jede Kriegsliſt an, ihn zum Treffen zu bringen; der behutſame Römer, der deswegen den Namen Kunktator bekam, hielt ſich immer in gehöriger Entfernung, und begnügte ſich damit, ſeinen Feind durch Zaudern zu überwinden. Hannibal, welcher gewahr wurde, daß die Römer ihre bisherige Art, den Krieg zu führen geändert hatten, verſuchte ſeine gewöhnlichen Künſte, um den Fabius ſeiner eignen Armee verächtlich zu machen. Er bot ihm zuweilen in ſeinem Lager Trotz; verheerte das Land um ihn her; redete von ſeiner Geſchicklichkeit mit Verachtung; und verſchonte allemal die Güter des Fabius, indeß die übrigen römiſchen Beſitzungen ohne Schonung geplündert wurden. Fabius, um jeden Verdacht zu entfernen, verkaufte ſeine Güter, und verwendete das Geld zum Loskauf der Gefangenen. Er lies die Vorräthe von Lebensmitteln zerſtören, und brachte hiedurch den Feind in große Verlegenheit. Einſt gelang es ihm ſeinen Gegner zwiſchen Hügeln ſo einzuſchließen, daß eine Schlacht unvermeidlich ſchien, die wegen dem Vortheil der Stellung günſtig für die Römer geweſen wäre. Aus dieſer gefährlichen Lage zog ſich Hannibal durch folgende Kriegsliſt: Er lies Reisbündel an die Hörner von zweitauſend Ochſen befeſtigen, dieſelbe in der Nacht anzünden, und die durch das Feuer ſcheu gewordene Thiere gegen einen Hügel treiben, den die Römer beſetzt hatten. Dieſe, über die ungewöhnliche Erſcheinung ſo vieler wandelnder Feuer erſtaunt, verließen ihren Standpunkt und gaben dem Karthagiſchen Heere Platz zum Abzug. Indeſſen ward die Nachhut Hannibals von den Römern angegriffen, und erlitt nicht unbeträchtlichen Verluſt.

Fabius hatte durch ſein kluges Zaudern das Heer an den Feind gewöhnt, der durch ſeine frühern Siege ſo furchtbar geworden war. Der römiſche Senat hatte Raum gewonnen, ohne Leidenſchaft ſeine Beſchlüſſe zu faſſen, und das Beſte des Staates reiflich zu erwägen. Der

Prä-

Prätor Poſthumius wurde nach dem nördlichen Italien geſandt, um die Bundesgenoſſen, die größtentheils von den Römern abgefallen waren, aber bald wahrnahmen, daß die Herrſchaft Karthagos drückender war, als der Bund mit Rom, zu ihrer Pflicht zurückzuführen; Hannibal ſelbſt war mit ſeinem Heere durch den Diktator in allen Unternehmungen gelähmt, und in Spanien wurde der Krieg von den beiden Scipio's mit ſolchem Vortheil geführt, daß aus dieſem Lande keine Verſtärkung zu dem karthagiſchen Heere nach Italien geſandt werden konnte; alle dieſe Umſtände zeigten, daß Hannibal auf dem Wendepunkt ſeines Glückes ſtand; aber dies war dem raſchen Geiſte der Römer nicht genug, der läſtige Feind ſollte aus Italien vertrieben werden; es erhob ſich zu Rom, und in dem Heere des Fabius ein allgemeines Murren; doch die Zeit war noch nicht verfloſſen, für welche der Oberbefehl dem Diktator übertragen war; man fand für rathſam, den Befehlshaber der Reiterei mit gleicher Gewalt, wie den Diktator ſelbſt zu begleiten. Minucius Rufus erhielt einige Vortheile über den Feind, während Fabius zu Rom die zur Auswechslung der Gefangenen nöthigen Gelder erhob. Er war bereits auf der Rückkehr zum Heere begriffen, als Minucius, kühn durch ſein bisheriges Glück die vortheilhafte Stellung verlies, und ſich auf der Ebene in Schlachtordnung ſtellte. Hannibal hatte dieſes lange erwartet. Er hatte einen Theil ſeines Heeres in Hinterhalt gelegt, und durch einen falſchen Angriff den Minucius bereits in die Gegend gelockt, wo er in Gefahr kam, von zwei Seiten angegriffen zu werden. Schon hatte das Treffen begonnen, und die Schlachtlinie der Römer wankte, als Fabius ankam. Seine Ankunft ſtellte augenblicklich die Schlacht wieder her; durch geſchickte Wendungen wurden die Angriffe der Karthager zurückgeſchlagen, und ſo das römiſche Heer gerettet. Minucius erkannte dankbar den überlegenen Geiſt des Dictators, er entſagte der Theilnahme an dem Oberbefehl, und befolgte während der noch übrigen Zeit genau die Vorſchriften des Fabius.

Als der Zeitpunkt eingetreten war, wo dem Geſetz zufolge der Diktator ſein Amt niederlegte, beſchloß der Senat, das Heer auf acht Legionen zu vermehren, damit eine gleiche Anzahl Bundesgenoſſen zu vereinigen, und dem Feinde eine überlegene Macht entgegen zu ſtellen, die deſſen Vertreibung aus Italien zu bewirken fähig wäre. Dem Senat und dem Volke ſchienen die klugen Maßregeln des Fabius, durch welche ein von ſeinem Vaterlande gänzlich abgeſchnittenes, aller Verſtärkung beraubtes Heer ſich ſelbſt aufgerieben hätte, zweckwidrig; der Krieg im Herzen von Italien von Fremdlingen geführt, die in dem erſten puniſchen Kriege beſiegt, den Frieden durch die erniedrigendſten Bedingungen erhalten, und dadurch Roms Oberherrſchaft anerkannt hatten, gefährdete den kriegeriſchen Ruhm der Römer. Sie übertrugen die Anführung des Heeres dem Terentius Varro, und dem L. Aemilius Paulus, die zu Konſuln für das künftige Jahr gewählt waren. Varro war ein Mann von kühnem, unerſchrockenem Geiſte, er hatte in den früheren Kriegen manche Probe ſeiner Tapferkeit abgelegt, aber zuverſichtlich, und voreilig ſtolz auf den Ruhm, den er durch Vertreibung des Feindes aus Italien zu erwerben hoffte. Er war begabt mit allen Eigenſchaften eines Kriegers; ſein Muth erhob ihn über die Klugheit, ihm fehlte daher das erſte Erforderniß eines Feldherrn. Der Konſul Aemilius Paulus war dagegen ein Mann, der bereits im Anfang des Krieges gegen Karthago ein römiſches Heer gegen den Demetrius, Fürſten von Pharos ſiegreich geführt, und die Ehre des Triumphs erhalten hatte. Vorſichtig in jedem Unternehmen, gewandt in dem Heerbefehl, beſeelt von hoher Liebe für das Wohl ſeines Vaterlandes war er würdig der Nachfolger des Fabius zu ſeyn und begleitet mit der unbeſchränkten Diktatorwürde hätte wahrſcheinlich das Schickſal des Krieges ſich früher für Rom entſchieden. Aber Aemilius ſtrebte vergebens, Varros Verwegenheit zu zügeln. Beide Konſuln waren mit einem Heere von Neunzigtauſend Mann

gegen Hannibal im Anzug der ſich bei Kannä gelagert hatte. Das karthagiſche Heer war kaum fünfzigtauſend Mann, und die entſchiedene Uebermacht auf Seite der Römer.

An dem rechten Ufer des Aufidus ſtanden die Karthager in einer ſehr vortheilhaften Stellung, als die Konſuln am linken Ufer ihr Lager ſchlugen. Sie waren übereingekommen, im Heerbefehl mit jedem Tage zu wechſeln. Aemilius beſchäftigte ſich, die Lage des Schlachtfeldes zu unterſuchen. Vergeblich ſuchte Hannibal den vorſichtigen Feldherrn zur Schlacht zu locken, das römiſche Heer verlies an dieſem Tage ſein Lager nicht. Am folgenden Tage hatte Varro den Oberbefehl. Ohne die Zuſtimmung des Aemilius brach er auf mit dem ganzen Heere, gieng über den Aufidus, und ſtellte ſich in Schlachtordnung. Er ſelbſt ſtand auf dem rechten Flügel, den linken übergab er dem Aemilius. An den Spitzen der beiden Flügeln ſtand die Reiterei. Aber die Ebene war nicht weit genug für das römiſche Heer, Varro war folglich gezwungen, die Legionen in ein längliches Viereck zu ſtellen, deſſen ſchmale Seite gegen den Feind gerichtet war.

Hannibal hatte ſein Heer geordnet, und in die Schlachtlinie geſtellt, ſobald er den Zug der Römer über den Fluß wahrnahm. Auf beide Flügel ſtellte er ſeine Reiterei der römiſchen gegenüber, an dieſe ſchloß ſich der Kern ſeines Heeres, das Fußvolk aus Afrika, gekleidet und bewaffnet mit den an der Trebia, und am Thraſimeniſchen See erbeuteten Rüſtungen, und ganz ähnlich einem römiſchen Heere. In die Mitte hatte er die Bundesgenoſſen, die Gallier, und Spanier geſtellt, ſie waren nach ihrer Landesart bewaffnet; die Gallier mit ſchweren, an der Spitze ſtumpfen Schwertern, und groſſen Schildern. Die Spanier mit kurzen, nach Art der Dolche zugeſpitzten Degen. Aus der Mitte leitete Hannibal die Bewegung des Heeres. Asdrubal führte den linken, Maharbal den rechten Flügel. Die Reiterei begann von beiden Seiten das Gefecht. Die Römer konnten der Gewandheit der Numidiſchen Reuter nicht lange wi-

widerſtehen; ſie flohen und entblößten hiedurch die Flanken; die Legionen entwickelten ſich aus der tiefen Maſſe um ihre Reiterei zu unterſtützen. Zu gleicher Zeit warf ſich Varro auf die Mitte des afrikaniſchen Heeres; Hannibal lies jetzt ſeinen Mittelpunkt ſich öfnen, in der Abſicht, die ganze Maſſe der Römer zwiſchen ſeine beiden Flügel zu bringen, und ſie dann von drei Seiten anzugreifen. Varro, in der Zuverſicht des gewiſſen Sieges drang zu weit vor, ohne hinreichenden Raum für eine vollkommene Entwicklung ſeiner Marſchſäule zu finden. Jetzt gab Hannibal ſeinen beiden Flügeln das Zeichen zum Angriff. Die Römer auf den engen Raum zuſammengedrängt, konnten ſich nicht frei genug bewegen. (Der römiſche Krieger bedurfte hiezu ſechs Fuß ins Gevierte). der Gebrauch der Wurfſpieße wurde unmöglich; ſo wurden ſie ohne vielen Widerſtand niedergehauen. Die Reiterei ihrer Bundesgenoſſen war noch nicht zum Treffen gekommen. Hannibal befahl, fünfhundert Numidier ſollten ſich ſtellen, als wollten ſie zum Feinde übergehen; ſie warfen ihre Waffen weg, und wurden als Ueberläufer von der Reiterei der Bundesgenoſſen aufgenommen. Man wies ihnen einen Platz im Rücken des Flügels an. Jetzt kamen die Bundesgenoſſen zum Gefecht. Die Numidier zogen ihre unter den Panzerröcken verborgenen Dolche hervor, und warfen ſich auf die im Kampfe begriffenen Reiter. Dieſer unvermuthete Angriff entſchied das Schickſal der Schlacht.

Von allen Seiten gedrängt, und in Verwirrung gebracht, gehorchte, oder verſtand niemand die Befehle des Konſuls Varro, der jetzt das Heer verloren gab, und von wenigen Reitern begleitet, das Schlachtfeld verlies. Aemilius kämpfte noch mit einem Theile der Reiterei muthig gegen die Uebermacht des Feindes, aber endlich ſank er, ſchwer verwundet vom Pferde. Der Tribun Lentulus fand ihn blutend auf einem Steine ſitzen; er bot ihm ſein Pferd zur Flucht. — Ich danke dir, erwiederte der ſterbende Konſul; bewahre ſtets deine Tugend, und mö-

mögen die Götter deine Treue belohnen; aber mein Schickſal iſt entſchieden. Bemühe dich nicht, einen Mann, der keine Hoffnung mehr hat, zu bereden, und verliere nicht den Augenblick zur Rettung. Geh, ich befehle es dir, und ſage dem Senat in meinem Namen, daß er Rom gegen die Annäherung des Siegers befeſtige. Sage auch dem Fabius, daß Aemilius, ſo lange er lebte, ſeinen Rath nicht vergeſſen, und ihn noch ſterbend billigt. Eine feindliche Reiterſchaar näherte ſich, der Konſul fiel unter ihrem Schwert. Das römiſche Heer erlitt eine beiſpielloſe Niederlage; über fünfzigtauſend Mann waren auf dem Schlachtfelde gefallen, unter dieſen der Konſul Aemilius, die Konſuln früherer Jahre, achtzig Senatoren, und ſo viele aus dem Ritterſtande, daß Hannibal drei Scheffel goldene Ringe, von den Fingern der erſchlagenen Ritter abgezogen, nach Karthago ſenden konnte. Zehntauſend Mann, die zur Beſetzung des Lagers zurückgeblieben waren, fielen in die Gefangenſchaft, ungefähr dreitauſend Fußgänger entflohen vom Schlachtfelde, und mit ſiebenzig Reitern kam Varro nach Venuſia. Hier ſammelte er die Flüchtlinge, entſchloſſen, Verſtärkung von Rom zu erwarten, und dem Feinde jeden möglichen Widerſtand zu leiſten. Er erſtattete Bericht an den Senat über die verlorne Schlacht.

Der Verluſt dieſes Treffens ſchien Roms Schickſal zu entſcheiden; man befürchtete, daß Hannibal ſein Heer unverzüglich vor die Thore der Stadt führen, und die Belagerung beginnen würde. Dieß war der Rath Maharbals, des Anführers der karthagiſchen Reiterei; als Hannibal dieſen Rath verwarf, bemerkte Maharbal, der Feldherr verſtünde beſſer, Siege zu erfechten, als zu benützen. In der That ſcheint der Rath Maharbals ſehr klug geweſen zu ſeyn, denn die Nachricht, daß die Schlacht verloren ſei, erfüllte Rom mit Verwirrung und Schrecken. Man hörte durch die ganze Stadt Geſchrey und Wehklagen der Weiber, welche allenthalben nach ihren Männern

nern oder Kindern rieſen. Vergebens bemühten ſich die Senatoren ruhig zu berathſchlagen, ſie wurden durch das Geſchrey des Volks gehindert, denn es war beinahe gleichzeitig mit der Schlacht bei Kannä, auch der Prätor Poſthumius am Po von den Galliern erſchlagen, und die meiſten Bundesgenoſſen abgefallen. Schrecken ſah man daher auf jedem Geſichte, und Verzweiflung ſprach aus jedem Munde. Endlich, da die erſte Beſtürzung ſich gelegt hatte, faßte der Senat den Beſchluß, einen Diktator zu erwählen, und gab Befehl, daß keine Frau aus dem Hauſe gehen ſollte, man ſtellte Wachen an die Thore der Stadt, mit dem ſtrengſten Befehl, niemand hinauszulaſſen. In dieſem Zeitpunkt war es, daß der junge Scipio, welcher, wie wir bereits geſehen haben, ſeinem Vater im Treffen am Ticinus das Leben rettete, den Entſchluß faßte, auch ſein Vaterland zu retten. Er war damals nur Kriegs-Tribun; da er ſich nach der Schlacht in der Nähe von Rom befand, erfuhr er, daß einige junge Leute von den vornehmſten Familien in der Stadt Anſtalt machten, ihr Vaterland zu verlaſſen, und entſchloſſen wären, anderswo Sicherheit zu ſuchen. Entrüſtet über dieſen Kleinmuth, entſchloß er ſich, ſie daran zu verhindern, weil er die üblen Folgen dieſes Schrittes beſorgte. Er verſammelte einige Flüchtlinge, forderte ſie auf, ihm zu folgen, und begab ſich an dem Ort, wo man über den Vorſchlag die Stadt zu verlaſſen, ſich beſprach. Hier legte er die Hand an das Schwert, und rief: »Ich ſchwöre, daß ich nie Rom verlaſſen, und auch nie leiden will, daß andre es thun. »Diejenigen, welche nicht eben dieſen Eid ablegen wollen, »ſind nicht nur Feinde ihres Vaterlandes, ſondern auch »die meinigen.« Die Entſchloſſenheit, womit er dieſes ſprach, und ſeine bekannte Herzhaftigkeit, jagte den Verſchwornen Furcht ein; ſie legten alle den nämlichen Eid ab, und gelobten, eher unter den Ruinen Roms zu ſterben, als es zu verlaſſen. Von dieſer Zeit an ſchien das Volk mit friſchem Muthe beſeelt; der Senat fieng an den

Sieg

Sieg zu hoffen, und die Augurn gaben die Verſicherung, daß ſich das Glück zum Vortheil der Römer ändern würde. Kurz nachher kam Varro begleitet von den wenigen Ueberbleibſeln des Heeres bei der Stadt an. Er war die vornehmſte Urſache der erlittenen Niederlage, und man konnte erwarten, daß das Volk die Unbeſonnenheit ſeines Feldherrn ſtreng beſtrafen würde. Aber die Römer giengen ihm in Menge entgegen, und der Senat ſtattete ihm Dank ab, daß er an der Wohlfahrt des Staats nicht verzweifelt hätte. Ein ſolcher Sieg über alle rachgierigen Leidenſchaften war größer, als der Sieg bei Kannä. Der Senat, durch die Zögerung Hannibals neu belebt, rüſtete ſich zu einem neuen Feldzuge. In der letzten Schlacht waren ſo viele Senatoren gefallen, daß eine Ergänzung dieſer Verſammlung nöthig war. Das Volk ergriff mit Ungeduld die Waffen, und ſelbſt Sklaven traten in die Reihen des Heeres. Fabius, das Schild und Marcellus, das Schwert des Staats wurden zu Anführern des neuen Heeres beſtimmt; und obgleich Hannibal jetzt noch einmal den Frieden anbot, ſo weigerte man ſich doch, ihn einzugehen, auſſer auf die Bedingung, daß er Italien räumte. — Aehnliche Bedingungen wurden ehemals vom Pyrrhus gefordert.

Hannibal, welcher entweder unmöglich fand, gerade auf Rom loszugehen, oder mit ſeinen Truppen nach einem ſo großen Siege ausruhen wollte, führte ſie nach Kapua, woſelbſt er den Winter zu bleiben beſchloß. Dieſe Stadt war ſchon lange für die Mutter der Ueppigkeit und des Verderbens kriegeriſcher Tugend gehalten worden; hier eröffnete ſich eine neue Scene des Vergnügens für ſeine barbariſchen Völker; berauſcht von jedem Genuß, den der müßige Krieger ſo gern ergreift, vergaß Hannibals Heer allmählig die ſtrenge Zucht des Lagers; der Feldherr ſelbſt ſchien auf ſeinen Lorbeern zu ruhen, und die Geſchichtſchreiber des Alterthums tadeln ihn daß er die Gelegenheit,

heit aus den Händen gelaſſen, und die Herrſchaft Italiens gegen die Lüſte der Ueppigkeit vertauſcht habe; man hat aber nicht bedacht, welche Schwierigkeiten er zu überſteigen, und mit was für einem Feinde er zu kämpfen hatte. Rom war noch mächtig genug; es konnte, wenn wir nach der letzten Zählung urtheilen dürfen, zweymal hundert tauſend Mann ins Feld ſtellen; es wäre alſo vielleicht von Hannibal unbeſonnen geweſen, wenn er ſein Heer vor eine Stadt geführt hätte, die ſehr ſtark befeſtigt war, und eine Beſatzung hatte, viermal ſo ſtark als ſein Heer. Hannibal hatte in der That mit geringen Mitteln große Thaten ausgeführt. Sein Heer war durch viele feindliche Völker dreihundert Meilen weit über unwegſame Gebirge gezogen. Er hatte dieſes Heer, deſſen Kern aus Völkern verſchiedener Abkunft, Sitten, und Sprachen beſtand, ſelbſt gebildet, daſſelbe von Sieg zu Sieg gegen ein Volk geführt, das ſeit fünf Jahrhunderten unaufhörlich in Kriegen abgehärtet, zuerſt im Kampfe gegen ſeine Nachbarn, und gegen die Gallier, endlich ſelbſt gegen die geübten Heere des Königs von Epirus die Palme erfochten. Gegen dieſen Feind hatte nun Hannibal ohne Unterſtützung aus ſeinem Vaterlande ſchon ſeit vier Jahren glücklich geſtritten, und ſolche Proben ſeines überlegenen Geiſtes abgelegt, daß wir annehmen dürfen, er habe die Hinderniße, den Krieg durch die Eroberung Roms zu vollenden, unbeſiegbar gefunden.

Bisher haben wir dieſen großen Mann immer glücklich geſehen; aber jetzt werden wir ihn erblicken, wie er mit überhäuften Unglücksfällen kämpft, und endlich denſelben erliegen muß. Seine erſte Widerwärtigkeit fand er bey ſeinen eignen Mitbürgern zu Hauſe. Unterdeß zu Rom der Senat einem Konſul Dank abſtattete, welcher geflohen war, machte zu Karthago Hanno, einer der vornehmſten Bürger, eine Parthey gegen Hannibal; und ein größerer Feind ſeines Nebenbuhlers, als der Römer, vergaß er nichts, was das Glück Hannibals hindern

oder

oder den Glanz ſeiner erhaltenen Vortheile verdunkeln konnte. Als Hannibal um neue Unterſtützung an Truppen und Geld bey dem Senat zu Karthago anhalten ließ, ſagte Hanno: »Was würde dieſer Mann gefordert haben, wenn »er ein Treffen verloren hätte, da er ſolche Forderungen »an uns als Sieger thut? Nein, er iſt entweder ein Be»trüger, der uns mit falſchen Nachrichten hintergeht; oder »ein Räuber, der ſich ſelbſt, und nicht ſein Vaterland be»reichert.« Hannos Widerſetzung verzögerte die nöthige Hülfe, ob er ſie gleich nicht ganz verhindern konnte.

Hannibals Lage ward nun ſehr gefährlich. Seine Thätigkeit wurde auf die Anſchaffung der Lebensmittel im feindlichen Lande beſchränkt, er mußte ſein Heer auf eine weite Strecke vertheilen, und ſo gelang es den Römern oft, ihm in kleinen Gefechten Abbruch zu thun. Marcellus machte aus Nola einen glücklichen Ausfall; die Römer belagerten Capua, Hannibal eilte zum Entſatz der Stadt heran, griff die Römer in ihren Verſchanzungen an, wurde aber mit beträchtlichem Verluſt zurückgeſchlagen. Hannibal bewegte ſich nun mit ſeinem Heere gegen Rom. Aber die Beſtürzung war längſt einer beſonnenen Bereitſchaft zur nachdrücklichen Fortſetzung des Krieges gewichen, viele Bundesgenoſſen die da wahrnahmen, der Schutz des fremden Heeres ſei zweifelhaft, zogen den alten Verein mit Rom dem Joche der Fremdlinge vor, und vereinten ihre Waffen mit dem vaterländiſchen Heere. Marcellus wagte keine Schlacht gegen den kathagiſchen Feldherrn, aber er griff oft mit Erfolg einzelne Abtheilungen an, und wenn er auch nicht immer glücklich war, ſo erlitt er doch nur unbedeutenden Verluſt.

Einer der ſtärkſten Stützen Roms während des zweiten puniſchen Krieges war Hiero, König von Syracus. Er verſorgte die Stadt mit Lebensmitteln, ſandte ihr große Geſchenke an Geld, und unterhielt auf ſeine Koſten das Heer, das die Römer nach Sicilien ſandten.

Hannibal, ohne Unterſtützung von Karthago, wendete

ſich

ſich an Philipp König von Macedonien. Am Hofe dieſes Fürſten lebte damals in großen Anſehen Demetrius, Fürſt von Pharos, der zu Anfang des zweiten puniſchen Krieges von dem Konſul Aemilius Paulus aus ſeinen väterlichen Beſitzungen vertrieben war. Durch dieſen ward Philipp bewogen, mit Hannibal in ein Bündniß zu treten; die Römer fiengen einen Brief des Königs an den karthagiſchen Feldherrn auf, und erhielten dadurch Kunde von der ihnen drohenden Gefahr. Sie ſandten eine Flotte nach Aetolien, und es gelang ihnen, die alte Feindſchaft zwiſchen den Aetoliern, und Philipp zu erneuern. Hierdurch wurde der König von Macedonien gehindert, ein Heer zur Unterſtützung Hannibals nach Italien zu ſenden. Dieſer Umſtand vereitelte die Hoffnung dieſes Feldherrn; um ſo dringender wurden ſeine Vorſtellungen um Hülfe aus Afrika.

Der karthagiſche Senat faßte endlich den Entſchluß, ihm ſeinen Bruder, Asdrubal, mit einer Armee aus Spanien zu Hülfe zu ſchicken. Als die Konſuln, Livius und Nero, den Marſch Asdrubals erfuhren, ſo giengen ſie ihm entgegen, umringten ihn an einem Orte, wohin er durch die Verrätherey ſeiner Wegweiſer gebracht war, und hieben ſeine ganze Armee in Stücken. Am Metaurus im Lande der Senonen wurde die Niederlage der Römer bei Kannä vergolten. Die Karthager verloren hier über fünfzig tauſend Mann. Hannibal hatte lange dieſe Hülfstruppen mit Ungeduld erwartet; und in derſelben Nacht, in welcher er gewiſſe Nachricht von der Ankunft ſeines Bruders erwartet hatte, ließ Nero Asdrubals Kopf in Hannibals Lager werfen. An dieſem Unfall erkenne er Karthagos Schickſal, ſprach der tief gebeugte Feldherr. Er verlor von dieſem Tage an die Hoffnung, den Krieg glücklich zu vollenden. Er blieb jedoch eine lange Reihe von Jahren hindurch in Italien, unter wechſelndem Kriegesglück, und ohne andre Unterſtützung als die er aus ſeinem unerſchöpflichen Geiſte zog. Aber ſein raſcher Flug war gelähmt,

er konnte nicht mehr den großen Plan ausführen, den er bei ſeinem Zug gegen Italien entworfen hatte.

Die Römer ſandten jetzt, nachdem es ihnen gelungen war, die Macht des Königs von Macedonien durch die Aetolier zu lähmen, Truppen nach Spanien, nach Sardinien, und Sicilien. Hiero, König von Syrakus, ein treuer Bundesgenoſſe der Römer war in hohem Alter verſtorben. Ihm folgte auf dem Throne ſein Enkel Hieronymus, (Gelon, Hieros Sohn, war vor ſeinem Vater geſtorben) ein Regent, unwerth ſeines hohen Berufes, denn er überlies die Regierung ſelbſtſüchtigen Höflingen, die das Volk beraubten, um ſich zu bereichern. Der König ſelbſt ergab ſich allen Ausſchweifungen der Schwelgerei und Grauſamkeit. Daher wurde er vom Volke zuerſt verachtet, dann gehaßt, und endlich ermordet, das gewöhnliche Schickſal ſchlechter Fürſten. Der ganze Stamm Hiero's wurde vertilgt, die Verſchwornen bemächtigten ſich der höchſten Gewalt, es trat eine Veränderung in den bisher befolgten Regierungs-Grundſätzen ein, und Syrakus trat mit Karthago in Verbindung. Damahls hatte Marzellus den Oberbefehl über das römiſche Heer in Sizilien; er zog vor Syrakus.

Dieſe Stadt war reich und mächtig geworden durch ihren Handel vor allen Städten Siziliens. Ihre Lage an der See, ein Hafen, an deſſen Eingang eine Inſel die Wellen des Meeres brach, eine Felſenburg und ſtarke Mauern von der Landſeite hatten ſeit vielen Menſchenaltern dieſelbe zum ſichern Wohnſitz einer großen Menge von Einwohnern und zur Hauptniederlage aller Erzeugniſſe Siziliens erhoben. Sie war lange der Gegenſtand der Eiferſucht Karthagos; wir haben in der Geſchichte der Griechen der Vertilgung des karthagiſchen Heeres bei Himera, zur Zeit des perſiſchen Krieges erwähnt, und die Belagerung dieſer Stadt im peloponeſiſchen Kriege erzählt, wo die Athener von Nicias, und Lemachus angeführt, länger als zwei

zwei Jahre vergeblich die Eroberung verſuchten, und endlich ihr ganzes Heer verloren.

Den Römern war die Gelegenheit erwünſcht, durch die Eroberung dieſer Stadt einen bedeutenden Waffenplatz, und eine unermeßliche Beute zu erhalten; ſie wußten, daß Zwietracht unter den Machthabern die vereinte Anwendung ihrer Streitkräfte verhinderte, und erwarteten nur geringen Widerſtand. Aber ein Bürger vor Syracus vereitelte lange jede Anſtrengung der Belagerer. Dieſer Mann war Archimedes, der berühmte Mathematiker. Er verfertigte Maſchinen, mit denen er die feindlichen Schiffe, von denen aus dem Hafen die Mauern geſtürmt wurden, in die Höhe hob, und zerſchmetterte. Aus ſeinen Wurfgeſchützen wurde Feuer in die Entfernung von mehreren hundert Klaftern gegen die feindlichen Thürme geſchleudert, und dieſe verbrannt. Man ſchreibt ihm auch die Erfindung des Brennſpiegels zu, mit dem er den Römern viel Nachtheil zugefügt haben ſoll. Die Thätigkeit dieſes Mannes allein verzögerte die Eroberung der Stadt, aber, als die Einwohner auf die Stärke ihrer Mauern trotzend, ſich ſorglos den Freuden eines Feſtes überließen, erſtiegen die Römer ſtürmend eine Abtheilung der Stadt, und hieben die Beſatzung nebſt allen Bürgern nieder. Unter dieſen fiel auch Archimedes, in ſeinem Studierzimmer durch einen römiſchen Söldner erſchlagen. Marcellus innig beſtürzt über dieſen traurigen Zufall lies dem verdienſtvollen Weiſen ein Denkmal errichten, die Schriften des Archimedes ſind zum Theil auf unſre Zeiten gekommen, und ſind ein unvergänglicher Beweis ſeines großen Geiſtes. Die übrigen Theile der Stadt ergaben ſich dem römiſchen Feldherrn auf die Bedingniß, daß die freigebohrnen Einwohner geſchont würden. Ihr ſämmtliches Vermögen wurde die Beute der Sieger. Dieſe wichtige Eroberung erleichterte den Römern den Uebergang nach Afrika.

In Spanien hatten die beiden Scipio's den Krieg ſchon viele Jahre nicht unglücklich geführt, aber ſie wur-

den von den Eingebohrnen verrathen, theilten ihr Heer, und von dem überlegenen Feinde einzeln überwältigt. P. Corn. Scipio deſſen wir bereits rühmlich erwähnt haben, war der Sohn des in Spanien getödeten Proconſuls. Zu einer Zeit, wo das römiſche Heer in Spanien ſeinen Befehlshaber verloren hatte, und durch die Uebermacht der Feinde gelähmt war; verlangte dieſer junge Held den Heerbefehl vom Senat, obſchon er noch nicht das Alter beſaß, welchem nach den Geſetzen eine ſolche Würde übertragen werden konnte. Der Senat, im vollen Vertrauen auf die Fähigkeiten des Jünglings erfüllte die Bitte um ſo leichter, da ſich niemand um die gefährliche Ehre bewarb, Anführer eines beinahe aufgelößten Heeres zu ſein.

Mit der Würde eines Aedilis bekleidet ward Scipio ein kleines Heer von 10,000 Mann, eine Flotte von dreiſſig Galeeren wurde ausgerüſtet; er ſegelte nach Spanien ab. Hier fand er die Ueberbleibſel des römiſchen Heeres auf dem linken Ufer des Iberus gelagert. Sie verdienten kaum den Namen eines Heeres, und waren unfähig die Fortſchritte des Feindes aufzuhalten. Aber bald hatte ſich Scipio das Vertrauen des Heeres erworben. Im Winterlager zu Tarracona übte er ſeine Krieger, Ueberfluß an allen Bedürfniſſen, verbunden mit ſteter Sorge für die Kleidung, und Lebensmittel, Menſchlichkeit gepaart mit der nothwendigen Strenge, vor allem die Klugheit mit der er von dem Stande der Feinde Kundſchaft einzog, ſetzte ihn bald in die Lage, mit mäßigen Streitkräften große Unternehmungen auszuführen. Er erfuhr, daß die Vorräthe der Feinde zu Neu-Karthago (dem heutigen Karthagena) niedergelegt waren. Die Beſatzung dieſer Stadt beſtand nur aus tauſend Mann, das übrige Heer war in mehreren Abtheilungen gegen zehn Tagreiſen entfernt. Ein ſchneller Zug vor dieſe Stadt konnte die Eroberung derſelben zur Folge haben, und hierdurch dem Feinde der feſteſte Punkt entriſſen werden, der die Grundlage ſeiner Be-

Bewegungen war, und den Unterhalt ſeines Heeres ſicherte. Scipio erſchien plötzlich vor Neu-Karthago. Er gab Befehl zum Sturm. Die Römer wurden am erſten Tage zurückgeſchlagen. Am folgenden Tag wurde der Angriff auf der Seeſeite gemacht. Hier waren die Mauern niedriger. Sie wurden erſtiegen, und eine unermeßliche Beute von Kriegsbedürfniſſen, Geld und Gefangenen fiel in die Hände der Sieger. Scipios Menſchlichkeit ſchonte das Leben der Bewohner. Unter dieſen war eine Fürſtin, ſie erſchien geſchmückt mit den Reizen der Jugend und Schönheit vor dem Sieger. Scipio erfuhr, ſie ſei die Braut eines der Fürſten des Landes; großmüthig übergab er ſie ihrem Verlobten, und das Löſegeld das ihre Eltern ihm gebracht hatten, fügte er zu ihrem Brautſchatz. Solche Züge in dem Leben eines jungen Heerführers muß die Geſchichte der ewige Richter, und der Spiegel des Menſchengeſchlechtes bewahren; ſie ſind die Blumen auf den blutigen Feldern des Raubes und der Ehrſucht.

Scipio hatte das ſeltene Glück einen edlen Freund zu beſitzen, der eben ſo tapfer im Gefecht, als gewandt in Unterhandlungen mit gleicher Beſonnenheit die römiſchen Reiter in der Schlacht führte, und die Bedingniſſe entwarf, die des Landes verſchiedene Völkerſtämme in einen feſten Bund mit Rom vereinten. Lälius war der Name dieſes Mannes, der durch ſeine großen Eigenſchaften das herrliche Denkmal verdiente, das ihm Cicero durch ſeine Abhandlung von der Freundſchaft geſetzt hat.

Binnen fünf Jahren vollendete Scipio die Eroberung Spaniens. Die Karthager wurden gänzlich vertrieben und die Streitkräfte dieſes Landes waren mit dem römiſchen Heere vereint. Eine der wichtigſten Eroberungen Scipios war jedoch Maſiniſſa, ein junger Fürſt der Numidier, der in Karthago erzogen, mit hohem Muthe in den Schlachten der Karthager kämpfte. Er war durch Syphar, den König der Numidier ſeines väterlichen Reiches beraubt, und hat-

hatte zugleich ſeine Gattin Sophonisbe, die Tochter Asdrubals verloren, die ein Opfer der Staatskunſt geworden, und dem Syphax zum Preis des Bündniſſes mit Karthago als Gemahlin übergeben war. Eiferſucht und Rache trieben dieſen jungen Fürſten in Scipio's Lager, er ward Roms treuſter Bundesgenoſſe, ſteter Gefährte Scipio's auf ſeiner Siegesbahn in Afrika, wahrſcheinlich ſogar der Urheber des Glückes der Römer bei der Vollendung des Krieges.

Scipio kehrte jezt aus dem eroberten Spanien zurück; in einem Alter von neun und zwanzig Jahren erhielt er, der erſte im ſo jugendlichen Alter die Konſulwürde, durch einſtimmigen Schluß des Senats und des Volkes. Man glaubte anfangs, daß er Hannibal in Italien angreifen, aber er hatte die Abſicht den Krieg nach Afrika zu ſpielen, und die Karthager, obſchon ihre Kriegsmacht in Italien ſtand, wegen ihrer eignen Hauptſtadt zittern zu machen. Dieſem Entſchluß widerſezte ſich Fabius mit großer Hitze, und es kam darüber zu einem heftigen Streit; denn der größte Theil des Senats, dem der Verluſt des Regulus im erſten puniſchen Kriege noch im Andenken war, ſtimmte gegen Scipio's Abſicht. Endlich wurde beſchloſſen, daß Scipio Sizilien zu ſeiner Provinz haben, und ſollte ihm freyſtehen, nach Afrika überzugehen, wenn er es fürs Beßte des Staats vortheilhaft hielte. Dieſes ſah er als eine Einſtimmung mit ſeinen Abſichten an; er brachte das erſte Jahr in Sizilien zu, und machte die nöthigen Zurüſtungen zu ſeinem vorhabenden Feldzuge; während dieſer Zeit ereignete ſich eine Begebenheit, die Scipio's Abſicht gänzlich zu vereiteln drohte. Er hatte ſich der Stadt Locri in Bruttien bemächtigt, und in dieſer alten Pflanzſtadt der Epizephyriſchen Locrier eine Beſatzung unter dem Befehl des Pleminius. Dieſer Mann erlaubte ſich jede Gewaltthätigkeit gegen das Eigenthum, und die Perſonen der Bürger; er plünderte ſogar die Tempel, und eignete ſich den Raub zu. Die Locrier klagten da-

dagegen zu Rom. Die Feinde Scipios benutzten dieſen Umſtand, ſie ſuchten den Feldherrn bey dem Senat in Verdacht zu bringen, und beſchuldigten ihn des Einverſtändnißes mit dem Räuber. Es wurden einige Mitglieder des Senats bevollmächtigt, die Unterſuchung in Locri vorzunehmen, und wenn Scipio ſtrafbar ſei, ihn vom Heerbefehl abzurufen, und nach Rom zu ſenden. Der Feldherr wurde unſchuldig befunden, aber Pleminius gefeſſelt nach der Hauptſtadt geführt, er ſtarb im Gefängniß, und der Senat erſetzte das Geraubte. Dieſe Handlung der Gerechtigkeit war um ſo nothwendiger, da die wenigen Bundesgenoſſen Roms immer geneigt waren, dem ungewiſſen Kampfe durch ihren Beitritt zum Heere des Siegers den Ausſchlag zu geben.

Die Karthager hatten bisher die dringendſten Vorſtellungen ihres Feldherrn unbeachtet gelaſſen. Selbſt ihre Flotte, die vorzüglichſte Kraft dieſes Staates war ſo ſehr vernachläſſigt, daß ſie ſich nicht gegen die Römiſche in ein Gefecht einlaſſen konnte. Endlich war Mago nach Spanien geſandt worden, um dieſes Land wieder zu erobern: Er wurde vor Neu Karthago geſchlagen, und wagte nun keine Landung. Hannibal rief ihn nach Italien. Er ſetzte in Ligurien ſein Heer an das Ufer, und ſtand bereits in Umbrien, als Scipio dem Lälius mit der erſten Abtheilung ſeiner Flotte nach Afrika abzuſegeln befahl. Es verdient die Bewunderung jedes Zeitalters, daß die Römer zu einer Zeit, wo zwei beträchtliche Heere, angeführt von dem bis jetzt unbeſiegten Hannibal in Italien ſtanden, den Krieg nach Afrika verſetzten, und die Karthager auf ihrem eignen Gebiete anzugreifen wagten. Scipio, der dem Lälius unmittelbar folgte, hatte durch ſeine Ankunft Schrecken und Verwirrung in Karthago verbreitet. Er hatte den Hafen von Hippo in Beſitz genommen, und wendete ſich von da nach Utika, einer ſehr vortheilhaft an der Einmündung des Fluſſes Bagrada in das Meer gelegenen wohl befeſtigten Stadt. Während der Belagerung erhielt Scipio Nachricht,

richt, Hanno, der Feldherr von Karthago ziehe mit einem mächtigen Heere gegen ihn. Er hob die Belagerung auf, und zog ſich auf Hippo zurück. Hier befeſtigte er ſein Lager, und ſandte Kundſchafter an Hanno, unter dem Vorwand, Unterhandlungen zum Frieden anzuknüpfen. Die Späher fanden die Karthager unter Hütten von Baumzweigen gelagert, (es war im Winter.) In einer ſtürmiſchen Nacht lies der römiſche Feldherr das feindliche Lager an mehrern Orten anzünden, er ſelbſt fiel mit den auserleſenſten ſeines Heeres die Karthager an, und erſchlug eine unzählbare Menge nebſt ihrem Anführer Hanno; die übrigen flohen zerſtreut; unter dieſen war Syphar; dieſer zog ſchnell aus Numidien ein neues Heer, und gieng den Römern entgegen. Er wurde geſchlagen, und gefangen. Maſiniſſa, der ſchon bei der Ankunft der Römer mit einer zahlreichen Schaar Reiter zu dem Heere des Scipio geſtoßen war, gelangte wieder zum Beſitz ſeines väterlichen Reiches. Cirta, die Hauptſtadt der Numidier, öffnete dem Sieger die Thore. Er fand hier Sophonisben, die Gemahlin des Königs.

Sie trat ihm entgegen, und flehete, ihrer Jugend zu ſchonen, und ſie nicht den Römern in die Hände zu liefern, welche an ihr alle Beleidigungen, die ihr Väter ihnen zugefügt, rächen würden. Da ſie noch an ſeinen Knieen hieng, und Schmeicheleyen mit Bitten vereinigte, erwachte Maſiniſſas frühere Leidenſchaft; er willigte ſogleich in ihre Bitte, und da er ſie nicht abgeneigt gegen ſeine Bewerbungen fand, ſo vollzog er noch an dieſem Tage ſeine Vermählung. Dieſer übereilte Schritt wurde vom Scipio ſehr mißbilligt. Er kannte die Vaterlandsliebe dieſer erhabenen Frau, und beſorgte, ſie würde, ſo wie früher den Syphar, jezt auch den jungen König von der Verbindung mit Rom abwendig machen; daher erklärte er dem Maſiniſſa, der König und die Königin wären Gefangene der Römer, und nur dem Senat gebühre die Entſcheidung ihres Schickſals. Maſiniſſa entfernte ſich, ruhig

nach dem Scheine, aber von innerem Sturme gefoltert. Widerſtand gegen Scipio's Befehl war unmöglich, Sophonisben in die Hände der Römer zu übergeben, ſchien ihm unerträglich; er beſchloß ſie zu tödten. Nach der Sitte barbariſcher Könige (die noch jetzt im Orient beſteht, M. ſ. Ali Beys Reiſe, und nach Tacitus auch unter den Cäſarn zu Rom beſtand Ann. XII. 66. und XIII. 15. 16. ſo wie bei den Juden Num. 5. K. der Reinigungstrank?) hatte auch der Hof zu Cirta ſeine Diener der fürſtlichen Willkühr. Einem ſolchen befahl Maſiniſſa für Sophonisbe einen Gifttrank zu bereiten; bringe der Königin dieſen Becher in meinem Namen; ſprach er, nur der Tod kann ſie der Gewalt der Römer entziehen. Die Tochter Asdrubals und die Gemahlin eines Königs wird thun, was die Ehre von ihr fordert. Als der Sklave der Königin den Becher überreichte, ſagte ſie: Ich nehme ihn an, als das liebſte Geſchenk von der Hand des Königs. Sage ihm, daß mein Tod rühmlicher ſeyn würde, wenn er weiter von meiner Vermählung entfernt wäre. Mit dieſen Worten leerte ſie unerſchrocken den Becher, und ſtarb, ohne ein Zeichen von Furcht.

Während dieſes zu Cirta vorgieng, waren die Karthager in ſo großem Schrecken über ihre wiederholten Niederlagen, und den Ruhm der Thaten Scipios, daß ſie endlich beſchloſſen, ihre Heere aus Italien zurück zu berufen, um ſich zu Hauſe den Römern zu widerſetzen. Es wurden Geſandte geſchickt, mit dem ausdrücklichen Befehl, daß Hannibal zurückkommen, und ſich den Römern, welche jetzt Karthago zu belagern droheten, widerſetzen ſollte. Mit dem niederſchlagenden Gefühl vereitelter Hoffnung, und den Untergang ſeines Vaterlandes ahnend, folgte Hannibal dem Befehle zur Rückkehr. Ueber fünfzehn Jahre war er im Beſitz der ſchönſten und fruchtbarſten Provinzen Italiens, hier hatte er in drei Hauptſchlachten die Römer beſiegt, aber auch hier hatte er zwei Brüder, und die geprüfteſten Waffengefährten auf dem

Schlachtfelde verloren, der Zweck des Krieges war vereitelt durch den Sieg einer ſeinem Stamm feindlichen Parthei im Rathe ſeiner Vaterſtadt; Karthago ſelbſt in Gefahr, und deſſen letzte Hoffnung das Heer, das er jetzt nach Afrika führen ſollte. Er berief die Bundesgenoſſen, und ſtellte ihnen frei, mit ihm nach Karthago zu ſegeln, oder in Italien zu bleiben. Viele folgten dem Rufe, die übrigen umringte er, und erlaubte jedem ſeiner Krieger, ſich aus der großen Anzahl dieſer Unglücklichen einen Sklaven zu wählen. Hierauf lies er nach Diodors Zeugniß die ganze Menge, mehr als zwanzig tauſend zu Fuß und drei tauſend Reiter nebſt einer unzähligen Heerde Zugthiere niederhauen. Eine verabſcheuungswürdige Handlung, die mehr dem wilden Charakter des Afrikaners, als der Klugheit des Feldherrn zugeeignet werden muß, wenn ſie anders nicht durch wichtige Umſtände veranlaßt wurde, deren die Geſchichte nicht erwähnt.

Hannibal landete zu Adrumetum. Er zog die Ueberbleibſel der karthagiſchen Truppen zu ſeinem Heer, und wendete ſich nach Zama, einer Stadt die nur fünf Tagreiſen von Karthago entfernt war. Scipio hob ſchnell die Belagerungen von Tunis und Utica auf, zog ſein Heer zuſammen, und gieng dem Feinde entgegen. Die Späher die Hannibal ausſchickte, um den Zuſtand des römiſchen Heeres zu erfahren, fielen in die Hände der Römer. Scipio lies ihnen das ganze Lager zeigen, und ſandte ſie zurück; ſo groß war ſein Zutrauen auf ſich ſelbſt, und auf die Tapferkeit ſeiner Krieger, obſchon ſeine Lage nicht ſehr günſtig war. Im Rücken hatte er drei ſtarke Feſtungen, Tunis, Karthago und Uttica, vor ſich ein zahlreiches Heer, von einem Feldherrn angeführt, der noch in keiner Schlacht den Sieg verloren, wo er perſönlich befehligte; Hannibal fand die Feinde, welche aus der Blüte der römiſchen Jugend beſtanden, ihm an Macht überlegen; Maſſiniſſa war überdies mit ſechstauſend Numidiſchen Reitern zu Scipio's Heer geſtoßen. Hannibals

Krieger waren dagegen ein Gemiſch aus verſchiedenen Nationen, die durch Zwang, Raubſucht oder Noth zuſammengebracht, keine Erfahrung, und nicht mehr Kriegszucht hatten, als in der kurzen Zeit, da er ſie unter ſeinen Fahnen verſammelt hatte, möglich war. Die Truppen, welche faſt ganz Italien bezwungen hatten, waren entweder nicht mehr, oder doch nur dem Namen nach übrig. Unter dieſen Umſtänden fand es Hannibal rathſam, die Unterhandlungen, die ſchon zwiſchen Karthago und den Römern ſtatt fanden, aber durch Treubruch der erſteren aufgelößt waren, wieder anzuknüpfen. Er ſchlug daher eine perſönliche Zuſammenkunft mit Scipio vor. Die beyden größten Feldherren der damaligen Zeit kamen von wenigen Reitern begleitet auf einer Anhöhe zuſammen, die zwiſchen beyden Heeren lag. Jeder betrachtete eine Zeitlang ſtillſchweigend ſeinen Gegner, als wenn dieſer Anblick ſie mit gegenſeitiger Ehrfurcht und Hochachtung erfüllte. Scipios Geſtalt, war mit allen Vollkommenheiten einer männlichen Schönheit geſchmückt; Hannibal trug die Merkmale harter Feldzüge in ſeinem Geſichte, und da er ein Auge verloren hatte, ſo gab dieſes ſeiner Miene ein finſteres Anſehen. Hannibal redete zuerſt: »Wäre ich nicht »von der Billigkeit der Römer überzeugt, ſo würde ich heute »nicht kommen, von demjenigen Frieden zu bitten, deſſen Va»ter ich beſiegt habe. Wollte der Himmel, daß eben die Mäßi»gung, welche, wie ich hoffe, uns heute beſeelt, gleich »beym Anfange des Krieges unter uns geherrſcht hätte; »daß ihr euch mit den Gränzen eurer italiſchen Staaten be»gnügt, und daß wir nie getrachtet hätten, Sicilien unſe»rer Herrſchaft zu unterwerfen, ſo würden wir auf beyden »Theilen das Blut erſpart haben, welches keine Siege uns »wieder erſtatten können. Was mich betrifft, ſo hat das »Alter mich die Eitelkeit der Triumphe und die Unbeſtän»digkeit des Glückes kennen gelehrt: aber du biſt jung, »und in der Schule des Unglücks vielleicht noch nicht un»terrichtet; du biſt jetzt, was ich nach den Schlachten am

»Thraſimeniſchen See, und bei Kannä war; du wirſt viel-
»leicht mehr nach glänzenden, als nach nutzbaren Tugen-
»den trachten. Aber bedenke, daß der Friede das Ende
»iſt, auf welches alle Siege abzielen; und dieſen Frieden
»dir anzubieten, ſchickt mich mein Vaterland hieher: ſetze
»alſo nicht in einer Stunde, deren Ausgang ungewiß iſt,
»denjenigen Ruhm, welchen du durch die Siege vieler
»Jahre erworben haſt, aufs Spiel. Jetzt, Scipio, iſt
»das Glück noch in deiner Gewalt, ein einziger Augenblick
»kann es deinem Feinde geben. Doch ich will mich ſelbſt
»nicht ſo nennen; es iſt Hannibal, der dich jetzt anredet,
»Hannibal, welcher deine Tugenden ſchätzt, und dich um
»deine Freundſchaft bittet. Der Friede wird uns beyden
»nützlich ſeyn. Mit Stolz werde ich auf das Bündniß mit
»Rom, als auf mein Werk blicken, und du wirſt einen
»muthigen Feind in einen ſtandhaften Freund verwan-
»deln.« Er bot hierauf alle Beſitzungen Karthagos in
Spanien, Sicilien, und Sardinien zum Preis des Frie-
dens. Scipio erwiederte hierauf: »Was die Kriege anbe-
»langte, worüber er ſich beklagte, ſo hätten die Karthager
»ſie angefangen; und müßten ſich alſo auch die Folgen ge-
»fallen laſſen. Er habe ſtets beharrlich die Bahn der Recht-
»lichkeit gewandelt; die Götter hätten Roms gerechte Sache
»begünſtigt. Was Hannibal jetzt als Preis des Friedens
»anbiete, ſei damals annehmbar geweſen, als er noch in
»Italien ſtand; Karthago habe überdieß ſchon früher die Zu-
»rückgabe aller römiſchen Gefangenen ohne Löſegeld, die
»Auslieferung aller ſeiner Kriegsſchiffe, überdies fünftau-
»ſend Talente, und für die Gewährleiſtung Geißeln ange-
»boten. Auf dieſer Grundlage hätte Rom einen Waffenſtill-
»ſtand eingegangen, aber Karthago habe denſelben treulos
»gebrochen, und die römiſchen Geſandten mißhandelt. Er
»würde keinen Vorſchlag nach Rom ſenden, der nicht die-
»ſelben, und ſogar noch günſtigere Bedingniſſe enthielte. Das
»Schwert müſſe über Karthago entſcheiden, wenn Hannibal
»nicht auf dieſer Grundlage unterhandeln könne.«

Han-

Hannibal verwarf dieſen Antrag. Die Feldherrn kehrten in ihre Lager zurück, um die Anſtalten zu der denkwürdigen Schlacht zu treffen, die das Schickſal zweier mächtigen Staaten entſcheiden ſollte. Am folgenden Tage waren die beiden Heere in der Ebene bei Zama in Schlachtordnung. Das karthagiſche Heer ſtand in drei Abtheilungen. Achtzig Elephanten wurden vor die erſte Linie geſtellt; in dieſer waren die Miethvölker, Gallier, Spanier und Ligurier, in der zweiten die Afrikaner, und die zu Karthago ausgehobnen Krieger, in der dritten der Kern des Heeres, die alten Truppen, aufgeſtellt, die in den Schlachten in Italien unter Hannibal ſiegreich gefochten hatten. Auf den Flügeln ſtand die Reiterei, zum Theil Ueberbleibſel vom Heere des Syphax, die jetzt beſtimmt waren, ihre Waffen gegen ihre Landsleute zu gebrauchen, die unter Maſiniſſa im Heere der Römer fochten. Der Feldherr munterte die verſchiedenen Nationen ſeines Heeres durch die verſchiedenen Bewegungsgründe, warum ſie in den Kampf treten ſollten, auf; den Miethſoldaten verſprach er die Abtragung ihres rückſtändigen Soldes, und eine doppelte Bezahlung, nebſt der Plünderung, wenn ſie den Sieg erhielten; die Gallier feuerte er durch ihren natürlichen Haß gegen die Römer an; die Numidier dadurch, daß er ihnen die Grauſamkeit ihres neuen Königs ſchilderte; und die Karthager erinnerte er an ihr Vaterland, ihren Ruhm, ihre Gefahr in die Sklaverey zu gerathen, und ihre Begierde nach Freyheit. Scipio auf der andern Seite, ermunterte ſeine Krieger mit wenigen Worten, voll Kraft und Vertrauen: ſie ſollten ſich freuen, weil ihre Arbeiten und Gefahren ihrem Ende nahe wären. Die Götter hätten Karthago in ihre Hände gegeben, und ſie würden bald im Triumph zu ihren Freunden, ihren Frauen und Kindern zurückkehren. Die Schlachtordnung der Römer war in drei Treffen getheilt. Vor der erſten Linie waren die Bogenſchützen und Schleuderer aufgeſtellt, die Linie ſelbſt bildete keine fortlaufende Fronte, ſie hatte meh-

mehrere Zwiſchenräume, um die Elephanten durchzulaſſen, falls ſie von den Bogenſchützen gereizt würden; auf ähnliche Weiſe ſtand das zweite Treffen. Das dritte bildete eine fortlaufende Fronte. Auf den rechten Flügel führte Maſſiniſſa die Numidiſchen, auf dem linken Lälius die römiſchen Reiter.

Die Schlacht begann mit dem Angriff der Reiterei. Während dieſe auf den Flügeln im Handgemenge war, gab Hannibal das Zeichen, die Elephanten gegen den Feind zu treiben. Aber die Römer kannten bereits die Art, dieſe Thiere zu bekämpfen, und Scipio hatte ſeinen Bogenſchützen und Schleuderern befohlen, die Elephanten mit Wurfſpießen, Pfeilen und Steinwürfen anzugreifen. Es gelang den Römern, einige dieſer Thiere zu tödten, die übrigen brachen durch die Zwiſchenräume, die Scipio abſichtlich in ſeiner Stellung offen gelaſſen hatte; hierdurch war die feindliche Fronte ihrer größten Stärke beraubt. Das erſte Treffen des karthagiſchen Fußvolkes kam jetzt zum Handgemenge mit der erſten römiſchen Linie. Die Miethvölker konnten dem gewaltigen Angriff der Legionen nicht lange widerſtehen. Sie wurden auf das zweite Treffen zurückgeworfen. Hannibal hatte befohlen, ſie nicht aufzunehmen, ſondern gegen den Feind zurückzutreiben. Gedrängt im Rücken von den römiſchen Legionen, und aufgehalten von dem zweiten Treffen Hannibals, fanden dieſe Flüchtlinge den Tod in der Mitte beider Heere. Daſſelbe Schickſal hatte das zweite Treffen; Scipio ließ ſeine zweite Linie vorrücken, um den Sieg gegen die Miethvölker zu vollenden. Die Karthager widerſtanden nicht lange dem vereinten Angriff der Römer, ſie flohen auf ihr drittes Treffen zurück, aber auch hier fanden ſie die Waffen ihrer Landsleute gegen ſich gekehrt, und wurden in groſer Anzahl niedergehauen. Während dem Gefechte des Fußvolkes hatten auch die römiſchen Reiter auf den beiden Flügeln die Karthager angegriffen, und nach einem kurzen Gefecht zerſtreut. Hannibal, obſchon durch die Flucht ſeiner

Rei-

Reiterei die beiden Flügel entblößt waren, gab die Schlacht nicht auf. Sein drittes Treffen der Kern ſeines Heeres ſtand noch unermüdet, und unerſchüttert. In allen Schlachten hatte er auf das Fußvolk ſeine Zuverſicht, er bereitete ſich nun, die von dem Kampfe mit den beiden erſten Treffen ermatteten Römer anzugreifen. Scipio, der ſeines Gegners Abſicht wahrnahm, gab den Legionen, die in der Verfolgung der geſchlagenen feindlichen Abtheilungen begriffen waren, das Zeichen, ſich auf ſeiner dritten Linie aufzuſtellen. Jetzt begann die Entſcheidung, Hannibal erfüllte jede Pflicht des Kriegers, und des Feldherrn; ſeine geübte, in ſo vielen Schlachten ſiegreichen Truppen kämpften mit gewohnter Tapferkeit lange gegen die Uebermacht der Römer. Die von der Verfolgung der Flüchtlinge zurückkehrende Reiterei fiel in den Rücken der Karthager; ſie ſchlugen ſich muthig bis die Nacht einbrach. Es war keine Vorſicht zum Rückzug getroffen; ſo ward der kleine Ueberreſt des Heeres zerſtreut, nachdem über zwanzigtauſend durch das Schwert gefallen, und eine gleiche Zahl gefangen war. Hannibal entfloh mit dreiſſig Reitern nach Adrumetum. Von hier ſegelte er nach Karthago, und überbrachte ſelbſt die Botſchaft daß des Vaterlandes letzte Hoffnung auf dem Schlachtfeld von Zama untergegangen war.

Scipio zog nach kurzer Ruhe mit ſeinem ſiegreichen Heere gegen die Küſte zurück, und rückte vor Tunis und Utika. Selbſt Karthago bedrohte er, und dieſe Stadt, durch innere Unruhen zerrüttet, zeigte nicht jene Entſchloſſenheit, die nach der Schlacht von Cannä der römiſche Senat bewieſen hatte. Es wurden Abgeordnete an den römiſchen Feldherrn geſandt, und beauftragt, jede Bedingniß einzugehen, die der Sieger vorſchreiben würde. Der Friede wurde ſelbſt auf Hannibals Rath abgeſchloſſen, und die Karthager wurden verpflichtet, Spanien und alle Inſeln im mittelländiſchen Meere zu räumen; zehn tauſend Talente innerhalb fünfzig Jahren zu bezahlen; ihre Kriegsſchiffe bis auf zehn

drei:

dreirudrige Galeeren, und alle Elephanten, nebſt allem Eigenthum, das den Römern abgenommen worden, zurückzuſtellen, keine Elephanten in Zukunft zum Kriege abzurichten, alle Geſangne und Ueberläufer zu übergeben, und endlich den Hannibal auszuliefern; dem Maſſiniſſa alle Länder, die ſie ihm weggenommen hatten, wieder zugeben, und nicht ohne Erlaubniß der Römer, Krieg in Afrika zu führen. Dies war das Ende des zweiten puniſchen Krieges, (J. d. St. 552.) nach ſiebzehnjähriger Dauer; Karthago, blos auf ſeine Beſitzungen in Afrika beſchränkt, war der Willkühr der Römer überlaſſen, die bald einen Vorwand fanden, den dritten puniſchen Krieg anzufangen, der ſich mit der Zerſtörung Karthagos endigte.

Achter Abſchnitt.

Einfluß des zweiten puniſchen Krieges auf den öffentlichen und häuslichen Zuſtand der Römer. Der Krieg gegen den König Philipp von Mazedonien. Ende deſſelben durch die Schlacht bei Cynoscephalä. Der Krieg mit dem König Antiochus von Syrien. Schlacht bei Thermopylä, Seeſchlacht bei Myonneſus. Antiochus kehrt nach Aſien zurück. Schlacht bei Magneſia. Ende des Krieges in Aſien. Krieg gegen den König Perſeus von Macedonien, ſeine Niederlage und Gefangennehmung. Krieg mit Illyrien. Der König Gentius wird gefangen. Der dritte puniſche Krieg. Zerſtörung von Karthago. Mazedonien empört ſich, und wird eine römiſche Provinz. Krieg gegen die Achäer. Zerſtörung von Korinth. Der Krieg in Spanien, Zerſtörung der Stadt Numantia. Spanien wird zur römiſchen Provinz gemacht. Die Auflagen werden abgeſchafft. Häusliche Unruhen zu Rom wegen dem Ackergeſetz. Tiberius Grachus als Tribun des Volkes gegen den Adel. Er wird ermordet. Cajus Grachus, ſeine Handlungen zu Gunſten des Volkes. Sein Tod. (J. d. St. 632.)

Karthago war nun in einem Zuſtand, worin Rom nichts mehr zu befürchten hatte; die Kriegsſchiffe, die ſo lange

lange die See beherrſcht hatten, waren entwaffnet in den Häfen der Römer, der öffentliche Schatz war Roms Beute geworden, und ſchmückte Scipio's Triumph, der den Ehrennamen der Afrikaner, erhielt, nur Hannibal hatte ſich der Schmach, in Feſſeln vor dem Siegeswagen geführt zu werden, durch die Flucht entzogen, ein unermeßlicher Reichthum, und eine unzählbare Menge Sklaven erſetzten die großen Opfer an Geld und Menſchen, die der langwierige Krieg gefordert, und verſchlungen hatte; aber mit dem Reichthum verbreitete ſich die Begierde zu Genuß und Vergnügen, der Ackerbau, bisher Beſchäftigung der Edelſten im Volke, wurde den Sklaven überlaſſen. Selbſtſucht und Eigennutz traten an die Stelle der Liebe zum Vaterlande; viele Bürger, die während dem Krieg ihr Vermögen verloren, und die vergeblich vom Staate dafür Erſatz forderten, ſuchten Entſchädigung durch alle Wege, die ihr erfinderiſcher Geiſt ihnen eingab; der den alten Römern eigene Zug einfacher Größe, die im eignen Bewußtſeyn den höchſten Lohn findet, verſchwand allmählig, und ſo, wie der Staat ſelbſt an unbeſchränkter Macht über Italien, und die neu erworbenen Provinzen gewann, ſo erhob ſich zugleich die Anmaſſung der höheren Stände gegen die Niedrigen, des Reichthumes ſtets beneidete Macht gegen die drückende Armuth des gemeinen Volkes.

Der Senat ſuchte zwar die Ruhe durch Getraideſpenden an die Bürger zu erhalten, aber gerade hierdurch wurde die Betriebſamkeit der niedern Klaſſen des Volkes vernichtet, die jetzt die Nahrung für ihre Familien als Pflicht von dem Staate forderten. Dieſer Geiſt der Unzufriedenheit konnte dem Gemeinweſen gefährlich werden, der Senat beſchloß daher, dem König Philipp von Mazedonien den Krieg anzukündigen. Dieſer Fürſt hatte während dem Kriege mit Karthago ein Bündniß abgeſchloſſen, und zu der Zeit, wo Scipio bereits in Afrika ſtand, vier tauſend Mann, und eine beträchtliche Summe Geldes nach Karthago geſchickt. In der Schlacht bei Zama fielen einige dieſer Hülfstruppen in die Hände der Römer. Philipp for-

forderte ſie, als ſeine Unterthanen zurück. Dieſer Umſtand wird als der Anlaß dieſes Krieges angegeben. Wahrſcheinlicher findet ſich die Urſache deſſelben in der Eroberungsſucht dieſes Königs, der ſo wie einſt der Vater des mazedoniſchen Alexanders die griechiſchen Staaten einzeln in ſein Bündniß zu ziehen ſuchte, um ſie deſto gewiſſer zu unterjochen. Er war bereits das Oberhaupt des Bundes verſchiedener Staaten Griechenlands; im Bündniß mit Antiochus König von Syrien ſuchte er Egyptens König Ptolomäus Epiphanes ſeines angeſtammten Reiches zu berauben, und um zu dieſer Unternehmung ſeine Streitkräfte frei zu haben, verſuchte er die Eroberung der griechiſchen Städte, die ſeine Herrſchaft anzuerkennen ſich weigerten. Er belagerte Athen. Dieſe Stadt bat zu Rom um Hülfe. Der Konſul Sulpicius Galba ward nach Epirus geſandt; er trieb den König, der die Belagerung von Athen ſogleich aufhob, bis in die Engpäſſe, die Epirus von Theſſalien ſcheiden. Während den zwei Jahren, wo Philipp ſich an der Grenze von Theſſalien hielt, erwarben die Römer mächtige Bundesgenoſſen an Attalus dem König von Pergamus, und an der Republik Rhodus. Titus Quintius Flamininus wurde jetzt nach Epirus geſendet, er traf den König in den Engpäſſen von Thermopylä, und hier war es, wo die Römer zum erſtenmal mit der mazedoniſchen Phalanx auf griechiſchem Boden kämpften. Philipp verlor die Schlacht. Eilig zog er nach Theſſalien und verwüſtete das Land. Der Konſul verfolgte ihn. Bei Cynoſcephalä in Theſſalien verlor der König die zweite entſcheidende Schlacht. Er bat jetzt um Friede, der ihm unter den harten Bedingniſſen gewährt wurde, daß er ſeine ganze Flotte ausliefern, und ſein Heer bis auf fünfhundert Mann entlaſſen mußte. Seine Elephanten mußte er ſämmtlich übergeben, alle Gefangne und Ueberläufer zurückſenden, und für die Koſten des Krieges tauſend Talente bezahlen. Dieſer Friede gab den Römern Gelegenheit, ihren Edelmuth zu zeigen, indem ſie Griechenland

die

die Ruhe wieder gaben. Sie hatten ſeit einiger Zeit den Unterricht dieſer geſitteten Nation in Gelehrſamkeit, und bildenden Künſten angenommen, und ſuchten ihre Lehrer dankbar zu belohnen. Der Senat ſchickte den Flamininus mit zehn Begleitern aus den Vornehmſten des Staats, um bey den iſthmiſchen Spielen, wo das Volk verſammelt war, eine allgemeine Freiheit anzukündigen. (Jahr d. St. 557.) Es war das unerwartetſte und erfreulichſte Geſchenk für ein Volk, das Freyheit als ſein höchſtes Gut betrachtete, und deſſen Vorfahren ihr theuerſtes Blut dafür vergoſſen hatten. Die Griechen erhoben die Grosmuth der Römer, und fröhnten ihrer herrſchenden Leidenſchaft, der Ruhmbegierde. Vor der Hand begnügten ſich die Römer mit dieſem unbedeutenden Opfer. Wir werden in der Folge ſehen, wie ſie die Freiheit der griechiſchen Städte aufrecht hielten.

Während dieſes Krieges wurden die Gallier, welche in dem puniſchen Kriege mit Hannibal im Bündniß waren, in einigen Treffen geſchlagen. Auch die empörten Spanier wurden durch den Cenſor Kato zum Gehorſam gebracht. Die Ligurier, beſchäftigten eine Zeitlang die römiſchen Heere, aber ſie wurden gleichfalls beſiegt. Nabis, der Tyrann von Lacedämon hatte in Verbindung mit Argos, und andern Städten im Peleponnes einen Bund gegen die Römer geſchloſſen; obſchon dem Flamininus die Eroberung von Sparta mißlang, ſo wurde der Tyrann dennoch zum Frieden gezwungen. Antiochus, der König von Syrien, war ein Monarch, deſſen Macht und Ruhm ihren Ehrgeiz reizte; und nach einigen Geſandtſchaften von beyden Seiten, wurde der Krieg gegen ihn erklärt, fünf Jahre nach Endigung des erſten macedoniſchen Krieges. (Jahr d. St. 562.) Der Vorwand der Römer war, daß er Eingriffe in die Freiheit der griechiſchen Staaten gethan, welche ihre Bundsgenoſſen waren, und den Hannibal, ihren alten Feind, der aus Karthago geflohen war, bey ſich aufgenommen hatte. Antiochus, welcher

cher der Große genannt wurde, war ein mächtiger, kühner, ehrgeiziger Prinz, ſein Reich erſtreckte ſich von den Gränzen Armeniens bis nach Sardes; während dem Kriege gegen Philipp hatte er ein Heer an den Helleſpont geſandt, aber dieſer König war bereits überwunden, und Mazedonien, die Vormauer Aſiens entwaffnet, ehe die Hülfe für Philipp erſchien. Die Aetolier in der Meinung, durch ihre Vereinigung mit den Römern jenen Einfluß auf Griechenland zu erhalten, den Sparta und Athen in früherer Zeit behaupteten, fanden zu ſpät, daß ſie das Schickſal der allgemeinen Unterwerfung, in welcher die andern griechiſchen Staaten unter dem ſcheinbaren Namen der Freyheit gehalten wurden, nächſtens treffen würden. Sie riefen dieſen König eben ſo nach Griechenland, wie ſie vorher die Römer berufen hatten. Hannibal war damals am Hofe des Syriſchen Königs. Er gab ihm den Rath, die Römer in Italien anzugreifen, und verlangte blos zehntauſend Mann zu Fuß, und tauſend Reiter. Aber die Schmeichler des Königs, die dem ſchwachen Fürſten ſagten, Rom würde bei dem Namen des groſſen Antiochus zittern, er ſei unüberwindlich durch eigene Kraft, und bedürfe keines Fremdlings zum Führer ſeiner Heere, vereitelten Hannibals Abſicht. Die Römer rüſteten ſich zu dem bevorſtehenden Kriege mit der größten Anſtrengung, ſie hatten zwei Heere in Griechenland, und ein drittes bei Tarent, ſie boten alle ihre Bundesgenoſſen auf, unter dieſen auch den König von Macedonien, ſie bemannten ihre Flotten, die durch die Galeeren von Rhodus und Pergamus verſtärkt wurden, (ſelbſt Karthago hatte ſeine wenigen Schiffe dazu ſtehen laſſen, um den Verdacht eines Verſtändniſſes mit dem König von Syrien abzuwenden.)

Antiochus war der einzige Fürſt, der mächtig genug war, um die raſchen Schritte der Römer zu hemmen, mit denen ſie zur Unterwerfung des ſchönſten und gebildetſten Theiles der Welt eilten, aber gänzlicher Mangel an kluger Leitung des Krieges, unmäſiger Hang zum Vergnügen,

Vertrauen auf ſeine Höflinge, die überall die Leidenſchaften der Fürſten als die höchſte Angelegenheit des Staates behandeln und benützen, Stolz, der ſich unüberwindlich wähnt, Verzagen in der Stunde der Prüfung, und bei dem erſten widrigen Zufall, waren die Hauptzüge eines Fürſten, den ſein Zeitalter den Großen nannte. Mit einem kleinen Heere von nur zehntauſend Fußgängern einigen Elephanten, und tauſend Reitern landete er in Griechenland. Statt ſeine Bundesgenoſſen zu dem Heere zu verſammeln, und dieſelben zu dem Kampfe vorzubereiten, brachte er den Winter mit Feſten und Vergnügungen in Chalcis, auf der Inſel Euboea, Attica gegenüber zu. Eine Abtheilung ſeines Heeres belagerte Larißa, mit den übrigen hatte er die Themopylen beſetzt. Als die Römer aus Epirus gegen Theſſalien heranzogen, hob er die Belagerung von Larißa auf, und vereinigte ſein Heer an dem berühmten Engpaße. Hier wurde er von den Römiſchen Feldherrn M. Cato und Valerius angegriffen und geſchlagen. Kaum fünfhundert Mann entkamen aus der Schlacht, mit dieſen floh der König nach Chalcis, und ſegelte ſogleich nach Aſien. Am Helleſpont hatte er drei große Waffenplätze in den Städten Lyſimachia, Abydos, und Seſtos; die Beſatzungen dieſer wohlbefeſtigten Plätze konnten den Römern den Uebergang nach Aſien wehren, aber Antiochus räumte ſie, und die Römer unter der Anführung des Lucius Scipio, eines Bruders des Siegers von Zama, zogen durch Macedonien und Thracien gegen die Meerenge, die Europa von Aſien ſcheidet. Philipp von Macedonien verſah das Heer mit allen Bedürfniſſen, und geleitete daſſelbe durch ſein Land.

Indeſſen begegneten ſich die Flotten an der Küſte von Klein-Aſien. Polyxenidas aus Rhodus war der Anführer der Syrer, die römiſche Flotte ward von Aemilius Regillus angeführt. In dem erſten Treffen bei Phocäa wurden die Syrer geſchlagen, doch war ihr Verluſt nicht ſehr bedeutend. Aber die zweite Schlacht bei Myonneſus

war

war entſcheidend. Der größte Theil der ſyriſchen Flotte wurde verſenkt oder verbrannt, und dieſer Sieg öfnete den Römern alle Häfen von Klein-Aſien. Lucius Scipio beſetzte die von den Syriſchen Truppen verlaſſenen Städte am Helleſpont und bereitete ſich zum Uebergang nach Aſien. Zu dieſer Zeit machte Antiochus Vorſchläge zum Frieden, die aber nicht angenommen wurden. Die Römer ſegelten über die Meerenge nach Aſien. Der König zog ſein Heer zurück bis an die Gebirge von Sipylus, hier erwartete er ſeine Gegner. Lucius Scipio war bei dieſem Feldzuge von ſeinem Bruder Publius Cornelius Scipio, dem Afrikaner, begleitet. Dieſer würdige Gegner Hannibals, diente jetzt im Heere als Legat (Generallieutenant) aber um dem Bruder nicht einen Theil des Ruhmes zu entziehen, begab er ſich kurz vor der entſcheidenden Schlacht unter dem Vorwand einer Unpäßlichkeit aus dem Lager. Antiochus ſtellte den Römern ein wohlgerüſtetes Heer von ſiebenzigtauſend zu Fuß, zwölftauſend Reitern, und vielen Elephanten entgegen. Eine Reihe von Wagen, mit Sicheln an den Rädern, Speeren an den Deichſeln, mit gepanzerten Pferden beſpannt, und von geharniſchten Führern geleitet, war beſtimmt, die Glieder der römiſchen Legionen zu brechen; aber die Tapferkeit der Römer ſiegte über alle Beſchwerden, die Sichelwagen und die Elephanten wurden auf die Schlachtordnung des Königs zurückgetrieben, die Legionen warfen ſich in die Reihen der Syrer, und die Macht Aſiens wurde gebrochen. Der König verlies das Schlachtfeld in Eilflucht, und die Römer fanden in dem eroberten Lager eine unermeßliche Beute.

Als in Folge dieſes Sieges die vornehmſten Städte Aſiens dem Konſul die Thore öffneten, bat Antiochus um Frieden. Unter den Bedingungen, daß der König alle Beſitzungen in Europa räumen, und ſein Gebiet in Aſien bis an den Taurus abtreten, fünfzehntauſend Talente (nach einigen Schriftſtellern fünftauſend) als Kriegskoſten bezahlen, den Hannibal ausliefern, und Geiſeln für ſeine künf-

tige

tige Treue ſtellen ſollte, wurde der Friede geſchloſſen, nachdem dieſer Krieg nur zwei Jahre gedauert hatte. (J. d. St. 564.) Lucius Scipio kehrte im Triumph nach Rom zurück, er erhielt den Namen Aſiaticus. Hannibal entfloh zu dem Pruſias, König von Bithynien. Aber auch hieher verfolgte den erſten Feldherrn ſeines Jahrhunderts der Haß der Römer; ſie ſchickten eine Geſandtſchaft ab, um ſeine Auslieferung zu bewirken. Pruſias beſaß nicht genug Macht, oder Seelenſtärke, die Forderung des römiſchen Senats abzulehnen. Er verlezte die heiligen Rechte der Gaſtfreundſchaft, aber Hannibal entzog ſich durch freiwilligen Tod den Mißhandlungen, die ihm zu Rom bevorſtanden. Sein Tod fällt zwar in eine ſpätere Zeit, nämlich in daſſelbe Jahr, wo auch ſein großer Gegner Scipio zu Liternum ſtarb, aber der Friede mit Antiochus war das Ende von Hannibals geſchichtlicher Laufbahn, wir dürfen ihn daher jezt entlaſſen. Glücklich, daß er nicht den nahen Untergang ſeines Vaterlandes erlebte, das er durch ſeine Siege auf die höchſte Stufe der Macht erhoben, das ihm aber mit Undank lohnte, im Glück ohne Unterſtüzung lies, und ihn ſeinen trefflichſten Bürger dem Privathaſſe einer feindlichen Familie aufopferte.

Während Scipio den Krieg gegen den Antiochus führte, verloren die Römer ihre Fehde mit den Aetoliern nicht aus den Augen. Dieſes Volk hatte einen großen Theil des Königreichs Epirus, nebſt der Hauptſtadt Ambracia im Beſiz. Sie hatten einſt die Römer gegen Philipp von Macedonien zu Hülfe gerufen, und nachdem dieſer überwunden war, zu ſpät eingeſehen, daß ſie ſelbſt jezt abhängig von Rom geworden waren. Sie hatten dem Konſul Flamininus in öffentlicher Verſammlung Troz geboten, und erklärt, ſie würden an den Ufern der Tiber Gerechtigkeit, und Würdigung ihrer Anträge fordern. Auf ihre Veranlaſſung war Antiochus nach Griechenland gezogen, jezt nachdem der Friede mit dieſem König geſchloſſen war, gieng ihre lezte Hoffnung unter, die Stadt Ambracia

bracia

bracia ergab ſich den römiſchen Waffen auf Gnade und Ungnade, die Aetolier erhielten Verzeihung unter der Bedingniß, daß ſie keinem feindlichen Heere den Zug durch ihr Land gegen Rom geſtatten, die Bundesgenoſſen und Feinde Roms als ihre eigenen Bundesgenoſſen und Freunde anſehen, und fünfhundert Talente zum Erſatz der Kriegskoſten erlegen ſollten.

Die Unterwerfung der Galater, eines barbariſchen Völkerſtammes, der vor langer Zeit aus dem Norden gekommen, und ſich in Kleinaſien zwiſchen dem ſchwarzen und dem ägeiſchen Meere niedergelaſſen hatte, war das leichte Werk des Konſuls Manlius, der dem Lucius Scipio im Oberbefehl über das Heer in Aſien folgte. Eine Reihe von Triumphen, in welchen der Reichthum von Syrien und Kleinaſien, die Schätze des Mazedoniſchen Königs, die goldnen und ſilbernen Bildſäulen aus den Städten Aetoliens zur Schau geſtellt wurden, ſchloſſen dieſen Zeitpunkt von Roms wachſender Herrſchaft. Die Eroberungen die ſie in Aſien gemacht, übergaben ſie ihrem Verbündeten, dem König Eumenes von Pergamus, und der Republik Rhodus, die griechiſchen Staaten erhielten ihr Gebiet, und ihre Regierungsform; aber die Unabhängigkeit, die dieſen Staaten dem Scheine nach zugeſtanden wurde, verdiente dieſen Namen nicht; in jedem bedeutenden Staate hatten die Römer ihre Späher, die dem Senat von allen Vorfällen Nachricht gaben, ſo daß jetzt keine Verbindung mehr gegen die Fortſchritte Roms zur Weltherrſchaft möglich ſchien.

In Spanien, in Ligurien, und an der nördlichen Gränze Italiens waren beinahe ohne Unterbrechung Kriege, die mit abwechſelndem Glück geführt wurden. Spanien war in viele Volkerſtämme getheilt, die oft mit den Römern im Bunde ſich bekämpften, aber auch oft denſelben im offenem Felde mit verbundener Kraft widerſtanden. Jährlich wurde der Abgang des Heeres aus Italien und jährlich die Befehlshaber erſetzt. Aus dieſem Lande

zog Rom eine ungeheuere Menge edler Metalle; aus Ligurien wurden Kolonien in das Gebiet der Römer verpflanzt, und Straſſen durch die Gebirge gebahnt. Gegen die Einfälle der Gallier legten ſie eine Pflanzſtadt, Aquileja an dem Ausfluß des Po in das adriatiſche Meer an.

Während dieſer Ereigniſſe ſchien der Geiſt der Uneinigkeit in Rom wieder aufzuleben. Drey Jahre nach Endigung des Krieges mit Antiochus, klagten die Tribunen des Volks den Scipio Afrikanus an, daß er die Schatzkammer um die Beute, welche man in dem Kriege gemacht, betrogen habe, und eine zu vertrauliche Korreſpondenz mit dem König unterhalte. Es wurde ihm ein Tag von den Tribunen zur Rechtfertigung beſtimmt. Scipio erſchien zur beſtimmten Zeit; aber ſtatt ſich zu vertheidigen, erinnerte er ſeine Mitbürger, daß er an eben dieſem Tag den Sieg bey Zama erfochten habe. Dieſes rührte die ganze Verſammlung des Volks ſo, daß ſie die Tribunen auf dem Markte zurückließen, und den Scipio auf das Kapitolium begleiteten, um den Göttern ihren jährlichen Dank für den Sieg abzuſtatten. Da ſich die Tribunen in ihrer Erwartung betrogen fanden, beſchloſſen ſie, ihn vor dem Senat anzuklagen, und verlangten, daß er ſeine Rechnungen vorlegen ſollte. Aber Scipio, anſtatt auf dieſe Klage zu antworten, zerriß die Rechnungen vor ihren Augen, und begab ſich bald darauf nach Linternum, einer Stadt an der Küſte von Kampanien, wo er die drei letzten Jahre ſeines Lebens in Frieden und Ruhe zubrachte. In demſelben Jahre ſtarb auch Hannibal, und Philopömen, der vierzig Jahre lang Feldherr, und Oberhaupt des achäiſchen Bundes war. Er wurde in einer Schlacht mit den Meſſenern gefangen, und mit Gift hingerichtet.

Nach dieſen Zeitpunkt ſcheint das römiſche Gemeinweſen beſſer, als jemals geordnet geweſen zu ſeyn. Mit Ausnahme der wenig bedeutenden Fehden mit den Galliern

an

an der nördlichen Gränze Italiens, und den rohen einzelnen Völkerſtämmen im Innern von Spanien genoß der Staat einer lange entbehrten Ruhe, den niedern Volksklaſſen ſtand der Zutritt zu den höchſten Würden offen, unter der ſtrengen Aufſicht der Cenſoren gewann die Sittlichkeit, Eintracht herrſchte zwiſchen dem Senat und dem Volke, und eine Reihe würdiger Männer aus allen Ständen leitete die öffentlichen Angelegenheiten mit Ernſt und Weisheit. Jetzt vernahm man Klagen aus Griechenland über die Bedrückungen Philipps von Macedonien. Dieſer Fürſt hatte den Römern in dem Kriege gegen Antiochus ſo weſentliche Dienſte geleiſtet, daß ſie einen großen Theil der im Friedensſchluß beſtimmten Summe nachließen, ſeinen zweiten Sohn Demetrius, der als Geiſel in Rom war, zurückſandten, und ſelbſt die Eroberungen mit denen Philipp ſein Reich dem Frieden entgegen, erweiterte, nicht zu beachten ſchienen. Als die Klage der griechiſchen Städte, des Königs Eumenes von Pergamus, und anderer an den Gränzen von Mazedonien liegenden Staaten häufiger wurden, ſandte der Senat einige Abgeordnete, um den Grund derſelben zu unterſuchen, und dieſe wieſen den König in die Gränzen zurück, die der Friede beſtimmte; eine zweite Geſandtſchaft wurde beauftragt, die Vollziehung dieſes Ausſpruchs zu bewirken. Philipp ſandte den Demetrius nach Rom, um perſönlich die Beſchuldigungen zu beantworten, die gegen ihn angebracht wurden. Dieſer Prinz hatte während er als Geiſel zu Rom war, ſich viele Freunde erworben; es gelang ihm den Sturm abzuwenden, der Mazedonien bedrohte; aber der König ſchöpfte Verdacht gegen ihn. Perſeus, Philipps älteſter Sohn und beſtimmter Erbe des Thrones nährte dieſen Verdacht, weil er beſorgte, von dem Demetrius der Krone beraubt zu werden, dieſer Prinz ward auf Befehl des Königs ermordet. Philipp überlebte dieſe grauſame That noch drei Jahre, gemartert von Gewiſſensvorwürfen, der gewöhnlichen Folge ſchlechter Handlungen.

Perſeus beſtieg den väterlichen Thron. Er wurde von den Römern als König anerkannt, und obſchon er die Grundſätze Philipps befolgte, ſein Heer verſtärkte, und Bündniſſe mit den benachbarten Fürſten in Thracien und Illyrien ſchloß, ſchienen ſie doch dieſe Maasregeln wenig zu beachten, bis ſie durch aufgefangene Briefe überzeugt wurden, der König ſuche mit Karthago, und mit einigen noch mächtigen Staaten Griechenlands eine feindliche Verbindung gegen Rom zu gründen. Sie ſandten ſogleich ein Heer nach Epirus, der König hatte die benachbarten Staaten zu überzeugen gewußt, daß ihr Wohl unzertrennlich ſei von Mazedoniens Selbſtſtändigkeit, und dies war die Urſache, daß die Römer in zwei Feldzügen in mehreren Treffen beſiegt wurden. Diodor von Sizilien erzählt, der König habe oft Gelegenheit gehabt, während den beiden erſten Feldzügen die Heere der Römer gänzlich zu vernichten, aber ſeine Sorgloſigkeit habe die günſtigen Umſtände nicht benutzt. Im vierten Jahre des Krieges erhielt der Konſul Paullus Aemilius, der Sohn des bei Cannä erſchlagenen Feldherrn den Oberbefehl; bei ſeiner Ankunft in Mazedonien vertrieb er den König aus ſeiner vortheilhaften Stellung in den Gebirgen am Enipeus, und ſchlug ihn einige Tage ſpäter bei Pydna in einer entſcheidenden Schlacht. Perſeus floh nach Pella, und von da auf die Inſel Samothrace. Hier ergab er ſich an den Prätor Octavius; er wurde nach Rom geführt, und gab ein merkwürdiges Beiſpiel der Unbeſtändigkeit menſchlicher Schickſale; gefeſſelt ging er vor den Triumphwagen des Aemilius, ſeine Kinder wurden von dem väterlichen Reiche ausgeſchloſſen, und Mazedonien erhielt vor der Hand die Verfaſſung eines freien Staates unter der Vormundſchaft Roms. Illyriens Schickſal war daſſelbe. Der König Gentius hatte nach einer verlornen Schlacht ſich dem Prätor Anicius ergeben; auch dieſer König ward in Triumph durch Rom geführt, das Land ſelbſt wurde Eigenthum der Römer.

Dieſer Zeitpunkt iſt der glänzendſte der römiſchen Geſchichte. Unter dem Scheine der Uneigennützigkeit und Ehrfurcht für die Verfaſſungen hatten die Römer alle ihre Eroberungen unter ihre Bundesgenoſſen vertheilt, und jedem kleinen Staate ſo wie jeder einzelnen Stadt ihre Regierungsform und ihre Geſeze gelaſſen. Es war eine Art von Lehensherrlichkeit, die Rom über die kleinen Königreiche Pergamus, Kappadozien und Bithynien ſowohl als über die großen Reiche von Syrien und Aegypten errungen hatte. In Griechenland war nach der Auflöſung des Mazedoniſchen Königreiches, und der Entkräftung des Achäiſchen Bundes, der mit Philopömen ſeine lezte Stüze verloren hatte, keine Macht, die den Römern Widerſtand zu leiſten vermogt hätte. Rom war jezt die Schiedsrichterin über das Schickſal der Könige. Man vergab die Kronen, nicht nach dem Rechte, ſondern nach Willkühr an die, von denen man die meiſte Nachgiebigkeit erwartete. Minderjährigen ſezte man Vormünder, aber dieſe ſtunden unter der Aufſicht von Senatoren, die jeden ihrer Schritte ſorgfältig beachteten, und darüber Bericht nach Rom erſtatteten. Gegen Gallien war Rom durch eine Reihe von Pflanzſtädten geſichert. Die vorzüglichſten waren Aquileja, Cremona, und Placentia; der Po war hier die Gränze Italiens. Liguriens wilde Gebirgbewohner beſchäftigten oft die Heere der Römer in wechſelndem Kriegsglück, mit Marſilia, einer alten griechiſchen Pflanzſtadt, die noch in unſern Zeiten unter dem Namen Marſeille die vorzüglichſte Handelsſtadt des ſüdlichen Frankreichs iſt, war Rom im Bündniß; in Spanien herrſchten die Römer an der ſüdlichen, und ſüdöſtlichen Küſte; im Innern war der Iberus die Gränze ihrer Beſizungen. Jenſeits dieſes Fluſſes kämpften die Celtiberier, die Gallicier, und andere Stämme kräftig für ihre Unabhängigkeit, doch meiſtens nur im Vertheidigungskriege; die Fehden die mit dem erſten Eintritt der Römer begonnen, dauerten mehr als zwei Jahrhunderte, bis auf die Zeiten des erſten Cäſars.

So waren die Verhältniſſe Roms zu den damals bekannten Völkern beſchaffen. Der innere Zuſtand der Republik war wohlgeordnet, durch zweckmäſige Geſeze, die Sittlichkeit ward geſchäzt, und gewährt durch den Ernſt der Cenſoren, worunter beſonders M. Porcius Cato durch Genügſamkeit im häuslichen Leben die Strenge rechtfertigte, die ihn im Amt des Cenſors auszeichnete. Glühende Vaterlandsliebe leitete jeden Schritt im Leben dieſes berühmten Mannes, und nur dieſer darf man jene bekannte Aeuſſerung zuſchreiben, mit der er jeden Vortrag im Senat beſchloß: Uebrigens iſt meine Meinung, Karthago müſſe zerſtört werden. Von der Zeit, wo Mazedoniens, und Aſiens Schäze, nebſt dem Raube Griechenlands nach Rom floſſen, wurden zu Rom die Schazungen abgeſchaft, die vorhin jeder Bürger von ſeinem Vermögen jährlich zu entrichten hatte. So wohlthätig auch eine ſolche Einrichtung ſcheinen mag, ſo wenig zweckmäſig iſt ſie in ihren Folgen; dieſe hier zu entwickeln iſt nicht der Zweck der Geſchichte, aber wir dürfen behaupten, daß die Ungerechtigkeiten, die ſich von jezt an in einer ungebundenen Eroberungsſucht äuſerten, nicht das kleinſte der Uebel waren, die aus dieſer Einrichtung entſprangen.

Karthago war durch fünfzigjährigen Frieden zwar nicht zu ſeiner Unabhängigkeit, aber doch zu einem hohen Grad von Reichthum gelangt. Dieſe groſe Handelsſtadt zählte mehr als ſiebenmalhunderttauſend Einwohner, ihre Schiffe brachten die Erzeugniſſe der entfernteſten Länder zu dieſer groſen Niederlage des Handels. Ein Theil ihrer Beſizungen, das fruchtbare Gebiet von Emporia hatte vor langer Zeit die Habſucht des Königs Maſiniſſa gereizt; er hatte ſich deſſelben bemächtigt. Karthago durfte nach der Vorſchrift des Friedensſchluſſes keinen Krieg in Africa anfangen, und der König von Numidien war Roms Bundesgenoſſe. Die Klagen der wehrloſen, und der Willkühr jedes Anmaſſers überlaſſenen Stadt wurden zwar von dem Senat

nat zu Rom beachtet, es wurden Abgeordnete nach Afrika geſandt, um den Gegenſtand des Streites zu unterſuchen, aber als nach fünfundzwanzig Jahren noch keine Hülfe erfolgte, erklärte Karthago den Krieg, um dasjenige durch die Waffen zu erwerben, was auf dem Wege des Rechtes zu erhalten unmöglich war. Maſiniſſa war jetzt neunzig Jahre alt, er führte dennoch ſein Heer ſelbſt an, und ſchlug die Karthager in einem entſcheidenden Treffen. Sie baten jetzt um Frieden; vom Senat zu Rom wurden Abgeordnete nach Afrika geſandt, unter dieſen war M. P. Cato. Bei ſeiner Rückkehr nach Rom ſtattete er Bericht ab von der Lage der Angelegenheiten, und hier war es, wo er im Schooſe ſeiner Toga Feigen aus Karthago trug, und ſie dem Senat mit den Worten vorlegte: Dies ſind Erzeugniſſe des Landes, aus dem man in drei Tagen nach Rom gelangen kann. Dort iſt ſeit langer Zeit der Krieg gegen uns vorbereitet, wenn ihr nicht eilt, Karthago zu zerſtören, ſo werdet ihr bald ſeine Flotten in unſern Meeren, und ſeine Heere vor unſern Mauern ſehen. Vergeblich widerſprach Scipio Naſika dem Redner: Karthago ſei nicht mächtig genug dem römiſchen Volke Beſorgniß zu erregen; die Zerſtörung dieſer Stadt würde Roms kriegeriſche Tugenden lähmen, und ſeinen tapfern Söhnen die lezte Gelegenheit entziehen, ihren Muth zu üben, und zu zeigen.

Der Senat, höchſtwahrſcheinlich gereizt durch Karthagos Reichthum, beſchloß den Untergang dieſes prächtigen Wohnſitzes eines durch Kunſt und Handel blühenden Volkes. Aber der Krieg ward nicht erklärt. Man ſcheute ſich vor den Augen der Welt, die Ungerechtigkeit öffentlich zu bekennen, die in Geheim beſchloſſen war. Die Konſuln erhielten Befehl nach Sizilien zu gehen. Die Karthager, beunruhigt über die Ankunft eines römiſchen Heeres auf dieſer Inſel, ſchickten Geſandte nach Rom, mit dem Auftrag, jede Genugthuung anzubieten, die der Senat fordern würde, und den Frieden auf jede Bedingniß abzuſchließen.

Der

Der Senat forderte dreihundert Kinder aus den vornehmſten Familien als Unterpfand für ihr künftiges Betragen, und unbedingten Gehorſam gegen ſeine fernern Befehle. Dieſe harten Bedingniſſe wurden zugeſtanden; man entriß die Söhne der edelſten Bürger ihren Eltern, und führte ſie nach Sizilien, wo ſie den Konſuln übergeben wurden. Aber dieſe hatten Befehl, nach Afrika zu ſegeln. Ihre Ankunft im Hafen von Utica erregte allgemeine Beſtürzung, es wurde eine Botſchaft dahin geſandt; die Konſuln forderten jetzt die Auslieferung aller Waffen, und die Zerſtörung der Schiffswerfte. Vergebens ſtellten die Karthager vor, ſie würden ſchutzlos der Willkühr ihrer Nachbarn preisgegeben, ſie hätten den Asdrubal, der zum Krieg mit Maſiniſſa gerathen, mit ſeinen Anhängern aus der Stadt verbannt, und ſie ſeien unfähig, ſeine Rückkehr zu verhindern, wodurch ſie bald zum Krieg gegen Rom gezwungen würden; die Konſuln beriefen ſich auf die beſtimmten Befehle des Senats; hätten die Karthager jetzt den Krieg erklärt, ſo konnten ſie den Untergang ihres Vaterlandes ſehr wahrſcheinlich abwenden, denn die Könige von Mauritanien und Numidien waren bereits durch die Eroberungsſucht der Römer beunruhigt; ſie beſorgten in dem Fall von Karthago nicht mit Unrecht den Verluſt einer ſtarken Vormauer ihrer eignen Reiche; in Mazedonien war ein gefährlicher Aufſtand unter der Leitung eines vorgeblichen Sohnes des Königs Perſeus ausgebrochen, alle dieſe Umſtände konnte Karthago zu ſeiner Erhaltung benuzen, aber die uneinigen Bürger ſuchten blos ihre Schätze um jeden Preis zu erhalten, und bedachten nicht, daß ein Volk, das ſich entwaffnen läßt, ſich der Willkühr ſeiner Feinde hingiebt. Sie lieferten an die Römer über 40000 vollſtändige Rüſtungen, und mehr als 2000 Katapulten aus. Die Schiffswerfte wurden zerſtört, und die Kriegsſchiffe den Römern übergeben. Jetzt traten die Konſuln mit der letzten Bedingniß hervor; die Stadt Karthago ſollte gänzlich abgebrochen, und in einer Entfernung von zwei Stunden von der See neu ange-

gelegt werden. Dieſer Antrag brachte die Karthager zur Verzweiflung. Sie ſperrten ſogleich die Thore, und den Eingang des Hafens; ſie beriefen den verbannten Asdrubal, und übertrugen ihm die oberſte Befehlshaberſtelle, ſie ſandten Boten um Hülfe an die Nachbarſtaaten, nach Mazedonien, und Griechenland, ſie riſſen viele Wohnungen nieder, und verwendeten das Holz zum Bau neuer Schiffe, alles Eiſen, das ſie aus den Gebäuden nehmen konnten, wurde zu Waffen umgeſchmiedet, ſelbſt die edlen Metalle wurden dazu verwendet; die Frauen gaben ihren Schmuck freudig hin, ſie ſchnitten ſich die Haare ab; woraus man Taue für die Schiffe, Seile für die Wurfgeſchütze, und Sehnen für die Bogen verfertigte; mit beiſpielloſer Anſtrengung wurden ſolche Zurüſtungen gemacht, daß die Konſuln, als ſie vor die Stadt kamen, einen Widerſtand antrafen, welcher ihren Truppen allen Muth benahm, und ihre Entſchloſſenheit wankend machte. Es kam zu verſchiedenen Gefechten vor den Mauern, welche alle zum Nachtheile der Belagerer ausfielen; zwei Jahre lang vertheidigte ſich die Stadt. Asdrubal ſtand mit einem bedeutenden Heere an dem Meerbuſen von Karthago, er benuzte jeden günſtigen Wind, um den Bewohnern Waffen und Nahrungsmittel zu ſenden, die See war offen, ſechzig neu erbaute Galeeren bildeten eine beträchtliche Flotte, und der Krieg ſchien eine günſtige Wendung für die bedrängte Stadt zu nehmen, als die Römer den Heerbefehl an den Sohn des Aemilius Paullus, der den Krieg gegen den Perſeus geendigt hatte, übertrugen. Dieſer junge Held hatte ſich in dem Feldzuge in Spanien ausgezeichnet, und war von ſeinem Oheim, dem Sieger bei Zama an Sohnesſtatt angenommen worden; daher hatte er den Namen Scipio Africanus der jüngere, erhalten. Nach ſeiner Ankunft in Africa ſtellte er die Lagerzucht wieder her. Er ſicherte ſeine Stellung durch eine Kette von Befeſtigungswerken gegen die Stadt, und gegen die vom Lande her möglichen Angriffe. Er vertrieb

den Asdrubal aus ſeinem vortheilhaften Standpunkt auf der Erdenge, die Karthago mit dem feſten Lande verband, und um den Zugang zur See zu ſperren, führte er einen Damm vom Eingang des Hafens bis zur Landſpitze, auf der die Stadt gelegen war. Die Bewohner ſahen dieſes erſtaunenswürdige Unternehmen anfangs mit Gleichgültigkeit, dann mit lebhafter Unruhe, als ſie überzeugt wurden, von der nahen Vollendung. Sie gruben mit ungeheurer Anſtrengung einen neuen Kanal innerhalb der Stadt, und ſtellten dadurch ihre Verbindung mit dem Meere wieder her. Die Belagerer wurden nun vor der Seeſeite angegriffen, aber ihre Flotte war in Bereitſchaft, die Galeeren der Karthager zu empfangen. Die Schlacht währte einen ganzen Tag, am Abend flohen die Karthager, nach beträchtlichem Verluſt. Zu gleicher Zeit, und mit beſſern Erfolg wurden die Verſchanzungen der Römer von einer Schaar muthiger Männer angefallen. Sie waren ohne alle Waffen; die Brandfackeln in der Hand zündeten ſie die Maſchienen, und Thürme der Römer an, und als die Zerſtörung gelungen war, fielen ſie ſämmtlich, im lezten Verſuch, das Vaterland zu retten.

Scipio, der den Verluſt ſeiner Krieges-Maſchienen und Thürme nicht ohne großen Aufwand von Zeit erſetzen konnte, beſchränkte ſich während dem Winter, den Belagerten die Zufuhr von Lebensmitteln abzuſchneiden. Hierdurch wurden Krankheiten erzeugt, die eine Menge Bewohner wegrafften; als daher die Belagerung im Frühjahr mit neuer Thätigkeit begann, war die Beſatzung ſehr geſchwächt, und es gelang den Römern an einem Orte, wo die Mauern niedrig, und ſchwach beſetzt waren, in die Stadt einzudringen. Aber jezt kämpften die Bürger mit allem Muthe der Verzweiflung ſechs Tage hindurch; jedes Haus ward vertheidigt gleich einer Feſtung, und jede Straße ward zum Schlachtfeld. Ueber funfzig tauſend hatten ſich in die Feſtung geworfen, die den Eingang zur Stadt an der Landſeite beherrſchte. Dieſe ergaben ſich,

entblöſt von allen Nahrungsmitteln. Man fand dreiſsigtauſend Frauen und Kinder, und fünf und zwanzigtauſend Männer. Neunhundert Ueberläufer, die keine Schonung von den Siegern erwarten durften, beſetzten einen Tempel; hier vertheidigten ſie ſich lange, und als ſie keinen Weg zur Rettung übrig ſahen, legten ſie Feuer an, und ſtarben in den Flammen. Asdrubal der Feldherr der Karthager hatte ſich in der Feſtung den Römern ergeben. Seine Gattin mordete ihre Kinder, warf die Körper in den brennenden Tempel, und ſtürzte ſich ſelbſt in die Glut. Siebenzehn Tage brannte die Stadt, während dieſer Zeit plünderten die Krieger, aber auch hier fand mancher den Tod in den Ruinen, oder von den Händen der ſterbenden Karthager. Scipio überſah dieſen gräßlichen Schauplatz; überwältigt von ſeinen Gefühlen wiederholte er Agamemnons Worte im vierten Geſang der Iliade, wo dieſer das Schickſal Trojas vorherſagt, aber auch den Zorn der Götter über den ſchmählichen Betrug ahnet. Erſt nach Jahrhunderten wurde dieſe Prophezeihung erfüllt, als Genſerich der König der Vandalen aus Afrika nach Rom ſegelte, und die Stadt eroberte und verbrannte.

Scipio berichtete nach Rom, Karthago ſei erobert, und zerſtört. Der Senat befahl, daß kein Theil derſelben wieder erbaut werden ſollte; ſie wurde von Grund aus geſchleift; ſo daß man jetzt den Platz nicht mit Gewißheit beſtimmen kann, wo Karthago geſtanden hat. Die afrikaniſchen Städte, gegen dreihundert, die von Karthago abhängig waren, wurden den Römern zinsbar, das ganze Gebiet wurde zu einer römiſchen Provinz gemacht, und durch jährlich wechſelnde Prätoren regiert; die unzähligen Geſangenen wurden als Sklaven verkauft, einige wenige ausgenommen, die zum Tode verurtheilt wurden. Dieſes war das Ende einer der berühmteſten Städte der Welt, des Sitzes der Künſte und des Handels durch viele Jahrhunderte; groß, und mächtig war ſie bereits früher,

als

als Rom erbaut wurde, und wir haben in der Geſchichte der Griechen der gewaltigen Heere erwähnt, die ſie zur Eroberung von Sizilien aus ihrem Hafen ſandte. Sie war von den Tyrern gegründet, und behauptete nach der Zerſtörung dieſer Stadt durch Alexander dem Mazedonier, den erſten Rang unter den Handelsſtädten der bekannten Welt. Es iſt kein Zweifel, daß ihre Seefahrer die Entdeckungen niedergeſchrieben haben, die auf ihren weiten Reiſen gemacht wurden, aber zu der Zeit wo dieſe Stadt zerſtört wurde, beachtete man weniger die herrlichen Denkmäler des menſchlichen Geiſtes, als die thieriſchen Genüße, die Gold und Silber gewähren. Dieſer letzte puniſche Krieg war entſprungen aus einem Nationalhaß; und aus der Begierde nach Karthagos Reichthum; er war folglich ungerecht, die Weiſeſten unter den Römern konnten unmöglich einen Vertilgungskrieg billigen, wodurch ein ſo großer Staat aus der Reihe der übrigen geriſſen wurde, und die Könige von Egypten, Numidien und Mauritanien, die Karthagos Zerſtörung verhindern konnten, wurden bald das Opfer ihrer falſchen Staatsgrundſätze. Karthago ward zerſtört im Jahr 608 nach Roms Erbauung.

Während der Belagerung von Karthago waren in Mazedonien und Griechenland Unruhen entſtanden, die zwar bald unterdrückt waren, aber gleichfalls mit der Zerſtörung einer der prächtigſten Städte Griechenlands, und mit der gänzlichen Unterjochung des letzten Freiſtaates von Hellas endeten. Ein Betrüger ungewiſſer Abkunft zeigte ſich in Mazedonien; er gab ſich für einen Sohn des letzten Königs Perſeus, nahm den beliebten Namen Philipp an, und fand viele Anhänger unter einem Volke, das der republikaniſchen Form ungewohnt, die Monarchiſche Regierung jeder andern vorzog. Die erſten Verſuche dieſes Betrügers waren glücklich, er ſchlug ein römiſches Heer, aber er wurde von den Konſul Metellus in einem Treffen überwunden, und Mazedonien wurde von der Zeit an eine Provinz der Römer.

Der

Der Achäiſche Bund beſtand urſprünglich aus zwölf Städten, und ihrem Gebiete, die ſich durch Abgeordnete (meiſtens zu Sicyon) über ihr Beſtes beriethen, und zu deſſen Aufrechthaltung Beſchlüße faßten, denen jede Stadt Folge zu leiſten verbunden war. Im Kriege vereinten ſie ihre Streitkräfte unter einer Bundesfahne, und wählten ſich einen Heerführer. Dieſer Bund war allgemein geachtet in Griechenland, als die Römer mit dieſen Staaten in Berührung kamen. Wir haben erwähnt, wie der Konſul Flamininus bei den öffentlichen Spielen auf der Korinthiſchen Erdenge im Namen des römiſchen Volkes die Freiheit und Unabhängigkeit aller griechiſchen Staaten verkündete. Die Griechen ſahen bald ein, daß ſie in dieſelbe Lage verſetzt waren, wie die ſogenannten Bundesgenoßen der Römer in Italien; der Senat zu Rom gab den Klagen Gehör, die von einzelnen Unzufriedenen gegen ihre Obrigkeiten vorgebracht wurden; es wurden oft Mitglieder des Senats in die Städte, denen freie Verfaſſung nach ihren eignen Geſetzen zugeſichert war, abgeſandt, und dieſe warfen ſich zu Richtern der innern Angelegenheiten auf. Dies war den Griechen unerträglich. Aber ſo allgemein auch der Wunſch war, ſich von ihren Unterdrückern zu befreien, ſo wenig waren ſie einig über die Mittel zur Ausführung. Einzelne Staaten, wie Böotien, erklärten ſich offen gegen Rom, wenn ſie Hoffnung hatten, das Joch abzuwerfen; dies geſchah in dem Kriege gegen den Perſeus; auch der Achäiſche Bund war im Einverſtändniß mit dieſem Fürſten, und obſchon derſelbe kein Heer gegen die Römer ſtellte, ſo wurden dennoch tauſend der edelſten Griechen nach Rom geführt, wo während einer Gefangenſchaft von 17 Jahren der gröſte Theil derſelben ſtarb, und die übrigen, beiläufig dreihundert, endlich freigelaſſen wurden. In dem Kriege gegen Nabis wurden die Achäer gezwungen, Sparta in ihren Bund aufzunehmen; dieſer Staat fügte ſich aber nicht in die Beſchlüſſe des Bundes. Die Achäer ſandten ein Heer nach Lacedämon, um ihren Verfü-

fügungen Kraft zu geben, und die Sparter wurden an den Thoren ihrer Stadt mit großen Verluſt geſchlagen. Die römiſchen Abgeordneten, die um den Frieden zu vermitteln, nach Griechenland geſchickt wurden, ſprachen den Willen Roms auf der Verſammlung zu Korinth aus, daß jene Städte, die in vorigen Zeiten nicht zum Achäiſchen Bunde gehört hatten, auch künftig davon getrennt ſeyn ſollten. Dieſer Ausſpruch war das Signal des Krieges. Die Achäer rüſteten ſogleich ihr Heer, und ſandten daſſelbe unter der Anführung des Kritolaus nach Phocis, wahrſcheinlich in der Abſicht, den Römern, die in Mazedonien ſtanden, in den Rücken zu fallen; aber Metellus hatte dieſen Krieg bereits geendigt; er ſchlug die Achäer in den Gebirgen von Phocis, Kritolaus blieb auf dem Schlachtfeld. Die Römer rückten gegen den Peloponnes vor. Metellus deſſen Heerbefehl jetzt zu Ende war, wurde von dem Konſul L. Mummius erſetzt. Ein neues Heer der Achäer, angeführt von Diäus ſtand auf der Erdenge von Korinth. Die Römer griffen dieſes Heer mit Uebermacht an, und in dieſem letzten Kampfe erlag die Freiheit der Griechen. Drei Tage nach der Schlacht zog Mummius in Korinth ein. Er ſtrafte die Einwohner wegen ihrer Theilnahme an der Mißhandlung der römiſchen Abgeordneten mit furchtbarer Strenge, die Stadt ſelbſt lies er plündern, und in Aſche legen, nachdem er die herrlichſten Statuen, und die Meiſterwerke der Mahlerkunſt für ſeinen Triumph ausgeſucht, und eingeſchifft hatte. In demſelben Jahr, wo Karthago erobert wurde, fiel auch Korinth, eine der ſchönſten Städte Griechenlandes, die erſte Handelsſtadt durch ihre Lage an zwei Meeren, blühend durch ihren Gewerbfleiß, und der Sammelplatz der herrlichſten Kunſtwerke, mit denen ſie der Reichthum ihrer Bewohner im Laufe mehrerer Jahrhunderte geſchmückt hatte. Griechenland ward zur römiſchen Provinz gemacht, und ſo wie die übrigen eroberten Länder von jährlich wechſelnden Obrigkeiten beherrſcht.

Rom

Rom hatte nun die Maſke abgelegt; Unterjochung aller Völker, die das Schwert erreichen konnte, war jetzt offenbar der Grundſatz dieſes Staates geworden, Erweiterung ſeines Gebietes durch immerwährende Kriege ward zum Bedürfniß, Raub die Folge. In die Hauptſtadt floßen die Schätze der eroberten Länder, aber auch die Laſter, die gewöhnlich den Reichthum begleiten. Die Obrigkeiten die zur Regierung der Provinzen jährlich abgeſandt wurden, mißbrauchten ihr Amt, ſie mißhandelten, und plünderten ihre Untergebenen, mit den Grenznachbarn führten ſie Kriege, beraubten und verkauften ſie zu Sklaven, und fanden ſo die Mittel ungeheure Schätze zu ſammeln. Spanien war hauptſächlich der Gegenſtand ihrer Raubſucht, hier, wo die Grenzen des römiſchen Gebietes von mehreren unabhängigen Stämmen umgeben waren, hörte der Krieg nicht auf, und oft, wenn ein kluger Anführer die Eingebohrnen unter ſeine Fahnen verſammeln konnte, wurden römiſche Heere geſchlagen, oder zu ſchimpflicher Ergebung gezwungen. Unter dieſen Häuptlingen war Viriathus einer der berühmteſten. Ueber zehn Jahre hielt er die Fortſchritte der Römer gegen Luſitanien auf, oft ſchlug er ihre Heere, oder zwang ſie zum Rückzug, indem er ihnen die Lebensmittel abſchnitt. Die Römer entledigten ſich dieſes tapfern Mannes durch Verrath. Sie trugen ihm den Frieden an, und als er in dieſer Abſicht Abgeordnete in das Lager ſchickte, wurden dieſe von dem römiſchen Feldherrn Servilius Cäpio beſtochen und verleitet, den Viriathus zu ermorden. (J. d. St. 614.) Der Tod dieſes tapfern Häuptlings löſte jedoch das Bündniß nicht, das er zwiſchen den freien Spaniern errichtet hatte. Numantia eine durch den Muth ihrer Bewohner, und durch ihre Lage am Durius (Duero) wichtige Stadt trat an die Spitze des Bundes. Die Verbündeten ſchlugen den römiſchen Feldherrn Aulus Pompejus, und nach ihm den Konſul Mancinus; beide waren gezwungen, um die Reſte ihrer Heere zu retten, Friedensbedingniſſe einzugehen,

die aber der Senat verwarf, und den Konſul entkleidet und gefeſſelt an die Thore von Numantia führen ließ. Die hochherzigen Numantier erklärten: öffentlicher Bruch der Treue könne nicht durch die Leiden eines einzigen Mannes vergütet werden; ſie ſandten den Konſul zurück. Der Senat übertrug nun dem Scipio den Oberbefehl in Spanien. Bei ſeiner Ankunft fand er kein Heer im Felde, er zog aus den Beſatzungen die tauglichſten Männer aus, und bildete ein neues Heer, zu dem auch Jugurtha, der Enkel des Maſſiniſſa ſties. Scipio gewöhnte ſeine Krieger durch ſtrenge Kriegszucht, vor allem durch eigenes Beyſpiel an den Feind, den ſie nach ſo vielen Unfällen unwiderſtehlich glaubten. Der Feldherr führte ſie gegen Numantia, und ſchloß die Stadt ein. Die Belagerten widerſtanden faſt drei Jahre jedem Angriff mit beiſpielloſem Muthe. Endlich zwang ſie der Mangel an Nahrung zur Unterhandlung. Scipio beſtand auf unbedingter Uebergabe. Es iſt ungewiß, wie ſich der letzte Auftritt dieſer merkwürdigen Belagerung ſchloß; nach einigen Schriftſtellern fielen die Bürger aus der Stadt, und nach einem Kampfe der Verzweiflung, fanden ſie den Tod; die zurückgebliebenen legten Feuer an ihre Häuſer, und ſtarben in den Flammen mit ihren Frauen und Kindern. Nach andern Schriftſtellern ermordeten ſich die Einwohner unter einander ſelbſt, nach dem ſie ihre Schätze, ihre Frauen und Kinder den Flammen übergeben hatten. Die Römer zerſtörten die Ueberbleibſel dieſer unglücklichen Stadt gänzlich. Ihr Verbrechen war Widerſtand gegen die Willkühr, und Erhaltung ihrer Selbſtſtändigkeit. Die Eroberer behandelten alle Völker als ihre Unterthanen, und jeden Verſuch zum Widerſtand als Empörung. Numantias Untergang fällt in das Jahr 622 nach Erbauung der Stadt Rom.

Italien war jetzt beruhigt; ein Aufſtand der Sklaven in Sizilien, der vier Jahre vor der Eroberung Numantias ſtatt fand, war glücklich gedämpft, aber die beinahe un-

unglaubliche Anzahl von ſiebenzig tauſend, die entweder auf dem Schlachtfeld getödet, oder nach der Eroberung der Stadt Enna hingerichtet wurden, zeigt uns die Gefahr, die den Eroberern durch die ungeheure Menge Kriegsgefangener drohte, die, aus allen unterjochten Nationen die ſtärkſten Männer, unaufhörlich trachteten, ihre Ketten zu brechen, und ſich an ihren Unterdrückern zu rächen. Die Hauptſtadt war der Mittelpunkt geworden, in dem die Kriegsbeute der eroberten Länder, die jährlich erhobenen Abgaben, aber auch alle Künſte und Laſter der Weichlichkeit ihren Wohnſitz gründeten. Fremde Sitten brachten die unzählbaren Fremden, die in Folge der Unterthanspflicht nach Rom kamen, und die aus den Provinzen jährlich zurückkehrenden Statthalter mit ihren zahlreichen Unterbeamten, die Geſandten ausländiſcher, und abhängiger Fürſten, und ſelbſt die Könige, die nicht ſelten in Rom erſchienen. Zugleich ward der Aberglaube der Syrer und Egypter, und mit den Gottheiten dieſer Völker auch das ganze Gefolge von Zeichendeutern und Wahrſagern nach Rom verpflanzt, gegen die zwar oft vom Senat die Verbannung ausgeſprochen, aber nie vollzogen ward. Doch neben dem unermeßlichen Reichthum der höheren Stände war die drückendſte Armuth das Loos der geringen Bürger. Der Stand des Kriegers verträgt ſich nicht mit den friedlichen Geſchäften des Ackerbaues, die in ganz Italien durch Sklaven beſorgt wurden. In den Häuſern der reichen Senatoren wurden alle Bedürfniſſe durch Sklaven, oder Sklavinnen, ſelbſt der Schmuck der Wohnungen bereitet, der Handel war niemal in Rom Gegenſtand des Erwerbs und der Achtung, es blieb folglich den gemeinen Bürgern unmöglich, ſich und ihren Kindern den Unterhalt des Lebens zu ſchaffen; daher die von Zeit zu Zeit von dem Senat vertheilte Spenden an Getraide, Wein, und Oel, von denen in den letzten Zeiten der Republik faſt ein Drittheil der ganzen Bevölkerung Roms, 320,000 Menſchen, täglich auf öffentliche Koſten genährt wurden.

In den Zeiten von denen wir jetzt ſprechen, hatte die Armuth des Volkes bereits einen ſehr beunruhigenden Grad erreicht (J. d. St. 621.) Habſucht und Sittenloſigkeit waren in demſelbem Maaſe verbreitet, die Tugenden der früheren Zeiten waren ſeltner geworden, vor allem war die Liebe zum Vaterlande, zu empörender Selbſtſucht umgeſtaltet, als Tiberius Gracchus dem hinfälligen Zuſtand des Gemeinweſens durch Herſtellung eines Mittelſtandes, aufzuhelfen unternahm. Ackerbau ſollte dieſes Standes Beſchäftigung werden, durch Erzeugung der Bedürfniſſe des Lebens konnten viele tauſend arbeitſame Hausväter ihre Kinder erziehen und den Staat von einer Laſt befreien, die mit jedem Jahre verderblicher zu werden drohte. Die Familie der Gracchen war aus dem Volke entſproſſen, aber mit den edelſten Häuſern verwandt. Cornelia die Tochter des ältern Scipio, der bei Zama den zweiten karthagiſchen Krieg ruhmvoll endete, war mit Tiberius Gracchus vermählt, deſſen Verdienſte um das Vaterland durch die Cenſorwürde, und durch zwei Conſulate belohnt wurden. Zwei Söhne, Tiberius, und Cajus Gracchus waren die Frucht dieſer Verbindung. Sie verloren ihren Vater in den erſten Jahren ihrer Jugend, aber die edle Mutter erzog ſie ſorgfältig und bildete ihr Herz zur Menſchlichkeit, und ihren Verſtand zur Erkenntniß deſſen, was das Wohl des Vaterlandes zu fordern ſchien. Tiberius hatte unter ſeinem Schwager dem jüngern Scipio in dem dritten puniſchen Kriege mit Auszeichnung gedient, und als Quäſtor, den Conſul Mancinus nach Spanien begleitet. Als dieſer Heerführer vom Senat verurtheilt wurde, den Numantiern ausgeliefert zu werden, wurde dem Tiberius dieſelbe Strafe zuerkannt. Das Volk auf deſſen Ausſpruch er ſich berief, ſprach ihn frei. Von dieſem Umſtand leiten einige Schriftſteller den Haß des Tiberius gegen den Senat ab, aber die Beweggründe ſeiner Handlungen lagen in dem innigen Gefühl des Drucks den ſeine Mitbürger von den höhern Ständen dulden mußten;

er ſah die unmäßige, und oft auch widerrechtliche Erweiterung des Landeigenthums, die Kraft des Staates, den Bürgerſtand ausgeſchloſſen und verdrängt von Grundbeſitz und Arbeit durch eine unzählige Menge von Sklaven, die Früchte aller erkämpften Siege in den Händen der Reichen, einen Senat, der ungerecht, verdorben, und feil, dieſe Laſter durch den Glanz der Eroberungen zu verdecken ſuchte, und die Herren der Welt (ſo nannten ſich damals die römiſchen Bürger) ohne einen Fußbreit Erde worauf ſie ruhen konnten.

Tiberius war zum Tribun des Volkes gewählt. Er glaubte, das einzige Mittel, den geſunkenen Zuſtand des römiſchen Volkes herzuſtellen, ſey die Erneuerung des Ackergeſetzes, das nicht lange nach der Zerſtörung Roms durch die Gallier von Licinius vorgeſchlagen, und nach vielem Widerſtand genehmigt war. Dieſem Geſetz zufolge waren fünfhundert Jugera (Morgen, Joche?) Acker das höchſte, was eine Familie an Grund und Boden beſitzen durfte. Tiberius ſchlug dem Volke die Erneuerung dieſes Geſetzes vor, doch mit der Abänderung, daß für jeden noch unter der väterlichen Gewalt ſtehenden Sohn gleichfalls 250 Jugera erlaubt würden. Alle jene, die durch dieſes Geſetz an Landeigenthum verlieren würden, ſollten aus dem öffentlichen Schatze entſchädigt werden. Jährlich ſollten vom Volke drei Männer gewählt werden, um über die Vollziehung des Geſetzes zu wachen, und jede Verdrehung deſſelben zu verhindern. Auch ſollten ſie die Felder die hierdurch Eigenthum des Staates würden, unter die dürftigen Bürger vertheilen.

So groß der Beifall war, den dieſer Vorſchlag bei dem Volke fand, ſo wenig war der Senat geneigt, denſelben anzunehmen. Jeder Tribun war berechtigt, gegen den Vortrag eines Geſetzes Einſpruch zu thun, und die Abſtimmung zu verhindern. Der Senat wendete ſich an den Octavius; dieſer widerſetzte ſich bei der erſten Ver-

ſammlung, wo über das Geſetz geſtimmt werden ſollte, ſo daß an dieſem Tage nichts entſchieden werden konnte. Zugleich wurden Gerüchte über die Abſichten des Tiberius verbreitet. Man erregte gegen ihn den Verdacht, als bereite er darum Unruhen, weil er die Republik zu beherrſchen trachte, aber ſeine Beredſamkeit, ſeine bekannte Liebe zu dem Volke, und vor allem die Uneigennützigkeit die ein hervorſtechender Zug ſeines Charakters war, entkräfteten jeden Vorwurf. In einer zweiten Verſammlung des Volkes wurde der Tribun Octavius ſeines Amtes entſetzt, und entkam der Wuth des Pöbels mit Gefahr des Lebens. Das Geſetz wurde genehmigt, und zur Vollziehung deſſelben Tiberius Gracchus, Appius Claudius, und Cajus Gracchus ernannt.

Der Senat war in die äußerſte Unruhe durch die Genehmigung dieſes Geſetzes gekommen, das auf das ganze Eigenthum der großen Güterbeſitzer in Italien einen entſchiedenen Einfluß äußern mußte. Es war ein vollkommener Sieg der niedrigen Klaſſe des Volkes gegen die höhern Stände, der Dürftigkeit gegen den Reichthum. Der Senat ſuchte das Geſetz dadurch zu vereiteln, daß die Beſtallung für die zur Vollziehung deſſelben beſtimmten Männer nicht ausgefertigt wurde; man wollte Zeit gewinnen, um den Urheber des Geſetzes zu ſtürzen, das Geſetz ſelbſt würde dann leicht beſeitigt werden können. Um dieſe Zeit ſtarb Attalus der König von Pergamus. Er hatte das römiſche Volk zum Erben ſeines Reiches, und ſeiner Schätze eingeſetzt. Tiberius ſchlug vor, die Erbſchaft dieſes Fürſten ſollte unter die dürftigen Bürger vertheilt werden, damit ſie die zum Anbau der Felder nöthigen Werkzeuge anſchaffen könnten. Dieſer Vorſchlag beunruhigte abermals den Senat, der nun alle Mittel anwandte, die Macht des Tiberius zu vernichten; das Jahr ſeiner Amtsführung gieng jetzt zu Ende. Man wollte die Zeit erwarten, wo er ſeine Würde niederlegen muſte, um ihn vor dem Volke anzuklagen. Der Grund der Anklage war die Abſetzung

des

des Oktavius, der von ſeinem durch die Geſetze geheiligten Amte mit Gewalt verdrängt worden war. Dieſer Vorwurf wurde dem Tiberius öffentlich im Senat gemacht, aber er widerlegte denſelben mit aller Kraft der Beredſamkeit; er ſprach: die Gewalt der Tribunen ſei ihnen vom Volke übertragen; ſie ſeien darum unverletzlich, weil der Schutz, den ihre Perſonen dem Volke zu gewähren verpflichtet wären, durch die Geſetze geheiligt ſei. Wenn nun die Tribunen ihre Macht gegen das Wohl des Volkes anwendeten, ſo verletzten ſie ihre Pflicht, und das Volk ſei berechtigt die ihren Vertretern übertragene Vollmacht zurückzunehmen.

Tiberius ſah indeſſen, daß ſeine perſönliche Sicherheit, und die Vollziehung des Ackergeſetzes einzig von der Beſtättigung in ſeiner Würde abhiengen. Er ſuchte nun die Stelle eines Tribuns für das folgende Jahr zu erhalten; ein nächtlicher Angriff auf ſeine Wohnung zeigte ihm die Gefahr, die ihm bevorſtand. Am Tage der Wahl begab er ſich auf das Kapitol, umringt von ſeinen Freunden; die Verſammlung war nicht zahlreich, denn die Erndte beſchäftigte viele Bürger auf ihren Gütern. Dieſen Umſtand benutzte der Senat, der in dem Tempel der Treue verſammelt war; man verabredete ſich zum Untergang des Tribuns, und als man die Nachricht erhielt, die Abſtimmung auf dem Kapitol ſei ſtürmiſch, wurde der Konſul Mutius Scävola aufgefordert, Sorge für das Wohl der Republik zu tragen. Aber der Konſul glaubte ſich nicht berechtigt eine geſetzliche Verſammlung des Volkes zu ſtören; er verſprach, ſein Anſehen nur dann zu brauchen, wenn ein geſetzwidriger Beſchluß gefaßt werden ſollte; da erhob ſich Scipio Naſica, einer der reichſten Landeigenthümer, und rief: »die Konſuln verlaſſen die Republik, wer ſie zu erhalten wünſcht, folge mir!«

Eine große Anzahl Senatoren, mit ihren Klienten und Sklaven bewaffneten ſich mit den Beilen und Stekken

ken der Liktoren; ſie ſtürmten auf das Kapitol, und ſchlugen nieder, was ihnen in den Weg trat. Tiberius der jetzt gewahr wurde, daß man ihm nach dem Leben trachte, ſuchte zu entfliehen; er warf ſein Ueberkleid ab, um ſeine Flucht zu erleichtern, und bemühte ſich, durch das Gedränge zu entkommen, aber er fiel über einen Menſchen, der ſchon auf der Erde lag, und wurde von Saturninus, einem ſeiner Amtsgehülfen im Tribunat, der ſein Gegner war, erſchlagen; nicht weniger als drei hundert von ſeinen Zuhörern hatten daſſelbe Schickſal. Den Körpern der Erſchlagenen wurde die Ehre des Begräbniſſes verſagt; ſie wurden in die Tiber geworfen. Wenn auch das Volk nach Verübung dieſer Gewaltthat ruhig zu bleiben ſchien, ſo waren doch die Gemüther von Abſcheu gegen die Mitglieder des Senats durchdrungen, und man fand für gut, den Scipio Naſica als Geſandten nach Pergamus zu ſenden, um ihn dem Unwillen des Volkes zu entziehen. Die Rückkehr des Scipio nach der Eroberung von Numantia, und des Brutus, der die Gallicier überwunden hatte, wurde durch Triumphe gefeiert, die auf einige Zeit das Volk beſchäftigten.

Im folgenden Jahre (622. n. E. d. St.) wurde Aſien von neuem beunruhigt. Ariſtonicus, ein natürlicher Sohn des Eumenes, und Bruder des verſtorbenen Königs von Pergamus widerſetzte ſich der Beſitznahme dieſes Königreichs, das dem römiſchen Staat im Teſtament des Attalus vermacht war. Er fand ſo großen Anhang, daß er ein Heer in das Feld führte, und den Konſul Liziniu Craſſus in einer Schlacht überwand, und gefangen nahm. Er wurde jedoch von dem neuen Konſul Perperna geſchlagen und gefangen, worauf die Römer das Königreich Pergamus in Beſitz nahmen, und die Schätze deſſelben nach Rom führten.

Der Senat ernannte nun den Papirius Carbo, und Fulvius Flaccus zu Vollziehern des Ackerſetzes. Schon früher war Kajus Gracchus, der bey dem Tode ſeines Bruders erſt ein und

zwan-

zwanzig Jahre alt war, zu dieſem Geſchäfte beſtimmt, das jetzt, wie es ſcheint, mit mancher Ungerechtigkeit angewendet und vollzogen wurde. Kajus ſcheint jedoch den beiden übrigen Bevollmächtigten dies gehäſſige Amt überlaſſen zu haben, denn er bewarb ſich um die Quäſtorſtelle bey der Armee in Sardinien, die er auch ohne Mühe erhielt. Seine Tapferkeit, Gefälligkeit und Mäßigkeit in dieſer Stelle wurde von jedermann geachtet. Der König von Numidien, welcher den Römern ein Geſchenk an Getreide ſchickte, befahl ſeinen Geſandten zu ſagen, daß es bloß ein Tribut für die Tugenden des Kajus Gracchus ſey. Hierüber wurde der Senat ungehalten, und befahl, die Geſandten mit Verachtung wegzuſchicken. Dieſes brachte den jungen Gracchus ſo ſehr auf, daß er ſogleich nach Rom kam, um ſich wegen Verlezung ſeiner Ehre zu beklagen, und ſich um das Tribunat des Volks zu bewerben. Nun fanden die Vornehmen in dieſem Jüngling, welcher bisher wegen ſeines Alters nicht geachtet war, einen furchtbarern Gegner als ſelbſt ſein Bruder geweſen war; ſeine Beredſamkeit ſiegte über die Verläumdung, und die Unerſchrockenheit, womit er ſeine Anſprüche unterſtützte, ſicherte ihm die Zuneigung des Volkes. Er wurde durch ein großes Uebergewicht der Stimmen gegen den Willen des Senats zum Tribun erwählt, und er begann jetzt eben die Laufbahn, welche ſein Bruder vor ihm gegangen war.

Er klagte vor allen gegen den Popilius, einen erklärten Feind ſeines Bruders, aber dieſer entzog ſich durch freiwillige Verbannung dem Urtheil. Hierauf veranlaßte er ein Edikt, wodurch das römiſche Bürgerrecht allen Einwohnern von Latium, und bald darauf allen Völkern dieſſeits der Alpen gegeben werden ſollte. Sodann ſetzte er das Getreide auf einen mäßigen Preis, und brachte es dahin, daß alle Monate regelmäſige Vertheilungen an die Armen feſtgeſetzt wurden. Ferner ſchritt er zu einer Unterſuchung der damaligen Verderbniß des Senats; und als man fand, daß der gröſte Theil der Mitglieder ſich

der

ter Beſtechung, der Erpreſſung, und des Erkaufs der Aemter ſchuldig gemacht habe, (denn es ſchien jetzt eine allgemeine Ausartung eingeriſſen zu ſeyn,) ſo wurde ein Geſetz gemacht, wodurch die Macht, pflichtvergeſſene Magiſtratsperſonen zu verurtheilen, dem Senat genommen, und den Richtern übertragen wurde, welches eine große Veränderung in der Verfaſſung hervorbrachte. Die Anzahl dieſer Staatsbedienten, welche Aufſeher über die Aufführung aller andern Magiſtratsperſonen des Staats genannt werden konnten, belief ſich auf drey hundert, und ſie wurden aus den Freunden des Gracchus erwählt. So befahl er auch, immer aufmerkſam auf das Wohl des Staats, die Landſtraßen zu verbeſſern und zu verſchönern; er ließ öffentliche Kornhäuſer bauen, und mit Getreide, auf den Fall eines Mangels, verſehen; und um dem Volk ein Beyſpiel der Gerechtigkeit zu geben, ließ er eine Menge Getreide, welches Fabius der Proprätor von Spanien, aus ſeiner Provinz erpreßt, und dem Volk zum Geſchenke gemacht hatte, verkaufen, und das Geld den gekränkten Eigenthümern ſenden. Kurz, von welcher Seite wir den Charakter dieſes großen Mannes betrachten, finden wir ihn gerecht, mäßig, weiſe, und dazu geboren, die alten römiſchen Tugenden wieder herzuſtellen. Indeſſen wollen doch die Geſchichtſchreiber behaupten, daß alle ſeine Abſichten dahin giengen, ſich ſelbſt eine große Macht zu verſchaffen, und ſeine Tugenden ſeien nur Folgen ſeines Ehrgeizes geweſen. Aber dieſe Behauptungen ſcheinen durch keine ſeiner Handlungen beſtättigt, indeſſen kömmt es den Neuern nicht zu, gegen alte Geſchichtſchreiber über Charaktere damaliger Zeit zu entſcheiden; ſie fällten vielleicht ihr Urtheil nach Umſtänden, die uns unbekannt geblieben ſind.

Gracchus war nicht nur ſehr beliebt bey dem Volke, ſondern auch ſehr mächtig im Staat geworden, und jetzt der Gegenſtand, worauf der ganze Unwillen des Senats gerichtet war. Anfangs ſchien man bloß ſo lange zu warten,

ten, bis ſein Tribunat zu Ende ſey, um ſichere Rache an ihm zu nehmen; aber wider Vermuthen wurde er zum zweytenmal zu dieſer Stelle gewählt, ob er ſich gleich nicht darum beworben hatte. Der Senat beſchloß alſo, auf eine ganz andre Art zu Werke zu gehen, und bemühte ſich, einen Nebenbuhler zu erwecken, der die Gunſt des Volkes theilen ſollte. Dieſer war Druſus, ſein Amtsgehülfe, welcher in jedem Vorſchlage ſogar noch weiter zu gehen ſchien, als Gracchus, und in Geheim von dem Senat unterſtützt, in ſeinen Entwürfen ſo glücklich war, daß er die Zuneigung des Volks im hohen Grade erhielt. Bald äußerte ſich der leidenſchaftliche Charakter des Kajus; er begegnete dem Druſus mit Verachtung, wie der Senat voraus ſah; ein großer Theil ſeiner vorigen Bewunderer wurde dadurch bewogen, ſich wider ihn zu erklären. Aber das kräftigſte Mittel, ihn zu ſtürzen, war die Vollziehung des Ackergeſetzes ſelbſt. Kajus widmete ſich dieſem Geſchäſte mit eben dem Geiſte der Billigkeit, welcher ſeinen Bruder belebt hatte, und bemühte ſich, die Beſitzungen eines jeden mit unerbittlicher Gerechtigkeit nach dem liciniſchen Geſetze zu ordnen. Alle, welche ſich durch ſeine Strenge beeinträchtigt glaubten, nahmen ihre Zuflucht zu dem Scipio Afrikanus, dem Schwager des Kajus. Scipio, welcher lange ein Feind dieſes Geſetzes war, kannte die Macht des Volks zu gut, um ſich ihm gerade zu widerſetzen; er gieng daher künſtlicher zu Werke, und bewirkte, daß ein neuer Beamte erwählt wurde, deſſen Geſchäft war, die Anſprüche der einzelnen Bürger auseinander zu ſetzen, ehe die Anſprüche des gemeinen Weſens durch die Triumvirn beſtimmt würden. Zu dieſem Amte wurde der Konſul Sempronius Tuditanus erwählt. Eingeweiht in die Abſicht des Senats, der nie ernſtlich die Vollziehung des Geſetzes betrieb, verſchob Sempronius dieſes undankbare Geſchäft, und entzog ſich demſelben gänzlich, unter dem Vorwand eines in Illyrien ausgebrochenen Aufſtandes. Es entſtand eine Unzufriedenheit im Volke gegen Scipio, durch

durch deſſen Künſte die Vollziehung des Geſetzes verſchoben wurde, obſchon er ſelbſt wegen ſeinem ſehr beſchränkten Vermögen Anſpruch auf die Wohlthaten deſſelben hatte. Ein Tribun forderte ihn ſogar vor das Volk, um wegen der Ermordung des Tiberius Rechenſchaft abzulegen. Scipio würdigte dieſe Anklage keiner Antwort, ſondern begab ſich nach Hauſe, um eine Rede auf den folgenden Tag auszuarbeiten; den andern Morgen aber fand man ihn todt in ſeinem Bette, mit Spuren der Ermordung. Der Tod dieſes großen Mannes erregte Verdacht gegen Gracchus. Dieſer aber verſchmähte, ſich wegen eines Verbrechens zu rechtfertigen, wovon man keine Beweiſe hatte; um aber das Volk auf einen andern Gegenſtand zu lenken, that er den Vorſchlag, Karthago wieder zu erbauen, und von Rom aus zu bevölkern. Dieſen Vorſchlag nahm das Volk mit Freuden an, und ſechs tauſend Familien Gracchus an ihrer Spitze, verließen die Stadt, um ſich daſelbſt niederzulaſſen. Aber kaum hatten ſie angefangen den Schutt wegzuräumen, als ſie durch verſchiedene Vorbedeutungen beunruhigt wurden. Dieſer Umſtand unterbrach die Gründung dieſer Pflanzſtadt. Aber ein mächtigerer Beweggrund rief den Gracchus nach Rom zurück; denn während ſeiner Abweſenheit wandten ſeine Feinde alle Künſte an, ſeinen Charakter anzuſchwärzen; er fand bald, daß das Volk eine treuloſe und unbeſtändige Stütze ſey; es fieng an, ihm alles Zutrauen zu entziehen, und auf den Druſus zu ſetzen, deſſen Charakter jedoch ſehr zweideutig war. Vergebens entwarf er neue Geſetze zu des Volkes Vortheil, und rief mehrere Einwohner der italiäniſchen Städte zu ſeiner Unterſtützung; der Senat gab Befehl, daß alle Fremde Rom verlaſſen ſollten, und ließ ſogar einen Gaſtfreund des Gracchus ins Gefängniß ſetzen. Zu dieſer unwürdigen Begegnung kam noch eine andere Beſchimpfung, die noch gefährlichere Folgen hatte; da er nämlich zum drittenmal um das Tribunat anhielt, wurde er verworfen, und man glaubte, daß

jene,

jene, welche die Stimmen zählen und die Wahl bekannt machen mußten, beſtochen waren, die Stimmen zu verfälſchen.

Der Senat ſah nicht ſobald den Gracchus wieder in dem Privatſtand, als er ſeinen Untergang beſchloß, und den Konſul Opimius, ſeinen heftigſten Feind, zum Werkzeuge ſeine Rache erwählte. Dieſer ſtolze, und grauſame Mann unternahm dieſes Geſchäft mit der größten Bereitwilligkeit, und ließ zuerſt alle Geſetze, wegen Errichtung einer Kolonie zu Karthago, für ungültig erklären. Hierauf machte er den Antrag, alle Geſetze unter den beyden Tribunaten des Kajus abzuſchaffen, und ſetzte in dieſer Abſicht einen Tag zur allgemeinen Verſammlung des Volks an.

Der Konſul obſchon begleitet von dem Senat, dem Ritterſtand, und einem zahlreichen Gefolge von Sklaven und Klienten, nahm gegen die Geſetze, die auſſer den Liktorn keine bewaffnete Macht geſtatteten, eine Schaar fremder Miethlinge zur Verſtärkung. So bewacht, und ſeiner überlegenen Macht gewiß, verhöhnte er die Freunde des Kajus, um ihn zu reizen, und in der Hitze des Streites zu ermorden. Kajus vermied jedoch jede Veranlaſſung, und trug nicht einmal Waffen zu ſeiner Vertheidigung. Sein Freund Flakkus aber, vormals Konſul, und jetzt Tribun, war nicht ſo nachgiebig, ſondern entſchloß ſich, Gewalt gegen Gewalt zu ſetzen, und zog unter dem Vorwande der Arbeit viele ſeiner Klienten nach Rom. An dem Tage, an welchem die Sache entſchieden werden ſollte, fanden ſich beyde Partheien früh Morgens im Kapitol ein; als nun der Konſul, der Gewohnheit gemäß, das Opfer verrichtete, und ein Liktor das Eingeweide des geopferten Thieres wegbrachte, rief dieſer gegen Flakkus und ſeine Parthey: »Ihr aufrühriſche Bürger, machet Platz für rechtſchaffene Leute!« Dieſer Schimpf brachte den Flakkus und ſeine Klienten ſo ſehr auf, daß ſie augenblicklich über ihn herfielen, und ihn mit ihren Schreibgriffeln tö-

tödeten. Dieſer Mord verurſachte eine groſe Bewegung in der Verſammlung; Kajus, der die Folgen dieſer Gewaltthätigkeit vorſah, verwies dem Flakkus ſeine Heftigkeit. Er verlies das Kapitol. Als er über den Markt gieng, blieb er vor einer Statue ſtehen, die dem Andenken ſeines Vaters errichtet war, und nachdem er ſie eine Zeitlang betrachtet hatte, brach er in einen Strom von Thränen aus, als wenn er den Geiſt der veränderten Zeiten beweinte. Seine Begleiter wurden nicht weniger gerührt, ſie nahmen Theil an ſeinem Schmerze, und gelobten, nie einen Mann zu verlaſſen, deſſen Liebe zu ſeinem Vaterlande ſein einziges Verbrechen ſey. Unterdeſſen wandte der Senat alles an, die Stadt in Furcht zu ſetzen, und ihre Beſorgniß vor der Gefahr zu vermehren. Der Konſul erhielt Befehl, dafür zu ſorgen, daß die Republik keinen Schaden leide; hiedurch ward er mit unumſchränkter Macht bekleidet. Der Leichnam des todten Liktors wurde durch die Straſſen getragen, und vor dem Rathhauſe öffentlich zur Schau geſtellt, der Adel erhielt Befehl, ſich den folgenden Tag bewaffnet mit allen ſeinen Sklaven und Anhängern auf dem aventiniſchen Berge einzufinden. Flakkus war nicht weniger geſchäftig, die Ueberbleibſel ſeiner zerſtreuten Anhänger zu ſammeln; aber es gieng nicht mehr wie bey den ehemaligen Unruhen, da die Plebejer gegen die Patrizier aufſtanden, denn dieſer Unterſchied war ſchon lange aufgehoben; es war jetzt bloß Widerſetzung der Armen gegen die Reichen, ohne gemeinſchaftliche Verbindung, als wenn ſie ſchon durch ihre herrſchſüchtigen Oberherrn gedemüthiget wären. Kajus welcher ſeine Schwache vorausſah, war gleichwohl entſchloſſen, ſeine Freunde nicht zu verlaſſen. Er begab ſich in ſeiner gewöhnlichen Kleidung und mit einem kurzen Dolche, im Fall er angegriffen werden ſollte, in Begleitung ſeiner Freunde auf den Berg Aventinus. Hier erfuhr er, daß die Konſuln öffentlich bekannt gemacht hatten, daß derjenige, welcher ſeinen oder Flakkus Kopf bringen

gen würde, dafür ſo viel Gold an Gewicht, als er ſchwer wäre, zur Belohnung haben ſollte. Umſonſt ſchickte er den jüngſten Sohn des Flakkus, der noch ein Kind war, mit Vorſchlägen zu einem Vergleich. Der Senat und die Konſuln, ihrer Ueberlegenheit bewußt, verwarfen alle Anerbietungen, und waren feſt entſchloſſen, ſeine Beleidigungen mit dem Tode zu beſtrafen; und um ſeine Parthey zu ſchwächen, boten ſie allen Vergebung an, welche ihn ſogleich verlaſſen würden. Dieſes that die gewünſchte Wirkung, das Volk ſiel nach und nach von ihm ab, nur eine kleine Anzahl blieb bei ihm. Er entſchloß ſich jetzt, ſich perſönlich nach dem Senat zu verfügen; aber ſeine Freunde hielten ihn ab, ſie ſahen vor, daß er das Leben verlieren würde. Der Sohn des Flakkus wurde noch einmal abgeſchickt, um Frieden zu bitten; aber der Konſul Opimius, ließ den Knaben ins Gefängniß werfen, gieng darauf mit ſeinen Bewaffneten auf den Berg Aventinus, und ſiel mit ungeſtümer Wuth die Anhänger des Gracchus an. Hierauf folgte eine ſchreckliche Metzelung unter dem Volke, welches kaum Widerſtand that, und nicht weniger als drey tauſend Bürger wurden auf der Stelle niedergemacht. Flakkus ſuchte in einer verfallenen Hütte Schutz, wurde aber entdeckt, und mit ſeinem älteſten Sohn ermordet. Kajus entfloh zuerſt in den Tempel der Diana, wo er ſich ſelbſt das Leben nehmen wollte; aber zwey ſeiner getreueſten Freunde verhinderten ihn daran, und zwangen ihn, in der Flucht ſeine Sicherheit zu ſuchen. Er eilte, um über eine Brücke zu kommen, die aus der Stadt führte, von ſeinen beyden edelmüthigen Freunden und einem griechiſchen Sklaven, der Philokrates hies, begleitet. Aber ſeine Verfolget waren ihm beſtändig im Rücken, und als er an die Brücke kam, ſah er ſich genöthigt umzukehren, und den Feinden entgegen zu gehen. Seine beyden Freunde wurden bald getödtet, indem ſie ihn gegen den eindringenden Haufen vertheidigten; und er war gezwungen, mit ſeinem Sklaven in einen Hayn

jene

jenſeits der Tiber, zu fliehen. Da er ſich von allen Seiten umringt, und keinen Weg zur Flucht übrig fand, ſo befahl er ſeinem Sklaven, ihm zu tödten. Der treue Sklave ſties ihm nieder, und tödtete ſich hierauf ſelbſt, er deckte im Tode den Körper ſeines Herrn. Die Verfolger hieben den Kopf des Kajus ab, und ſteckten ihn als ein Siegeszeichen auf einen Spieß. Bald darauf trug ihn ein gewiſſer Septimulejus nach Hauſe, nahm das Gehirn heraus, füllte ihn mit Bley an, um ihn deſto ſchwerer zu machen, und bekam darauf von dem Konſul ſiebzehn Pfund Gold zur Belohnung.

So ſtarb Kajus Gracchus, ungefähr zehn Jahre nach ſeinem Bruder Tiberius, und ſechs, nachdem er angefangen hatte, in der Republik eine Rolle zu ſpielen. Wenn wir, ſo viel nach dem Verlauf von zwanzig Jahrhunderten möglich (J. d. St. 632) iſt, den Charakter des Kajus Gracchus beurtheilen wollen, ſo dürfen wir die Geſchichtſchreiber uns nicht zum Maasſtaab wählen, die weder Augenzeugen, noch unbefangen, und überdies nicht ohne höhere Einwirkung den Gegenſtand darſtellten. Wir müſſen unſer Urtheil auf die Sache ſelbſt gründen, und hier ſehen wir, daß die Vollziehung eines Geſetzes, veranlaßt durch den Druck der höhern Stände gegen die große Maſſe des Volkes, die Quelle dieſer Unruhen war; dieſes Geſetz, das in ſo mancher Hinſicht zur Begründung bürgerlichen Wohlſtandes nothwendig ſchien, war von dem Senat genehmigt, aber zugleich alle Mittel angewendet, um die Vollziehung zu verhindern. Die Forderung des Volkes war folglich gerecht. Ob die Gracchen in ihrem Eifer für dieſes Geſetz von Ehrgeitz oder Vaterlandsliebe getrieben wurden, läßt ſich unmöglich beſtimmen; aber ſo viel iſt offenbar, daß ſie nicht die Abſicht hatten, die Republik zu ſtürzen; ſie verſchmähten, ſelbſt bei der augenſcheinlichſten Gefahr, die Waffen zu ergreifen, da doch der Senat durch Bewaffnung fremder Söldner gegen die Verfaſ-

faſſung handelte, und durch dieſes gefährliche Unternehmen zeigte, daß alle Gerechtigkeit verſchwunden war. In der That, dieſe Geſellſchaft glich nicht mehr jener ehrwürdigen Verſammlung, die den Pyrrhus und Hannibal eben ſo ſehr durch ihre Tugenden als ihre Waffen überwand. Sie konnte jetzt von dem übrigen Theile des Volks nur durch ihre größere Ueppigkeit unterſchieden werden; und regierte den Staat durch das Gewicht einer Macht, welche durch Reichthümer und eine Menge erkaufter Anhänger gewonnen war. Alle feilen und niederträchtigen Leute verbanden ſich mit ihm aus eigennützigen Abſichten; und die es wagten, unabhängig ſeyn zu wollen, wurden unterdrückt, und verloren ſich gänzlich unter der ſchändlichen Menge. Das Gemeinweſen fiel in dieſem Zeitpunkt unter die geſetzwidrige Herrſchaft des Reichthums; die Tribunen, ehemals die Beſchützer des Volks wurden Theilnehmer an der Unterjochung, da ſie wahrnahmen, der Senat, unterſtützt von ſeinen Klienten und Anhängern gewähre ihrer Perſönlichkeit, und ihrem Reichthum mehr Sicherheit, als die wandelbaren Launen des Volkes. Es gab jetzt keinen Kampf mehr zwiſchen Patriziern und Plebejern, ſondern zwiſchen den Reichthum und der Armuth. Die geringern Stände des Staats, zu hoffnungsloſer Unterwürfigkeit gebracht, ſuchten nun, da ihnen die Geſetze keinen Schutz mehr gewährten, einen Anführer; indeß die Reichen mit allem Argwohn, welcher Tyrannen eigen iſt, bey dem geringſten Anſchein von Widerſetzung in Furcht geriethen, und ſolchen Leuten eine uneingeſchränkte Gewalt anvertrauten, denen ſie dieſelbe nachher, wenn die Gefahr vorüber war, nicht wieder entziehen konnten. So ſank allmählig die Freiheit des römiſchen Gemeinweſens. Häuptlinge erhoben ſich aus dem Volke und aus dem Adel, bürgerliche Kriege, mit dem ganzen ſchauderhaften Gefolge von Aechtung und Mord füllen den unglücklichen Zeitraum bis dahin, wo die Macht dieſes großen Staates in die Hände eines Einzigen fiel, und die Republik das Eigenthum einer Familie ward.

Neunter Abſchnitt.

Kriegsglück der Römer gegen benachbarte Völker. C. Marius. Krieg gegen Jugurtha, König von Numidien. Siege des Konſuls Metellus. Marius endigt den Krieg in Afrika. Jugurtha wird gefangen, ſein Tod. Die Cimbern, und Teutonen erſcheinen an den Gränzen des römiſchen Gebietes. Die Siege des Marius über dieſe Völker, und ihre Vertilgung. Die Bundesgenoſſen der Römer in Italien verlangen das Bürgerrecht Roms. Blutiger Krieg, nach welchem die Bundesgenoſſen zu dem Bürgerrechte gelangen. L. Cornelius Sulla. Krieg gegen den König Mithridates von Pontus. Bürgerkrieg zu Rom, und in Italien. Sulla erobert Rom. Er wird auf unbeſtimmte Zeit zum Diktator gewählt. Seine Abdankung und Tod. Zuſtand der Republik bei dem Tode des Sulla.

Während dieſer bedaurungswürdigen Verderbniß zu Hauſe waren die Römer doch ſehr glücklich in ihren Unternehmungen gegen die Nachbarvölker. Die Mitglieder des Senats, obgleich verdorbene Väter der Republik, waren geſchickte Verwalter des Staates, die Gränzen wurden immer erweitert, während die Freiheit der Verfaſſung ſich verlor. Die baleatiſchen Inſeln wurden bezwungen. Die Allobroger, welche das jetzige Savoyen bewohnten, wurden durch den Domitius Ahenobarbus überwunden, und mit dem Reiche vereinigt. Das Narbonneſiſche Gallien ward zur römiſchen Provinz gemacht, nachdem der König Betuitch beſiegt, und gefangen war. Die Skordier, ein Volk in Thrazien, das anfangs einige Vortheile erfocht, wurden endlich unterjocht. Langwierig, und gefährlich war der Krieg gegen Jugurtha, König von Numidien. Wir verdanken die Geſchichte deſſelben dem Salluſt, einem der zierlichſten Schriftſteller, die auf unſere Zeiten gekommen ſind. Micipſa, der Sohn des Maſiniſſa hinterlies als Erbe ſeines väterlichen Reiches zwei Söhne, den Hiempſal, und Adherbal. Mit dieſen Prinzen hatte er den Sohn ſeines Bruders Maſtanabal erziehen laſſen; Jugurtha, ſo hies

die-

dieſer Prinz war, wie wir oben gemeldet haben, zu den Römern bei dem letzten Kriege in Spanien mit einem beträchtlichen Heere geſtoßen; hier hatte er ihre Sitten, und Kriegskunſt genau beobachtet; ſeine überlegenen Fähigkeiten erwarben ihm Liebe und Vertrauen bei den Numidiern, er faßte den Entſchluß, die rechtmäßigen Erben des Thrones zu verdrängen, und ſich des Reiches zu bemächtigen. Er lies den ältern der beiden Brüder ermorden. Adherbal, der jüngere entfloh nach Rom. Jugurtha, welcher den Geiz und die Ungerechtigkeit des Senats wohl kannte, ſchickte Geſandte mit großen Geſchenken nach Rom, welche bewirkten, daß der Senat ihm die Hälfte des Königreichs zuerkannte, und zehn Bevollmächtigte abſchickte, um es zwiſchen ihm und dem Adherbal zu theilen. Die Bevollmächtigten, worunter ſich auch Opimius, der Mörder des Gracchus befand, ließen ſich beſtechen, und übergaben dem Jugurtha den reichſten und volkreichſten Theil des Königreichs. Nachdem die römiſchen Geſandten Afrika verlaſſen hatten, griff Jugurtha ſogleich die Beſitzungen Adherbals an, und trieb ihn in die Stadt Cirta. Er ergab ſich nach einigem Widerſtand, und wurde ſogleich ermordet. Das römiſche Volk, welches noch nicht allen Edelmuth verloren hatte, verlangte einmüthig die Beſtrafung des Mörders, und nach langem Zaudern ſandte der Senat den Konſul Calpurnius Piſo mit einem Heere nach Afrika. Aber dieſer, durch die Schätze des Königs beſtochen, trat in Unterhandlungen, worin Jugurtha ſich als Gefangener zu ſtellen, und eine große Summe Geldes zu erlegen, überdies noch eine Menge von Getraide, Pferden und Elephanten auszuliefern verſprach. In einem geheimen Artikel hatte ihm jedoch der Konſul den Beſitz des Königreiches, und Sicherheit ſeiner Perſon zugeſagt. Piſo kehrte nun nach Rom zurück; als er über ſeine Amtsführung Bericht erſtattete, gerieth das Volk in Gährung. Der Tribun Memmius fragte den Konſul, wo der Gefangene ſey; aus ſeinem Munde müſſe man vernehmen,

wer diejenigen ſeien, die ihm zur Schande der Republik Strafloſigkeit zugeſichert, und dafür Geſchenke angenommen hätten. Der Prätor Kaſſius Longinus ward nach Afrika geſandt. Auf die Zuſage eines freien Geleites machte Jugurtha keine Schwierigkeit, ſich den Römern anzuvertrauen. Er erſchien vor dem Volke in einer flehenden Stellung und in einer Kleidung, die mit ſeiner Lage übereinſtimmte. Allein ſtatt diejenigen, die ſich hatten beſtechen laſſen, anzugeben, war er bedacht, ſich noch mehrere Freunde durch Geſchenke zu erwerben. Zu dieſer Zeit erſchien zu Rom Maßiva, der lezte von dem Stamme Maſiniſſa's. Er trug dem Senat ſeine Anſprüche auf das Königreich Numidien vor. Jugurtha hatte die Kühnheit, dieſen Mitbewerber um die Krone, ermorden zu laſſen. Der Mörder war bekannt, aber das ſichere Geleit, das ihm verſprochen war, durfte nicht gebrochen werden; es ward ihm befohlen, Rom und Italien ſogleich zu verlaſſen. Er gehorchte; aber er konnte ſich nicht enthalten, bey ſeinem Abſchiede über die feile Denkungsart der Römer zu ſpotten. »O Rom, ſagte er, indem er durch eins der Thore gieng, und auf die Stadt zurück ſah, »wie gerne würdeſt du dich ſelbſt verkaufen, wenn nur einer »ſo reich wäre, daß er dich kaufen könnte!« Der Konſul Albinus folgte ihm ſogleich, und übernahm den Heerbefehl. Er zog aus allen Gegenden ſeine Krieger zuſammen, aber Jugurtha lies ſich in kein regelmäßiges Gefecht ein, er machte täglich neue Vorſchläge zum Frieden, und als das Jahr des Konſulats verfloſſen war, kehrte Albinus nach Rom zurück, um den Vorſiz bei der Wahl der neuen Obrigkeiten zu nehmen. Den Heerbefehl überlies er ſeinem Bruder Aulus. Dieſer beſchloß die Belagerung einer beinahe uneinnehmbaren Feſtung, worin Jugurtha ſeine Schätze niedergelegt hatte. Der König welcher ſich auf die Feſtigkeit des Orts verlaſſen konnte, ließ den Aulus ruhig ſeine Zeit vor demſelben verderben; und indem er ſich bald zurückzog, bald Vorſchläge zu einem Vergleich that, immer aber ſeine Beſtechungen ſogar an den geringſten

ſten Centurio verſchwendete, lokte er endlich ſeinen Feind in ſolche Engen, daß dieſer ſich genöthigt ſah, entweder unter den nachtheiligſten Umſtänden ein Treffen zu wagen, oder ſich und ſein Heer durch einen ſchimpflichen Vertrag zu retten. Er wählte das lezte, und ſchloß mit dem König die Uebereinkunſt, binnen zehn Tagen Numidien zu räumen. Dieſe Nachricht erregte zu Rom allgemeine Beſtürzung.

In dieſem Zuſtande fand der folgende Konſul, Metellus, die Sachen in Numidien; das römiſche Heer war in einem Zuſtand der Auflöſung, die Befehlshaber ohne Vertrauen, die Krieger beſchäftigt mit Raub und Plünderung der Bundesgenoſſen. Mit vieler Anſtrengung gelang es dem Konſul, ſeine Untergebenen wieder an die Kriegszucht zu gewöhnen; erhaben über alle Beſtechung vereitelte er die Abſichten ſeines ränkevollen Feindes, und wandte deſſen Kunſtgriffe gegen ihren Erfinder. Jugurtha wurde in zwei Schlachten überwunden, er machte abermal Anträge zum Frieden. Metellus dem jezt mit der Würde eines Proconſuls der Heerbefehl auf ein Jahr verlängert wurde, verſprach unter den Bedingnißen Frieden zu ſchließen, daß der König alle ſeine Elephanten ausliefern, und 200,000 Pfund Silber für die Koſten des Krieges bezahlen ſollte. Dieſe Bedingniſſe wurden nebſt der Auslieferung der Flüchtlinge bewilligt. Als endlich Metellus verlangte, Jugurtha ſollte ſich ihm übergeben, wurden die Unterhandlungen abgebrochen, der Krieg begann von neuem, und der Ausgang ſchien nicht zweifelhaft, als Metellus von dem Heerbefehl abgerufen wurde. Sein Nachfolger war Kajus Marius, der als Legat in dieſem Kriege unter ihm gedient hatte. Dieſer Mann, welcher nachher der Stolz und die Geißel Roms wurde, war in einem Dorfe bey Arpinum von armen Aeltern, die ſich von ihrer Hände Arbeit nährten, geboren. Er war in ihrer Lebensart erzogen, daher waren ſeine Sitten ſo rauh,

als ſein Aeußerliches fürchterlich. Er war ein Mann von außerordentlicher Größe, ungewöhnlicher Stärke und unerſchrocknem Muth. Er trat früh in den Dienſt ſeines Vaterlandes, und bezeigte vom Anfange an eine ſehr genaue Beobachtung der Kriegskunſt, und einen unbedingten Gehorſam gegen ſeine Obern. Bey jeder Gelegenheit ſuchte er Gefahren, die ſein Muth ſtets überwand; die längſten Märſche und die größten Beſchwerlichkeiten des Krieges wurden ihm leicht, da er in Dürftigkeit und Armuth erzogen war. Die Lockungen der Wolluſt waren ihm nicht ſo ſehr durch die Gewohnheit, als von Natur zuwider. Er ergriff jede Gelegenheit, durch ſein Beyſpiel zur Mäſigkeit zu ermuntern; aß von demſelben Brode, welches der geringſte Soldat bekam; ſchlief auf der Erde; trug die gröbſten Kleider, und ſchien jeder andern Leidenſchaft, außer dem Ehrgeitz abgeſtorben zu ſeyn. Er war ſchon die geringeren Stellen im Heere durchgegangen, und jede ſchien ihm als die Belohnung für irgend eine herrliche That gegeben zu ſeyn. Als er die Stelle eines Kriegstribuns erhielt, waren ſeine Thaten, obgleich ſeine Perſon unbekannt war, in dem Munde des ganzen Volks. Metellus empfahl, ihm zu der Würde eines Volkstribuns, um ſeine Verdienſte in den Feldzügen gegen Jugurtha zu belohnen. In dieſem Amte fieng ſein Ehrgeiz an ſich zu zeigen, und ſein äußerſter Haß gegen den Senat, deſſen Laſter freylich ſeine Vorwürfe verdienten. Ohne ſich durch Drohungen in Furcht ſetzen zu laſſen, griff er kühn ſeine Verdorbenheit ſogar auf dem Rathhauſe an; und als Metellus, der bis dahin ſein Gönner geweſen, und an ſeiner Erhebung Urſache war, ſeinen Eifer mißbilligte, ſo drohete er ihm ſogar mit dem Gefängniß. Dem ungeachtet, als Marius unter ihm als Legat in Numidien ſtand, vergaß er jede Beleidigung, und Marius betrug ſich bey jedem Vorfalle mit ſo vieler Klugheit und Muth, daß man ihn zu Rom als den zweyten im Heerbefehl, aber als den erſten in Erfahrung und Entſchloſſenheit betrachtete. Der

Un-

Undankbare ſuchte jetzt ſeinen Wohlthäter von der Stelle des oberſten Befehlshabers zu verdrängen, um ſich die Ehre, den Krieg beendigt zu haben zuzueignen. Er ſtreute daher unter dem Volke aus, der Krieg werde abſichtlich in die Länge gezogen, er behauptete, daß er im Stande ſey, den Jugurtha in einem Feldzuge todt oder lebendig nach Rom zu bringen. Da er durch ſolche Verſprechungen die Gemüther gegen den Metellus geſtimmt hatte, ſo erhielt er die Erlaubniß, nach Rom zu kommen, und um das Konſulat anzuhalten, welches er auch wider alle Erwartung und den Wunſch der Edeln erhielt.

Marius, der jetzt mit der höchſten Gewalt im Kriege bekleidet war, unterwarf ſich bald alle Städte, die dem Jugurtha in Numidien noch übrig waren. Dieſer unglückliche König ſah ſich jetzt außer Stande, für ſich allein Widerſtand zu thun, und war genöthigt, den Beiſtand des Bochus, Königs von Mauritanien, deſſen Tochter er zur Gemahlin hatte, anzuflehen. Unterſtützt von dieſem Fürſten zog er wieder in das Feld; es gelang ihm das römiſche Lager des Nachts zu überfallen, und einigen Vortheil zu erhalten.

Aber Marius ſchlug ihn in zwei entſcheidenden Treffen, und Bochus, der ſeine Krone nicht für den Jugurtha wagen wollte, lies den Römern den Frieden anbieten. Er ſandte Abgeordnete an den Marius, und dann nach Rom. Der Senat antwortete ihm, er müſſe die Freundſchaft der Römer zu verdienen ſuchen, ehe man ſeinen Anträgen Glauben beimeſſen könne. Hieraus ſchloß Bochus, daß die Auslieferung des Jugurtha die erſte Bedingniß des Friedens ſey.

In dem römiſchen Heere diente damals Kornelius Sulla als Quäſtor; mit dieſer Stelle begann die patriziſche Jugend gewöhnlich den Kriegsdienſt. Dieſer junge Mann machte ſich bald bemerkbar durch Muth und Beſonnenheit in allen Geſchäften, die ihm der Feldherr übertrug. Als der König von Mauritanien in Unterhandlungen mit den

Rö=

Römern ſtand, ſchickte Marius den Sulla an ihn ab. Durch die Geſchicklichkeit dieſes Mannes ward Bochus beſtimmt, den Jugurtha gefangen zu nehmen, und ihn den Römern auszuliefern. Nicht ohne perſönliche Gefahr für Sulla gelang dieſer Anſchlag, Jugurtha wurde in Feſſeln dem Quäſtor übergeben. Marius erhielt die Ehre des Triumphs, der enthronte König von Numidien gieng vor dem Siegeswagen, und wurde von dem Senat zum Hungertode verurtheilt. (J. d. St. 648.) Jugurthas Grauſamkeit gegen die rechtmäſigen Erben des Königreiches Numidien, und die Mittel deren er ſich bediente den Thron an ſich zu bringen, verdiente eine ſolche Rache, aber die Römer waren nicht ſeine Richter, und die Verurtheilung deſſelben zeigt uns, daß ſie ſich als die Herren über die Könige betrachteten, und in dem Gefühl ihrer Macht die Unabhängigkeit der Fürſten, und der Völker ihrer Willkühr unterwarfen.

Der Krieg gegen den Jugurtha war noch nicht geendigt, als die Schaaren der Cimbern und Teutonen an der Gränze des römiſchen Gebietes erſchienen. Schon einige Jahre vorher hatten dieſe Völker, die nach der Meinung einiger Schriftſteller aus der Cimmeriſchen Halbinſel (Jütland, Schleswig und Holſtein) abſtammten, Deutſchland und Gallien durchzogen, und ſich gegen die Pyrenäiſchen Gebirge gewendet. Ihre Anzahl war durch die Völkerſtämme vermehrt, deren Gebiete ſie durchwanderten; die Tiguriner (Züricher) Tectoſager (Bewohner von Touloufe im ſüdlichen Frankreich, und vormals Bundesgenoſſen der Römer) nebſt andern unbekannten Völkern waren mit ihnen verbunden; ſie hatten die römiſchen Heere unter den Konſuln Karbo, Silanus, Cäpius und Scaurus geſchlagen; jetzt war gegen ſie der Konſul Manlius mit einem ſehr zahlreichen Heere an die Ufer der Rhone gezogen; der Prokonſul Servilius Cäpio war angewieſen, ſich mit ihm zu vereinigen. Aber beide Feldherrn hatten das Schickſal ihrer Vorgänger, ſie blieben beide in einer blutigen Schlacht,

Schlacht, in welcher mehr als achtzigtauſend Römer erſchlagen, und alle Gefangnen, nebſt dem ganzen Troß ihres Heeres, gegen vierzigtauſend, ermordet wurden. Die wilden Feinde tödeten alle Pferde die in ihre Gewalt fielen, ſie verbrannten die Rüſtungen, die Beute an Gold und Silber warfen ſie in die Flüſſe. Dieſe Nachrichten verbreiteten zu Rom die gröſte Beſtürzung. Alle Waffenfähige wurden zum Kriegsdienſt berufen, und ſelbſt die niedrigſten Klaſſen des Volkes, die bis jezt vom Kriegsdienſte ausgeſchloſſen waren, wurden gegen dieſen ſchrecklichen Feind bewaffnet. Sehr wahrſcheinlich nahm Marius, der jetzt zum zweitenmal zum Konſul ernannt wurde, auch Freigelaſſene und Sklaven in ſein Heer. Das Geſetz nach welchem ein Konſul erſt nach zehn Jahren zum zweitenmal zu dieſer Würde gewählt werden konnte, war dem Marius zu Gunſt aufgehoben, denn ſo groß war das Vertrauen des Volkes, daß man ihn allein für fähig hielt, den Krieg glücklich zu führen.

Während dem zweiten Konſulat des C. Marius hatten die barbariſchen Völker die Gränzen Italiens verlaſſen; ihre Züge in den Alpen und in Gallien ſind uns jedoch unbekannt. Der Konſul ſtand mit ſeinem Heere ruhig in der narboneſiſchen Provinz, aber in Sizilien brach ein gefährlicher Aufſtand der Sklaven aus; ſie wählten ſich einen Anführer, dem ſie den Titel eines Königs beilegten. Dieſer Aufſtand wurde erſt nachdem zwei römiſche Prätoren von den Aufrührern geſchlagen waren, im dritten Jahre durch den Konſul Aquilius gedämpft. Die Cilliziſchen Seeräuber hatten die Küſten des Mittelmeeres, und die Inſeln des Archipelagus einige Jahre hindurch beraubt und gebrandſchazt. Eine römiſche Flotte unter der Anführung des Marcus Antonius, mit dem Beinahmen der Redner, trieb dieſe Räuber in ihre Häfen, und ſicherte auf einige Zeit die Schiffart.

Als Marius nach Rom zurückgekehrt war, um die Wahl der Konſuln für das folgende Jahr zu veranſtalten, ward

ward ihm die höchſte Staatsgewalt zum drittenmal, und in dem nächſten Jahre zum viertenmal übertragen. Sein Gehülfe im Amt war Lutatius Katulus. Da die feindlichen Schaaren ſich getheilt hatten, ſo ergriffen die römiſchen Feldherren dieſelbe Maßregel. Marius zog mit ſeinem Heere an der Rhone, da wo die Iſere ſich in dieſen Strom ergießt; gegen ihn ſtanden die Teutonen unter ihren König Teutoboch; ſie forderten die Römer zum Kampfe, als ihnen aber Marius antwortete, die Römer pflegten nicht ihre Feinde zu fragen, wenn es Zeit ſey zur Schlacht, ſetzten die Teutonen ihren Zug gegen Italien fort. Marius überfiel auf dieſem Zug ihr Heer in der Nähe der römiſchen Pflanzſtadt Aquä Sertiä (Aix in Provence) und erſchlug über zweimal-hundert tauſend. Der König Teutoboch wurde nebſt 80000 Mann gefangen, kaum dreitauſend überlebten dieſe große Niederlage (J. d. St. 651.) Indeſſen hatten ſich die Cimbern im folgenden Jahre den Gränzen Italiens wieder genähert. Sie waren aus Gallien durch die helvetiſchen Alpen an den Rhein gezogen, von da wendeten ſie ſich gegen die Donau, und nach einer Wanderung von zwei Jahren durch die Noriſchen Alpen an den Atheſis (die Etſch). Hier ſtand auf dem rechten Ufer der römiſche Fldherr Lutatius Katulus in einem ſtark befeſtigten Lager; eine Brücke verband ſeine Stellung mit dem linken Ufer, gegen welches die Cimbern heranzogen. Da ſie die Feſtigkeit des römiſchen Lagers bemerkten, und den reißenden Strom, der den Angriff hinderte, unternahmen ſie ein Werk, das die Römer in Schrecken ſetzte. Sie zerſtörten die Brücke durch eine große Menge Bäume, die ſie den Fluß hinab treiben ließen, zogen hinter ihrem Lager einen Graben, und ober der römiſchen Stellung einen Damm queer über den Strom, der dadurch in ein anderes Bette geleitet, die Römer nicht mehr gegen den Angriff ſicherte. Katulus zog ſich zurück. Marius kam ihm eilend zu Hülfe, und als jetzt beide Heere vereinigt waren, griff Catulus von vorne an, während Marius dem

Feind

Feind in die Seite zu fallen verſuchte. Die Cimbrer fochten mit vielem Muthe. Ihre erſten Glieder waren durch Ketten an den Gürteln der Kämpfer verbunden, ſo daß die Flucht unmöglich ward; dennoch ſiegte die Tapferkeit der Römer, Marius vollendete die Niederlage; 140,000 fielen auf dem Schlachtfelde; und 60,000 wurden gefangen; Selbſt die Weiber der Feinde nahmen Theil am Gefecht, und als ſie keine Rettung mehr ſahen, ermordeten ſie ihre Kinder, und erwürgten ſich ſelbſt. In der Nähe von Verona wurde dieſe blutige Schlacht geliefert, in der das Volk der Cimbern untergieng. Dieſer ausgezeichnete Sieg wurde durch einen Triumph beider Feldherrn gefeiert; zerbrochne Waffen wurden auf vielen Wagen zur Schau geführt, und auf dem Kapitol niedergelegt. Marius erhielt, und verdiente den Namen des Befreiers von Rom. (J. d. St. 653.)

Aber bald wurde dieſer Mann der gefährlichſte Feind ſeines Vaterlandes. Fünf Konſulate hatten ihn zur Herrſchaft gewöhnt, und ſelbſt die höchſte Würde im Staat, die er länger beſas, als kein Bürger vor ihm, ſchien ſeinen herrſchſüchtigen Geiſt nicht zu befriedigen. Um ſeinen Zweck zu erreichen, mußten die Männer entfernt werden, in deren Tugend und Achtung er Widerſtreben befürchtete. Metellus, wegen ſeinen Siegen über Jugurtha, Numidicus genannt, ſein erſter Beförderer, war ihm ſchon lange wegen ſeinem großen Einfluß im Senat, verhaßt geweſen. Dieſer ſollte aus Rom verbannt werden. Als das Volk die Tribunen wählte, ſuchte der Senat den Apulejus Saturninus, einen unruhigen Mann, der ſchon früher Tribun war, von der Wahl auszuſchließen. Als dieſes gelungen war, lies Marius durch ſeine Anhänger den Nonius, einen bereits gewählten Tribun ermorden, und rief ohne das Volk wählen zu laſſen, den Saturninus als Tribun aus. Dieſer brachte ein Geſetz in Vorſchlag, daß die im letzten Kriege eroberten Länder am Po, vertheilt werden ſollten. Die Senatoren ſollten durch einen feierlichen Eid

zur

zur Vollziehung dieſes Geſetzes verpflichtet werden. Das Geſetz wurde auch bald durch Vermittlung des Marius genehmigt; aber als es der Senat beſtättigen ſollte, bemühte ſich Metellus, der es als eine Erneuerung der alten Unruhen, die der Verfaſſung ſo gefährlich geweſen waren, anſah, den Senat zu beſtimmen, den Eid nicht zu leiſten, und das Geſetz zu verwerfen. Anfangs ſchien der Senat geneigt, ſeiner Meynung zu folgen; aber Marius erzwang den Schwur durch Argliſt, und Furcht; und Metellus zog eine freiwillige Verbannung dem niederträchtigen Gehorſam gegen den Unterdrücker ſeines Vaterlandes vor. Er begab ſich nach Kleinaſien. Ueberall wurde er mit der Achtung aufgenommen, die ſeinen groſsen Verdienſten gebührte.

Dieſer glückliche Erfolg diente bloſs dazu, den Stolz des Marius und des Saturninus zu vermehren. Dieſer wurde zum drittenmal zum Tribun erwählt, und Marius ſuchte jetzt um das ſechſte Konſulat an. C. Memmius hatte ſich ebenfalls zu dieſer Würde gemeldet; er war ſchon zum Konſul ernannt, als plötzlich ein Getümmel entſtand, in welchem Memmius ermordet wurde. An ſeiner Stelle ward der Prätor Glaucia gewählt, ein Mann der mit Marius und Saturninus gleiche Geſinnungen hatte. Die Ermordung des Memmius zeigte dem Senat, was ſeinen ausgezeichneten Mitgliedern bevorſtand. Es wurde beſchloſſen, die Frechheit der Tribunen im Zaum zu halten; den Konſuln wurde, wie in gefährlichen Zeiten der Republik, befohlen, für die Sicherheit des gemeinen Weſens zu ſorgen; und Marius, welcher einer derſelben war, fand ſich in der unangenehmen Lage, einen ſtarken Haufen von Senatoren und Patriziern gegen dasjenige Volk anzuführen, welches er ſelbſt durch ſeine Werkzeuge in Bewegung geſetzt hatte. Saturninus und ſeine Anhänger wurden gezwungen, auf das Kapitol zu flüchten, ſie wurden förmlich belagert; man ſchnitt ihnen das Waſſer ab, ſie ergaben ſich, als ihnen Marius Sicherheit ihres Lebens

zugeſagt hatte. Aber er war nicht im Stande ſie zu beſchützen; ein großer Haufen römiſcher Ritter drang auf den Markt, und hieb ſie in Stücken. Der Senat rief jetzt den Metellus aus ſeiner Verbannung zurück.

Marius, doppelt gedemüthigt, theils durch die Niederlage ſeiner Parthey, theils durch die Zurückberufung ſeines Nebenbuhlers, verließ Rom unter dem Vorwande, ein Gelübde abzutragen; er hoffte neuen Krieg in Aſien zu erregen, durch welchen allein ſeine Hoffnung erfüllt werden konnte. In dieſer Abſicht begab er ſich an den Hof des Mithridates, Königs von Pontus, der damals der mächtigſte Monarch in den Morgenländern war. Er hoffte entweder mit Verachtung abgewieſen, oder freundſchaftlich aufgenommen zu werden. In beyden Fällen gedachte er, ſeine Rechnung zu finden: wenn er abgewieſen würde, ſo gäbe es einen Vorwand, ihm den Krieg anzukündigen; und wenn er aufgenommen würde, ſo wäre er beſſer im Stande, die Stärke ſeines Feindes zu beurtheilen. Mithridates empfieng ihn ſehr höflich, und entließ ihn mit großen Geſchenken nach Rom.

Unterdeſſen konnte die Macht, die Marius der Parthey des Volks gegeben hatte, nicht auf einmal vernichtet werden: der Tribun Druſus, vorher ein heftiger Gegner des Gracchus, ſchien nun entſchloſſen, ſeinem Beyſpiele zu folgen. Er fand den Senat ſehr unzufrieden damit, daß die richterliche Gewalt den Rittern übergeben worden, und daß dieſe einen tyranniſchen Mißbrauch von ihrem Anſehen machten, und faßte daher den Entſchluß, beyde zu vereinigen, indem er dem Senat die alten Rechte wieder herſtellte, und einer großen Menge von dem Ritterſtande die Aufnahme in den Senat verſchaffte. Allein was ſeiner Vermuthung nach beyden gefallen ſollte, wurde von allen mißbilligt: der Senat wollte die Zahl ſeiner Glieder nicht vergrößert haben; die Ritter waren unzufrieden, ihre Vorrechte zu verlieren, und das Volk konnte nicht dulten, daß das Geſetz des Gracchus in Gefahr gebracht

bracht würde. Um nun die Gunſt des Volks wieder zu gewinnen, die er durch dieſen Vorſchlag verloren hatte, drohte er den Großen aufs neue, das Acker-Geſetz wieder vorzubringen; die Bundsgenoſſen von Italien, welche ſehr beträchtliche Güter beſitzen, ſollten durch das Bürgerrecht in Rom entſchädigt werden. Dieſe Verſprechungen ermangelten nicht, ihre Wirkung zu äußern: die lateiniſchen Städte fiengen an, ihn als ihren Beſchützer zu betrachten, und kamen in großen Haufen nach der Stadt, um ihn zu unterſtützen. Seine Bemühungen zogen große Streitigkeiten nach ſich. Ruhige Ueberlegung war ſchon lange aus den Verſammlungen des Volks verbannt; alle Geſetze wurden unter Geſchrey, Gewaltthätigkeit und Tumult angeordnet oder verworfen. Bey einer ſolchen Gelegenheit wurde Druſus, indem er ſehr hitzig das Geſetz von der Erweiterung des Bürgerrechts durchzuſetzen ſuchte, von einem Unbekannten erſtochen, der ſeinen Dolch in der Wunde zurückließ. Er verſicherte ſterbend, daß ſeine Abſichten redlich geweſen, und daß keinem in der Republik ihr Beſtes aufrichtiger angelegen geweſen ſey, als ihm.

Die Städte Italiens, denen durch den Tod des Druſus, ihre Hoffnung, das römiſche Bürgerrecht zu erlangen, fehlſchlug, entſchloſſen ſich, durch Gewalt an ſich zu reißen, was der Senat ihnen nicht in Güte zugeſtehen wollte. Dieſes gab Gelegenheit zu dem Kriege mit den Bundsgenoſſen, in welchem die meiſten italieniſchen Staaten ſich in ein Bündniß gegen Rom einließen, um ſich wegen dieſer und andern Beſchwerden Recht zu verſchaffen. Sie ſchickten ſich in Geheim Geſandte und Geißeln, und da ihre Anſprüche von dem Senat verworfen wurden, brachen ſie in öffentliche Empörung aus. Der Staat ſah jetzt hunderttauſende ſeiner eignen Truppen gegen ſich, durch vortreffliche Befehlshaber angeführt, und auf römiſchen Fuß in den Waffen geübt. Um ſich ihnen zu widerſetzen, ließ der Senat eine gleiche Anzahl Truppen anwerben, und über-

übertrug den Oberbefehl den Konſuln, nebſt dieſen dem Marius, dem Sulla, und den erfahrenſten Befehlshabern der damaligen Zeit. Der Krieg wurde mit großer Hitze von beyden Seiten begonnen; aber den Römern ſchien das Glück nicht günſtig zu seyn. Der Konſul Rutilius fiel in einem Hinterhalt; ſein Leichnam wurde in die Stadt gebracht, hierdurch wurde das Volk ſo muthlos, daß der Senat befahl, die Leichname der Gebliebenen ſollten künftig an dem Orte, wo ſie gefallen wären, begraben werden. Nach dieſer Niederlage wurde das Heer des Konſuls dem Marius übergeben, von welchem man aber eher ſagen kann, daß er ſeinen alten Ruhm nicht verloren, als daß er ſich neuen Ruhm erworben hätte.

Nachdem dieſer Krieg zwey Jahre mit zweifelhaftem Erfolge gewüthet hatte, bedachte der Senat, daß die Macht der Römer, ſie möchten nun überwunden werden, oder den Sieg erhalten, in Gefahr ſey, gänzlich zu Grunde gerichtet zu werden. Um jedoch nicht auf einmal, ſondern unmerklich nachzugeben, ſo machte er den Anfang damit, daß er den italieniſchen Staaten das Bürgerrecht gab, die ſich nicht empört hatten. Hierauf bot er es allen an, die ihre Waffen niederlegen würden. Dieſe unerwartete Güte hatte den erwünſchten Erfolg: die Bundsgenoſſen, die ſich nun einander nicht mehr traueten, erboten ſich, jeder beſonders, zu einem Vergleich. Der Senat ſöhnte ſich mit ihnen aus, gab ihnen aber das Bürgerrecht auf eine ſolche Art, daß ſie, weil ſie nicht eher, als nach allen andern Tribus, ihre Stimme geben durften, ein ſehr geringes Gewicht im Staate hatten. So wurde das römiſche Bürgerrecht allen Bundesgenoſſen außer den Samnitern und Lukanern ertheilt, die allein von dem allgemeinen Vergleich ausgenommen zu ſeyn ſchienen, um dem Sulla die Ehre der Beendigung dieſes Krieges zu verſchaffen. Nur nach manchen Wechſel des Glückes wurden dieſe Völker gezwungen, den Verfügungen des Senats ſich zu unterwerfen. Nach einigen Jahren war das Recht der römiſchen Bürger

allen Ländern vom Rubicon, der alten nördlichen Gränze Italiens bis an die Meerenge von Meßina zu Theil geworden. (J. d. St. 664.) Pompejus Strabo, der den wichtigſten Sieg in dieſem Krieg erfochten, und die Stadt Asculum, wo die erſten Unruhen ausbrachen, erobert hatte, erhielt die Ehre des Triumphs, ob ſchon der Krieg nachtheilig gegen Rom geendigt worden, und die Bundesgenoſſen das Bürgerrecht errungen hatten. Die Blüthe Italiens, mehr als dreimalhundert tauſend Mann waren in dieſem verderblichen Kampfe gefallen, der fünf Jahre dauerte.

Italien war nun dem Scheine nach beruhigt, als ſich im Oſten der Schauplatz eines neuen Krieges eröffnete. Mithridates, König von Pontus beherrſchte ein großes Reich, das ſich von dem Einfluße des Tanais (Don) in den Mäotiſchen Meerbuſen über den größten Theil der aſiatiſchen Küſte vom Euxinus erſtreckte. Dieſer Fürſt hatte ſeine angeſtammten Länder neuerlich durch die Trümmer des macedoniſchen Reiches in Aſien, und durch Kolchis vergrößert, ſein Heer beſtand ohne die Bundesgenoſſen in Thrazien, und die Stämme der Scythen, die ſeiner Fahne folgten aus 250,000 zu Fuß, und 40,000 Reitern. Dieſe Macht war den Römern nicht gleichgültig, und ſehr wahrſcheinlich reizten ſie mehr die großen Schätze, deren Beſitz ihnen wünſchenswerther war, als die Aufrechthaltung der Ruhe und die Achtung der Welt. Mithridates war der mächtigſte König des Morgenlandes; ſeine Staaten berührten die Königreiche Kappadozien und Bithynien, deren Regenten unter den Namen der Bundesgenoſſen von den Befehlen des Senats zu Rom abhängig waren. Man ermunterte den Nicomedes, der erſt kürzlich zum König von Bithynien eingeſetzt war, den Mithridates durch Einfälle in ſein Gebiet zu reizen. Eine bedeutende Macht, angeführt von drei römiſchen Prätoren, Kaßius, Aquilius, und Opplus war bereit, den Nicomedes zu unterſtützen. Vergeblich erhob Mithridates zu Rom Klage gegen den Nicomedes.

des. Er verſammelte ſein Heer, ſchlug die Römer in mehreren Schlachten, vertrieb die Könige von Bithynien und Kappadozien, und eroberte die römiſche Provinz Pergamus; die Feldherren der Römer wurden ſeine Gefangnen, er lies ſie ſchimpflich hinrichten. So machte er ſich zum Herrn von Kleinaſien, ſeine Flotte die aus dreihundert Kriegsſchiffen beſtand, bereitete ſich zum Uebergang nach Griechenland, ſein Feldherr Archelaus ſollte zu Land durch Thrazien und Mazedonien ziehen, und von da die Römer in Griechenland angreifen.

Marius hatte damals die meiſte Erfahrung im Kriege, und wünſchte eifrig gegen Mithridates zu Felde zu gehen. Aber Sülla war eben zum Konſul erwählt, und hatte dieſe Würde zur Belohnung für ſeine im Kriege mit den Bundesgenoſſen geleiſteten Dienſte erhalten. Sein Ruhm ſchien jenem des Marius gleich, aber der Senat, im Vertrauen auf ſeinen Vorzug ſtaatsbürgerlicher Fähigkeiten ernannte ihn einſtimmig zum Anführer in dem aſiatiſchen Kriege. Dieſer Mann, der jezt die erſte Perſon in der Republik zu ſpielen begann, war aus einer der vornehmſten patrlziſchen Familien in Rom geboren; ſeine Geſtalt war angenehm, er verband mit edlem Anſtand ein ungezwungenes Weſen, und ſcheinbare Aufrichtigkeit; er liebte das Vergnügen, aber den Ruhm noch vielmehr; ſeine Pflicht hielt ihn von ſinnlichen Vergnügungen zurück, aber nie vermied er ſie, wenn er ſie ohne Gefahr für das öffentliche Wohl genieſsen konnte; er war gegen jedermann gefällig, und daher ſprach er von ſich ſelbſt immer mit Beſcheidenheit, von andern aber immer mit den gröſsten Lobſprüchen; er war freigebig, und kam ſogar den Bitten, welche die Beſcheidenheit nicht wagen wollte, zuvor; zugleich war er herablaſſend gegen ſeine Untergebenen, ſelbſt gegen den gemeinſten Krieger; dadurch erwarb er ſich die Liebe des Heeres.

Der Hauptzug ſeines Charakters war Verſtellung, und wäh-

während ſein Scharfblick alle durchſchaute, täuſchte er alle durch den Schein der Aufrichtigkeit.

Seine Kriegsdienſte begann er als Quäſtor unter dem Marius im Kriege gegen den Jugurtha, und ſeinem Muthe und ſeiner Gewandheit im Unterhandeln dankte der Senat den glücklichen Ausgang dieſes gefährlichen Krieges. Als Prokonſul in dem Kriege gegen die Bundesgenoſſen erwarb er vor allen römiſchen Heerführern den ausgezeichneteſten Ruhm, daher übertrug ihm jetzt der Senat den Heerbefehl in Aſien.

Marius hatte doppelte Urſache über den Vorzug, der dem Sulla bey dieſer Gelegenheit vor ihm gegeben wurde, eiferſüchtig zu werden, über die Ehre und den Raub, welche dort allem Anſchein nach zu erringen waren, und über die fehlgeſchlagene Hoffnung, da er ſelbſt die von Rom abhängigen Könige ermuntert hatte, den Mithridates zum Kriege zu reizen. Er betrachtete alſo dieſen Vorzug als eine ungerechte Partheilichkeit zum Vortheile ſeines Mitbewerbers, und als eine ſtillſchweigende Beſchimpfung aller ſeiner vorigen Siege. Er konnte nicht umhin, ſich einzubilden, daß ſein Ruhm die erſte Stelle in allen Angelegenheiten des Staats verdiene, und beſchloß endlich, den Sulla der bereits ein beträchtliches Heer in Unteritalien verſammelt, und die Flotte zum Uebergang nach Aſien in Bereitſchaft hatte, von dem Heerbefehl zu entfernen. Zu dieſem Ende brachte er den Volkstribun Sulpicius, der wegen Feindſchaft gegen den Sulla bekannt war, auf ſeine Seite. Dieſer Mann war eben ſo beredt, als verwegen, beſaß große Reichthümer, aber einen ſchlechten Charakter, und wurde von dem Volke mehr gefürchtet, als geachtet. Der erſte Schritt dieſer ehrgeizigen Männer, war, die italieniſchen Städte auf ihre Seite zu bringen; und in dieſer Abſicht brachten ſie ein Geſetz in Vorſchlag, daß dieſelben nicht erſt nach den andern Tribus ihre Stimmen geben, ſondern ohne Unterſchied mit den übrigen Zünften der Stadt ſtimmen ſollten. Dieſes Geſetz wurde von den rö-

römiſchen Bürgern mit eben ſo großem Eifer bekämpft, als es von Marius, Sulpicius und den italieniſchen Staaten verfochten wurde. Gewaltthätigkeiten und Aufruhr, wobei viele Bürger getödet wurden, waren die unmittelbaren Folgen. Sulla's Schwiegerſohn verlor das Leben, der Konſul ſelbſt rettete ſich in das Haus des Marius; die Geſetze des Gaſtrechtes wurden damals noch geachtet, und Sulla entgieng der Wuth des Volkes. Er verlies die Stadt, und begab ſich nach Unteritalien. Unterdeſſen betrieben Marius und Sulpicius ihren Entwurf ohne den geringſten Widerſtand; die Parthei des Pöbels hatte den Sieg über den Senat errungen; das Geſetz, die Italiener in den völligen Beſitz des römiſchen Bürgerrechts aufzunehmen, gieng ohne weitere Bewegungen durch; und durch eben dieſes Geſetz wurde der Oberbefehl in Aſien dem Marius übertragen. Dieſer ſandte jetzt einige Abgeordnete an das Heer, um daſſelbe in Pflicht zu nehmen. Aber Sulla beſaß das Vertrauen dieſer alten Krieger, die er oft zum Siege geführt hatte. Die Abgeordneten des Marius wurden ermordet, und einſtimmig verlangte das Heer, gegen Rom zu ziehen, und die Beleidigung ihres Feldherrn an ſeinen Feinden zu rächen.

Sullas Heer beſtand aus ſechs Legionen, jeder Soldat ſchien von dem Unwillen ſeines Anführers beſeelt zu ſeyn, und athmete nichts, als Rache und Blutvergießen. Doch waren noch einige unter ihnen, die ſelbſt in dieſen Zeiten der allgemeinen Verderbniß den Gedanken nicht ertragen konnten, ihre Waffen gegen ihre Vaterſtadt zu kehren, ſie verließen Sullas Lager. So entſtand eine ſeltſame Wanderung verſchiedener Partheyen: einige entflohen von Rom, um der Rache des Marius zu entgehen, und andre verließen das Lager, um an dem Verbrechen des Sulla keinen Theil zu haben. Indeſſen zog das Heer gegen Rom; die Prätoren wurden den Heranrückenden entgegen geſandt, aber die Soldaten zerbrachen die Zeichen ihrer Würde, und zerriſſen ihre purpurnen Kleider. Der

Senat ſandte hierauf Bevollmächtigte, mit dem Befehl, das Heer ſollte ſich der Stadt nicht weiter als auf fünf Meilen nähern. Sulla hielt dieſe Bevollmächtigten eine Zeitlang hin; aber kaum waren ſie zurückgekehrt, als er mit ſeiner ganzen Macht vor den Thoren von Rom erſchien. Die Soldaten rückten mit entblößten Schwertern in die Stadt, als wenn ſie dieſelbe mit Sturm erobert hätten. Marius und Sulpicius verſuchten an der Spitze eines zuſammengerafften Haufens von ihrer Parthey ſich ihrem Einmarſche zu widerſetzen, und die Bürger ſelbſt, welche eine Plünderung befürchteten, warfen Steine und Ziegel von den Dächern auf die Eindringenden herab. Dieſes ungleiche Gefecht währte länger, als man hätte vermuthen ſollen; aber endlich ſahen ſich doch Marius und ſeine Parthey genöthigt, in der Flucht ihre Sicherheit zu ſuchen, nachdem ſie vergebens allen Sklaven die Freyheit angeboten, die ihnen in dieſem unvermutheten Kriege beyſtehen würden.

Sulla, der ſich zum Herrn der Stadt gemacht hatte, ſtellte Wachen aus, um alle Unordnung und Plünderung zu verhindern. Er ſtrafte ſogar Einige ſehr ſtrenge, weil ſie mit Gewalt in die Häuſer gedrungen waren, und brachte die ganze Nacht damit zu, ihre Quartiere zu durchſuchen, und ihrem Ungeſtüm Einhalt zu thun. Den folgenden Morgen berief er den Senat; Aufrechthaltung der Geſetze, die ſchon ſeit geraumer Zeit durch Gewalt unkräftig waren, und Behauptung der Macht der geſetzlichen Behörden gegen die Umgriffe der Volkstribunen ſchienen ſeinen Zug zu rechtfertigen; alle Verordnungen, die Marius und Sulpicius gegen den Senat erwirkt hatten, wurden für ungültig erklärt, und dieſe beiden Demagogen nebſt noch zehn andern Anführern der Volkspartheien geächtet, ihre Güter eingezogen, und Truppen abgeſchickt, um ſie zu tödten. Sulpicius wurde auf der Flucht ergriffen, und ſogleich enthauptet. Sein Kopf wurde auf den Roſtris ausgeſtellt.

Marius entgieng den Verfolgern; wir werden die Schickſale dieſes Mannes ſpäter erwähnen. Sulla hatte das Anſehen des Senats wieder hergeſtellt, und die Herrſchaft des Pöbels geendigt. Die Wahl der Konſuln für das künftige Jahr wurde ruhig vollzogen. Cnejus Octavius und Cornelius Cinna wurden für das Jahr nach Roms Erbauung 667. gewählt. Beide waren Patrizier, aber Cinna war einer der heftigſten Gegner des Senats. Er verſprach jedoch dem Sulla deſſen Zug gegen Mithridates nicht mehr verſchoben werden durfte, während ſeiner Abweſenheit die öffentliche Ruhe nicht zu ſtören, und nichts gegen die Ehre des Feldherrn vorzunehmen. Sulla verlies nun Rom, und gieng nach Griechenland, denn der König von Pontus hatte bereits Kleinaſien erobert, und ſein Feldherr Archelaus ſtand mit einem Heer von 150,000 Mann in Attika.

Cinna hatte kaum die Conſulwürde angetretten, als er die italieniſchen Städte von denen er mit 300 Talenten beſtochen war, in Geheim aufforderte, ihre gänzliche Vereinigung mit den Zünften Roms mit Gewalt durchzuſetzen, und vollkommen gleiche Rechte mit den Bewohnern der Hauptſtadt zu fordern. Er beſchied die Bundesgenoſſen auf einen beſtimmten Tag mit verborgenen Waffen in Rom zu erſcheinen.

Unterſtützt durch eine große Anzahl dieſer Bewaffneten brachte er das Geſetz in Vorſchlag, die neuen italiſchen Tribus aufzuheben, und ihnen gleiche Vorzüge mit den römiſchen zu ertheilen. Die unmittelbare Folge dieſes Vorſchlags war Tumult und Aufruhr. Es kam zu einem Gefechte, worin die Italiener anfangs die Oberhand hatten; aber der Konſul Oktavius, welcher mit einer mächtigen Schaar von der Parthey des Senats ſich ihnen widerſetzte, gab der Sache eine andre Geſtalt, und zwang die Italiener, die Stadt zu verlaſſen.

Cinna, deſſen Abſicht, das Geſetz durchzuſetzen, fehlgeſchlagen war, hatte doch das Vergnügen zu ſehen, daß alle italieniſchen Staaten ihm geneigt waren. Er verließ daher Rom, begab ſich von einer Stadt zur andern, zog mit vieler Heftigkeit gegen die Tyranney der Vornehmen und ihre Ungerechtigkeit gegen ihre Bundsgenoſſen, durch deren Beyſtand ſie ſo mächtig geworden waren, los; lockte ſie durch neue Hoffnung, gleiche Vorzüge mit den Römern zu genießen, und erregte ihr Mitleiden, da er wegen ſeines Eifers für ihre Sache ſo viel leiden müſſe. Nachdem er ſie zu einem allgemeinen Aufſtande gebracht, erhob er Geld, warb damit ein beträchtliches Heer, und trat auf als Feind ſeines Vaterlandes. Unterdeſſen brachte der Senat, der von dieſen gewaltſamen Unternehmungen Nachricht erhalten, ſeine Sache förmlich vor Gericht. Er wurde vorgefordert, ſich zu verantworten, und da er nicht erſchien, wurde er ſeines Bürgerrechts beraubt, ſeines Konſulats entſetzt, und der Prieſter des Jupiters, Lucius Merula, zum Konſul erwählt. Alle dieſe Beſchimpfungen aber vermehrten ſeine Erbitterung. Er erſchien vor einem Theil der römiſchen Truppen, die bey Kapua im Lager ſtanden, in einer demüthigen, flehenden Stellung, und ohne irgend ein Zeichen ſeiner Würde. Er beſchwor ſie mit Thränen und Betheuerungen, ſie möchten nicht zugeben, daß das römiſche Volk der Tyranney der Vornehmen zum Opfer würde; er rief die Götter, die Rächer der Ungerechtigkeit zu Zeugen ſeiner redlichen Abſichten an; und brachte es endlich bey den Soldaten ſo weit, daß ſie einmüthig beſchloſſen, ihn zu unterſtützen. Das Heer ernannte ihn neuerdings zum Konſul, bekleidete ihn mit den Zeichen dieſer höchſten Würde; legte ihm den Eid der Treue ab, und war entſchloſſen, ihm nach Rom zu folgen. Dies war das erſte Beiſpiel in der römiſchen Geſchichte, wo durch die Frechheit der Soldaten die höchſte Staatsgewalt übertragen wurde. In der Folge werden wir in der Geſchichte der Kaiſer mehrere ähnliche Auftritte erzählen, die des römiſchen Staates Untergang beſchleu=

ſchleunigten. Mit jedem Tage wuchs nun die Macht Cinna's, ſelbſt einige Glieder des Senats wendeten ſich zu ihm und Marius war, nachdem er vielen Gefahren entgangen war, mit ſeinem Sohne unterwegs, um ſich mit Cinna zu vereinigen.

Wir haben erzählt, wie dieſer furchtbare Mann aus Rom vertrieben, und für einen Feind des Staats erklärt wurde; wir haben geſehen, wie er, in einem Alter von ſiebenzig Jahren, nach unzähligen Siegen, und ſechs Konſulaten, ſich genöthigt ſah, ohne Begleitung, und zu Fuß, vor zahlreichen Verfolgern zu fliehen. Von allen Seiten gedrängt war er endlich genöthigt, ſich in den Moräſten bey Minturnä zu verſtecken, wo er die ganze Nacht bis an den Kinn im Schlamme zubrachte. Mit Anbruch des Tages verließ er dieſen elenden Aufenthalt, und wandte ſich nach der Seeküſte, in der Hoffnung, ein Schiff zu finden, um ſeine Flucht zu erleichtern, da er aber von ſeinen Verfolgern entdeckt wurde, ſo brachte man ihn, mit einem Stricke um den Hals, und ohne Kleider nach Minturnä, wo er, noch mit Schlamm bedeckt, ins Gefängniß geſetzt wurde. Der Statthalter, den Befehlen des Senats zufolge, ſchickte einen cimbriſchen Sklaven, ihn ums Leben zu bringen; aber kaum war dieſer Barbar in den Kerker gekommen, als er auf einmal ſtehen blieb, durch den ſchrecklichen Anblick und die fürchterliche Stimme des Geächteten erſchreckt, der ihn mit finſterm Geſichte fragte: ob er die Verwegenheit hätte, den Kajus Marius umzubringen? Der Sklave warf ſein Schwert auf die Erde, ſtürzte aus dem Gefängniſſe heraus, und ſchrie, es ſey unmöglich, den Marius zu tödten! Der Statthalter, der die Furcht des Sklaven als ein Omen zum Beſten des unglücklichen Verwieſenen anſah, gab ihm ſeine Freyheit wieder, empfahl ihn ſeinem guten Glücke, und verſah ihn mit einem Schiffe, das ihn aus Italien wegbringen ſollte. Von hier begab er ſich nach der Inſel Aenaria, und wurde, da er weiter ſchiffte, durch einen Sturm an die Küſte von Sicilien geworfen

worfen. Hier wollte ein römiſcher Quäſtor, der eben damals an demſelben Orte war, ſich ſeiner bemächtigen, aber Marius ſchlug ſich mit Verluſt von ſechszehn ſeiner Begleiter durch. Hiernächſt landete er in Afrika, nahe bey Karthago, und ſetzte ſich in einer melancholiſchen Stellung zwiſchen die Ruinen dieſer verheerten Stadt. Es dauerte aber nicht lange, ſo erhielt er von dem Prätor der Provinz Befehl, ſich zu entfernen. Marius, welcher ſich erinnerte, daß er dieſem Mann einmal aus der Noth geholfen hatte, konnte ſeinen Schmerz über den Undank deſſelben nicht zurückhalten, und ſagte dem Boten, indem er ſich anſchickte zu gehorchen, er ſollte ſeinem Herrn ſagen: er habe den Kajus Marius zwiſchen den Ruinen von Karthago ſitzen geſehen; er verglich die Größe ſeines eignen Falles mit der Verheerung dieſer Stadt. Er ſchiffte ſich nun wieder ein, und weil er ſich überall von Feinden umgeben ſah, brachte er den Winter auf der See zu. Er hatte ſeinen Sohn an einen afrikaniſchen Fürſten abgeſchickt, um einen Zufluchtsort zu finden, aber der Jüngling fand, daß er hier als Gefangener behandelt wurde; er entfloh, und fand ſeinen Vater wieder, der jetzt Nachricht von der Lage der Angelegenheiten in Rom erhielt. Er ſegelte ſogleich nach Italien.

Sobald Cinna die Annäherung des Marius erfuhr, ſchickte er ihm ſeine Liktoren mit allen andern Zeichen der höchſten Würde entgegen; aber Marius wollte dieſe Ehrenbezeugungen nicht annehmen; er ſchickte ſie zurück, weil ſie ſich, wie er ſagte, für ſeinen unglücklichen Zuſtand nicht ſchickten, und er ſuchte etwas darin, ſich in dem elenden Anzuge, den er in ſeinem Unglücke getragen hatte, überall zu zeigen. Sein Bart war lang und verwirrt, er gieng langſam und feyerlich einher, und ſein ganzes Betragen war der Abdruck ſeines racherfüllten Gemüthes. Er gieng in die Städte, und forderte ſie auf, ihre Angelegenheit zu der ſeinigen zu machen, und ihn zu unterſtützen. Fünfhundert der vornehmſten römiſchen Bürger kamen aus

der

der Stadt, um ihm zu ſeiner Rückkehr Glück zu wünſchen; eine große Menge alter Krieger, die ehemals unter ſeinen Fahnen gefochten hatten, boten ihm ihre Dienſte an; und um ſeine Macht noch mehr zu vergrößern, verſprach er allen Sklaven, die ſich mit ihm vereinigen würden, die Freiheit; durch dieſes verzweifelte Mittel, das er ſchon früher verſucht hatte, als er von Sulla aus Rom vertrieben wurde, wuchs ſeine Schaar ſchnell zu einem Heere. Er eroberte die Stadt Oſtia mit Sturm, und lagerte auf dem Janiculum im Angeſicht der Stadt Rom. Hier vereinigte ſich Cinna mit ihm, und die Belagerung der Stadt wurde beſchloſſen.

Der Senat und die Konſuln waren in der größten Verlegenheit. Sulla war in dem Kriege mit Mithridates fern von Rom, Pompejus, der ſpäter den Namen des Großen erhielt, hatte damals auf eigene Koſten ein Heer geworben, aber der zwanzigjährige Jüngling beſaß das Vertrauen der Republik nicht; der Krieger diente nicht mehr dem Vaterlande, ſondern dem oft ſelbſt gewählten Anführer; Raub war die Abſicht des Kriegsdienſtes, und das Verhängniß der Zeit begünſtigte die Frechheit der Söldner. Metellus ward mit ſeinem Heer aus Lucanien nach Rom berufen. Aber er wurde von ſeinen Untergebenen verlaſſen. Sie vereinigten ſich mit dem Heere des Marius, der die Städte in den Umgebungen Roms plünderte, und ſich durch große Schaaren von Sklaven täglich verſtärkte, die er mit dem Verſprechen der Freiheit zu ſeinen Fahnen rief. Der Senat ſchickte Abgeordnete an die feindlichen Machthaber, und bat um Schonung der Bürger. Cinna mußte in die Konſulwürde eingeſetzt, und die Aechtung des Marius zurückgenommen werden; dagegen erhielt der Senat die Zuſage, daß die Stadt geſchont, und kein Bürger ohne geſetzliches Urtheil hingerichtet werden ſollte. Aber kaum hatten Cinna und Marius vom Forum Beſitz genommen, als ihre Söldlinge ſich allen Ausſchweifungen der wildeſten Zügelloſigkeit überließen.

Der Konſul Oktavius wurde auf ſeinem obrigkeitlichen Stuhl getödtet; Merula, der Prieſter des Jupiters der ſtatt des Cinna zum Konſul gewählt war, tödete ſich ſelbſt in dem Tempel, Kajus und Lucius Julius, Serranus, Lentulus, Lutatius Catulus, der Siegesgefährte des Marius im Cimbriſchen Kriege, Numitorius und Bebius, alle Senatoren vom erſten Range, wurden auf den Straſſen niedergehauen, ihre Köpfe ans Roſtrum geheftet, und ihre Körper auf der Straße hingeworfen; viele andere erfuhren ein gleiches Schickſal; die Trabanten des Marius, die nichts als Mord und Rache athmeten, ermordeten die Hausväter in ihren Häuſern, mißhandelten die Frauen, und raubten ihre Kinder. Verſchiedne, welche die Wuth des Tyrannen zu beſänftigen ſuchten, wurden auf ſeinen Befehl, in ſeiner Gegenwart, ermordet; ſelbſt manche, die ihn nie beleidigt hatten, mußten das Leben laſſen, und zuletzt näherten ſich ſeine eignen Offiziere ihm nicht anders als mit Zittern.

Rom war mehrere Tage hindurch der Schauplatz eines allvermengenden Mordes. Cinna ſelbſt ſuchte dieſen hauptſächlich durch den Marius veranlaßten Grauſamkeiten durch ſtrenge Maaßregeln Einhalt zu thun. Die Mörder waren größtentheils entlaufene Sklaven, aus denen Marius ſeine Leibwache gebildet hatte. Cinna lies ſie ſämmtlich niederhauen.

Marius und Cinna bemächtigten ſich nun der Konſulwürde; alle Verfügungen Sulla's wurden vernichtet, und derſelbe in die Acht erklärt. Marius genoß nicht lange das Ziel ſeines gränzenloſen Ehrgeitzes. Er ſtarb am ſiebenzehnten Tag, nachdem er ſein ſiebentes Konſulat angetreten hatte, im 70ten Jahre ſeines Alters an einer Bruſtentzündung, die er ſich durch übermäßigen Genuß des Weines zugezogen hatte. Einſt (im Cimbriſchen Kriege) war er der Retter ſeines Vaterlandes; jetzt, am Ziele ſeines Lebens ward er der Unterdrücker aller bürgerlichen Ordnung. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß er bereits

die Abſicht hatte, ſich zum unbeſchränkten Herrn des römiſchen Staates aufzuwerfen, und daß ihn blos ſein vorgerücktes Alter an der Ausführung eines Entſchluſſes hinderte, den Cäſar nicht lange nach ihm zur Reife brachte.

Sulla ſezte während dieſer Ereigniſſe zu Rom den Krieg gegen Mithridates mit vielem Glücke fort. Er ſchlug den Archelaus, den Feldherrn des pontiſchen Königs in zwei großen Schlachten, bei Chäronea und bei Orchomenos, trieb ihn aus Europa nach Aſien zurück, und bereitete ſich zum Uebergang über den Helleſpont. Mithridates hatte bereits die meiſten Provinzen von Kleinaſien erobert. Mit einer beiſpielloſen Grauſamkeit lies er in einem Tage alle römiſche Bürger, und ihre Familien ermorden. Dieſer Zug der roheſten Wildheit mag unſer Urtheil über einen Fürſten beſtimmen, den die Geſchichte den Großen nennt. In Kleinaſien ſtand unter dem Befehl des Flavius Fimbria ein römiſches Heer. Dieſer Feldherr ſchlug in vielen Gefechten die Truppen des pontiſchen Königs, aber er ſchien den Krieg als ſeine Privat-Angelegenheit zu führen, denn er gehorchte weder dem Sulla, noch den Befehlen, die er aus Rom erhielt. Er lies ſogar den Konſul Valerius Flaccus, den Cinna nach dem Tode des Marius zum Amtsgenoſſen gewählt, und mit zwei Legionen nach Aſien geſchickt hatte, ermorden. Er erleichterte indeſſen die Unternehmungen des Sulla, und Mithridates ſah ſich genöthigt, Vorſchläge zum Frieden zu machen.

Sulla war genau von allen Ereigniſſen zu Rom unterrichtet. Viele Glieder des Senats, und andere Bewohner der Hauptſtadt entflohen in das Lager dieſes Feldherrn, der zwar Berichte von ſeinen Siegen an den Senat ſandte, aber von der Achterklärung, die von der Parthei des Marius gegen ihn ergangen war, nichts erwähnte. Seit ſeiner Abreiſe aus Italien hatte er nicht die mindeſte Unterſtützung von Rom erhalten. Er führte den Krieg mit den in Griechenland erhobenen Steuern beſon-

ſonders aber mit den Schätzen der Tempel, die er in Münze verwandelte. Oefters erinnerten ihn ſeine Freunde, der Unterdrückung des Vaterlandes zu ſteuern, er antwortete, dies würde geſchehen, ſobald er den Krieg gegen Mithridates mit Ruhm geendigt habe. Die Vorſchläge zum Frieden, die dieſer Fürſt durch den Archelaus an den römiſchen Feldherrn ſandte, erhielten unter andern den Antrag, die Streitkräfte des Mithridates ſollten ſich mit dem Heere des Sulla vereinigen, um die Parthei des Cinna in Italien zu unterdrücken, dagegen ſollte dem Könige die Provinz Kleinaſien übergeben werden. Sulla verwarf dieſen entehrenden Antrag mit Unwillen, und rüſtete ſich, den Krieg mit Nachdruck in Aſien fortzuſetzen, als Mithridates auf eine mündliche Unterredung drang, die in Gegenwart beider Heere ſtatt fand. Der Friede ward auf die Bedingniſſe geſchloſſen, daß der König ſeine aus ſiebenzig Galeeren beſtehende Kriegsflotte, den Römern übergab, alle ſeine Eroberungen in der römiſchen Provinz von Kleinaſien zurückſtellte, die Königreiche Kappadozien, Bithynien und Paphlagonien ihren vertriebenen Fürſten übergab, zweitauſend Talente für die Kriegskoſten bezahlte, ſich in ſeine urſprünglichen Beſitzungen zurückzog, und endlich die Kriegsgefangenen auslieferte.

Dies war das Ende des erſten pontiſchen Krieges. (J. d. St. 669.) Sulla forderte jetzt den Fimbria auf, die Abtheilung des Heeres, über welches er den Befehl führte, mit dem Hauptheere zu vereinigen, aber Fimbria verſagte den Gehorſam unter dem Vorwande, Sulla ſey als Feind des römiſchen Staats erklärt; er ward hierauf von ſeinen Untergebenen verlaſſen, und befahl einem ſeiner Sklaven, ihn zu tödten.

Sulla erhob von der Provinz Aſien, deren Bewohner wahrſcheinlich den Mithridates unterſtützt hatten, 20000 Talente, und gieng mit einem Heere von 40000 Mann zu Fuß, und 6000 Reitern durch Theſſalien und Aetolien an die

die weſtlichen Ufer des adriatiſchen Meeres. Seine aus 1200 Schiffen beſtehende Flotte verſammelte ſich in Dyrrachium, um das Heer nach Italien überzuſetzen.

Die Nachricht vom Ende des Krieges gegen Mithridates, und Sullas Zug gegen Rom verbreitete unter den Machthabern lebhafte Beſorgniſſe. Ein Bürgerkrieg ſchien unvermeidlich, Sulla hatte nach Rom geſchrieben, und den Staatsumwälzern Rache gedroht. Vergebens gebot der Senat, die Werbungen einzuſtellen; Cinna jetzt zum viertenmal Konſul nahm den Papirius Carbo zum Amtsgehülfen; man beſchloß den Sulla auf ſeinem Zug durch Theſſalien anzugreifen; ein Heer ward an der öſtlichen Küſte des adriatiſchen Meeres verſammelt. C. Marius ein angenommener Sohn, der Enkel des Siegers der Teutonen, ein zwanzigjähriger Jüngling, auf den alle Leidenſchaften ſeines Vaters vererbt ſchienen, vereinigte ſich mit den Konſuln. Einige Truppen waren bereits eingeſchifft; da ſie aber durch einen Sturm zerſtreut waren, ſo weigerten ſich die übrigen durchaus, abzureiſen. Cinna, aufgebracht über dieſen Ungehorſam, ſtürzte hervor, und erinnerte ſie mit Eifer ihrer Pflicht. Unterdeſſen hatte ein Soldat, der von einem Offizier geſchlagen war, ſich zur Wehre geſetzt, und war wegen dieſes Verbrechens ergriffen. Dieſe unzeitige Strenge veranlaßte Tumult und Aufruhr im Heere; und Cinna bemüht, die Ruhe wieder herzuſtellen, ward im Gedränge von einem aus der Menge erſtochen. Das Heer ſeines vornehmſten Anführers beraubt ſtand nun unter dem Oberbefehl des Konſuls Carbo, der für den Reſt des Jahres keinen Amtsgehülfen erhielt, weil die Augurn wegen ungünſtigen Vorzeichen die Wahl unterſagten. Im folgenden Jahre wurden von den Konſuln Cornelius Scipio, und Junius Norbanus neue Werbungen angeſtellt, mehr als 200000 Mann verſammelten ſich unter den Fahnen der Konſuln, und anderer Befehlshaber, worunter der jüngere Marius, Sertorius, und die Oberhäupter der Samniter und Lucanier die vorzüglichſten waren. Die Städte von

von Unteritalien beſorgten durch die Wiederherſtellung der alten Ordnung jene Begünſtigungen zu verlieren, die ſie durch den Sturz des Adels von Marius und Cinna erhalten hatten. Große Opfer waren von ihnen bereits gebracht, Cinna war wie wir ſchon erwähnt mit 300 Talente (über 600000 Gulden) erkauft, und außer dieſem hatten ſie ihn auf ſeinem Zug gegen Rom mit Mannſchaft und Geld unterſtützt.

Sulla war in langſamen Zügen zu Dyrachium angekommen, hier eröffnete er ſeinem Heere die Abſicht, an ſeinen Feinden Rache zu nehmen. Er verpflichtete jeden einzelnen Krieger durch einen Eid. Das Heer, das ſich durch die Kriegesbeute bereichert hatte, bot ihm zur Beſtreitung der Koſten des bevorſtehenden Krieges ſeine ganze Baarſchaft an; aber Sulla, ſehr vergnügt über dieſen Eifer, ſchlug dieſes Anerbieten aus, und verſicherte ſeine Untergebnen daß ſie bald noch größere Belohnungen erhalten ſollten, als er bisher im Stande geweſen, ihnen zu geben; hierauf ſchiffte er ſeine Truppen ein, und landete, nach einer glücklichen Ueberfahrt zu Brudusium in Italien.

Kaum war er daſelbſt angekommen, als die Ueberbleibſel jener zerſtreuten Parthey, die den Proſcriptionen des Marius entgangen waren, ſich mit ihm vereinigten. Metellus war der erſte mit einer ſtarken Anzahl von Truppen, die er auf ſeinem Wege geſammelt hatte. Markus Kraſſus und Cethegus führten ihm ebenfalls einige Mannſchaft zu, aber von allen Hülfstruppen waren ihm keine angenehmer, als die, welche Cnejus Pompejus, der nachmals den Zunamen der Große erhielt, ihm brachte. Dieſer Anführer, ob er gleich erſt drey und zwanzig Jahre alt war, fieng bereits an, die erſte Dämmerung jenes Ehrgeitzes zu zeigen, der nachmals mit ſo großem Glanze in der Republik leuchtete. Ob er gleich dazumal mit keiner öffentlichen Würde bekleidet war, ſo fand er doch Mittel, eine Armee von drey Legionen in Picenum zuſammen zu bringen, und den Brutus zu ſchlagen, der als Legat einen Theil des konſulariſchen Hee-

Heeres anführte. Dieſen Sieg zeichnete er auch beſonders dadurch aus, daß er den Anführer der galliſchen Reuterey, der ſich mit ihm in einen Zweykampf einlies, tödtete, wofür ihn Sulla mit allen Zeichen der größten Achtung bewillkommte, gleich als wenn ihm ſeine künftige Größe geahnet hätte.

Da der Bürgerkrieg durch dieſe Feindſeligkeiten wirklich begonnen hatte, und die Heere ſich einander näherten, ſo wollte Sulla erſt den Verſuch machen, in wie fern die unermeßlichen Reichthümer, die er aus Aſien mitgebracht hatte, im Stande wären, die Kräfte des Feindes, ohne ein Treffen, zu erſchüttern. In dieſer Abſicht ſchickte er Abgeordnete mit Vorſchlägen zum Vergleich an den Konſul Scipio. Der Konſul, welcher den Frieden gleichfalls wünſchte, nahm ſeine Anerbiethungen mit Bereitwilligkeit an, verlangte aber einige Zeit, um ſich mit ſeinem Amtsgehülfen Norbanus über dieſen wichtigen Gegenſtand zu berathen. Dieſes war alles, was Sulla wünſchte; denn während des Waffenſtillſtandes, welcher in Folge der Unterhandlungen eintrat, begaben ſich ſeine Soldaten in Scipios Lager, zeigten die Reichthümer, die ſie in ihren Feldzügen erworben hatten, und erboten ſich, ſie mit ihren Mitbürgern zu theilen, wenn ſie ihre Parthey ergreifen wollten. Die nämlichen Beweggründe, welche die Soldaten des Fimbria vermocht hatten, ihn zu verlaſſen, hatten auch jetzt dieſelbe Folgen. Scipios Heer erklärte ſich einmüthig für den Sulla; der Konſul, von ſeinem Heere verlaſſen, fiel in Sullas Hände, der ihn jedoch freundlich aufnahm, und ihm die Freiheit mit der Bedingniß gab, künftig keinen Heerbefehl gegen ihn anzunehmen.

Sulla verſuchte nun, auch das Heer des Konſuls Norbanus auf ähnliche Art zu gewinnen. Er ſchlug ihm eine Unterredung vor, allein der Konſul, durch das Unglück ſeines Amtsgehülfen klüger, lies die Abgeordneten des Sulla verhaften, und zog ihm entgegen, in der Hoffnung, ihn zu überfallen. Es erfolgte ein Gefecht, in welchem die Krieger

des Sulla, wiewohl ſie noch nicht zum Treffen bereit, angegriffen wurden, durch ihre Tapferkeit erſetzten, was ihnen an Ordnung abgieng. Norbanus verlor 7000 Mann und war genöthigt, mit den Ueberbleibſeln ſeiner Armee nach Kapua zu flüchten.

Unmittelbar nach dieſer Schlacht verlies Sertorius, einer der fähigſten und tapferſten Krieger dieſes Zeitalters das römiſche Heer, vermuthlich aus Unzufriedenheit mit den Maasregeln der Konſuln, oder weil ſeine Entwürfe den Krieg zu führen, nicht beachtet wurden. Er ging nach Spanien, wo er einen von Rom unabhängigen Staat zu gründen verſuchte. Wir werden in der Folge die Ereigniſſe des Krieges in Spanien erzählen. Italien empfand jezt alle Verwüſtungen und alles Elend eines bürgerlichen Krieges; und die geheimen Umtriebe und Beſtechungen beyder Partheyen, wurden deswegen nicht mit minderem Eifer und Emſigkeit fortgeſezt; man ſah die Abgeſchickten einer jeden unaufhörlich von einem italieniſchen Staate zum andern gehen, und alle Kunſtgriffe der Ueberredung anwenden, um Truppen für ihre Sache zu gewinnen. Sulla war vorzüglich in allen Künſten der Verführung erfahren; unermeßliche Summen Geldes, welches er im Orient geplündert hatte, ſtreute er über das ganze Land, und ſelbſt unter die barbariſchen Nationen Galliens aus, um ſeinen Anhang zu vergrößern. Auf der andern Seite erklärten ſich die Samniter, 40,000 an der Zahl, für den Karbo, ſeinen vornehmſten Gegner, der jezt abermal zum Konſul erwählt war; zum Amtsgehülfen erhielt er den C. Marius, obſchon dieſer erſt zwanzig Jahre alt war, folglich das Alter noch nicht erreicht hatte, das die Geſetze für dieſe höchſte Würde im Staate forderten. Die Unternehmungen im Felde, die den Winter über ausgeſezt waren, wurden mit neuer Munterkeit im Anfange des Frühlings wieder eröffnet. Marius, an der Spitze von fünf und zwanzig Kohorten, bot dem Sulla ein Treffen an, welches dieſer, der die Verfaſſung der feindlichen Truppen kannte, bereitwillig annahm. Anfangs ſchien

der

der Ausgang zweifelhaft, aber gerade in dem entſcheidenden Zeitpunkte, floh ein Theil von den Truppen des Marius, der wahrſcheinlich beſtochen war, in Unordnung, und entſchied das Schickſal des Treffens. Marius, der ſich bemühte, ſeine Leute wieder zu ſammeln, war der letzte, der das Feld verließ, und nahm ſeine Zuflucht nach Präneſte, einer feſten Stadt, die noch ſtandhaft auf ſeiner Seite war. Sulla folgte ihm dahin auf dem Fuße nach, und beunruhigte die Stadt von allen Seiten. Hierauf ſtellte er ſein Heer ſo, daß keiner von der Beſatzung entwiſchen, und keine Hülfe von auſſen hinein kommen konnte, und wendete ſich mit einem Theil ſeiner Truppen nach Rom.

Sobald die Anhänger des Marius ſeine Niederlage erfahren hatten, verließen ſie in größter Eile die Stadt; ſo daß Sulla ohne einigen Widerſtand einzog. Die Einwohner, die durch Hunger und alles Elend, das einen bürgerlichen Krieg zu begleiten pflegt, ſehr geſchmolzen waren, öffneten ihm gleich bey ſeiner Ankunft die Thore. Er begab ſich auf den Markt, berief das Volk zuſammen, und verwies ihm ſeine Untreue; zugleich aber ermahnte er es, den Muth nicht ſinken zu laſſen, weil er noch entſchloſſen wäre, ihm zu verzeihen, und es zu beſchützen. Er merkte an, daß er durch die Nothwendigkeit der Umſtände gezwungen ſey, ſtrenge Maßregeln zu ergreifen, daß aber keine, als ihre und ſeine Feinde darunter leiden ſollten. Hierauf ließ er die Güter der Entflohenen öffentlich verkaufen, und kehrte dann, nach Hinterlaſſung einer kleinen Beſatzung wieder zurück, um ſeinen Gegner zu belagern.

Der junge Marius gab ſich auf der andern Seite viele Mühe, die Belagerung aufzuheben; aber alle ſeine Unternehmungen wurden dem Sulla bekannt, ehe er ſie ausführen konnte. Wohin er ſeine Angriffe wandte, dahin ſchien auch die Aufmerkſamkeit der Legaten des Sulla gerichtet zu ſeyn. Da ihm ſeine Bemühungen, die Belagerer

rer zurückzuſchlagen, oder ihnen wenigſtens zu entfliehen, oft fehlgeſchlagen waren, ſo gab er endlich der Rachſucht Raum, die ſeiner Familie eigen war; er ſchrieb nämlich die Vereitlung ſeiner Abſichten der Verrätherey der Freunde des Sulla zu, welche neutral zu ſeyn vorgaben, und gab dem Brutus, welcher Prätor zu Rom war, Befehl, daß er alle diejenigen Senatoren, die er als Anhänger ſeines Feindes in Verdacht hätte, ums Leben bringen ſollte. Dieſer grauſame Befehl wurde vom Brutus vollzogen, und ſo wurden viele vom erſten Range, unter andern Domitius Antiſtius und Scävola, der oberſte Prieſter (Pontifex maximus) ermordet; welche Parthey ſiegreich war, immer wurde Rom das Opfer.

Noch war die Macht des Marius ſehr beträchtlich, aber unter den Truppen des Sulla herrſchte eine genauere Einigkeit. Der Konſul Karbo, ſandte acht Legionen nach Präneſte, um den Marius zu befreien, allein ſie wurden durch den Pompejus in enge Wege gelockt, viele von ihnen getödtet, und die übrigen zerſtreuet. Karbo lieferte bald darauf, vereint mit dem Prokonſul Norbanus, dem Metellus ein Treffen, wurde aber, mit Verluſt von 1000 Gebliebenen und 6000 Gefangenen, geſchlagen. Die Folge dieſer Niederlage war, daß Norbanus ſich ſelbſt das Leben nahm, und Karbo nach Afrika entfloh, wo er, nachdem er lange Zeit umher ſgewandert, endlich dem Pompejus überliefert wurde, der ihn hinrichten lies. Indeſſen war noch eine zahlreiche Armee Samniter im Felde, die von ihrem Oberhaupt, Pontius Teleſinus, und von verſchiedenen römiſchen Befehlshabern angeführt wurde. Zu dieſer ſtießen noch vier Legionen unter dem Karinas. Dieſes vereinigte Heer rückte vor Präneſte, und bedrohte die Verſchanzungen der Belagerer. Sulla beobachtete in einiger Entfernung die Plane ſeiner Gegner; eine Abtheilung ſeines Heeres, von Pompejus angeführt, war zu einem Angriff im Rücken des Feindes beſtimmt. Aber Teleſinus der ſich hier als einen des Krieges kundigen

gen Feldherrn zeigte, zog in der Stille der Nacht ab, und erſchien bei Anbruch des Tages plötzlich auf den Hügeln, die Rom beherrſchten. Kaum hatten die Bürger Zeit, die Thore zu ſchließen. Teleſinus hoffte, die Stadt durch einen muthigen Angriff, zu erobern. Er ermunterte ſeine Soldaten, theils durch ihre alte Feindſchaft gegen die Römer, theils durch die Hoffnung der unermeßlichen Reichthümer, die ihnen zur Beute werden würden, und führte ſie unerſchrocken unter die Mauern der Stadt. Appius Klaudius, welcher damals Stadtpräfekt in Rom war, that einen Ausfall mehr in der Hoffnung, den Feind aufzuhalten, als ihn gänzlich zurückzuſchlagen. Die Römer fochten mit dem Muthe, den das Bewußtſeyn, alles was uns theuer iſt zu vertheidigen, einflößt. Aber Appius wurde in dem Gefechte getödtet, und die Bürger, erſchüttert durch den Verluſt ihres Anführers wendeten ſich bereits zur Flucht; als gerade in dieſem Augenblicke eine beträchtliche Schaar von Sullas Reitern erſchien, in vollem Laufe durch die Stadt drang, und ſich auf den Feind warf. Hierdurch wuchs den Vertheidigern der Stadt der Muth, es gelang ihnen, den Feind vom weitern Vordringen abzuhalten. Gegen Abend erſchien Sulla mit ſeinem Heere. Obſchon daſſelbe durch die Anſtrengung des weiten Marſches erſchöpft war, ordnete dennoch der Feldherr ſchnell die Schlachtlinie, und gab das Zeichen zum Angriff. Mit vieler Tapferkeit, und mit abwechſelndem Glücke kämpften beide Heere den Reſt des Tages, und die ganze Nacht hindurch. Erſt am Morgen hatte Sulla einen vollkommenen Sieg erfochten. Er beſuchte das Schlachtfeld, auf welchem mehr als fünfzig tauſend Getödtete von beiden Heeren lagen. Die Anführer des geſchlagenen Heeres ſuchten zu entfliehen, wurden aber gefangen genommen, enthauptet, und darauf ihre Köpfe, auf Befehl des Sulla, um die Mauern von Präneſte getragen. Bey dieſem traurigen Anblicke beſchloſſen die Einwohner, die jetzt vom Lebensunterhalt entblößt waren, und alle Hoffnung des

Entſatzes, aufgaben; mit den Belagerern zu unterhandeln. Aber Lucretius Oſella, der Anführer der Belagerer, drang in die Stadt, und lies alles was männlich war, niederhauen. Mehr als 12000 fanden den Tod an dieſem blutigen Tage. Marius, die Urſache alles dieſes Elends, wurde anfangs vermißt, und man glaubte, daß er entflohen ſei. Endlich fand man ihn todt mit einem Hauptmanne der Samniter, an dem Ausgange eines unterirdiſchen Ganges, der aus der Stadt führte; er hatte ſich ſelbſt getödtet, da ihm die Flucht unmöglich war. Sein Kopf wurde dem Sulla gebracht, die Einwohner der Stadt Norba, die das Schickſal von Präneſte befürchteten, zündeten ihre Stadt an, und ermordeten ſich ſelbſt. Dies war das Ende des Bürgerkrieges, der ſeit zwei Jahren Italien verödet, viele Städte zerſtört, und gegen 200,000 Menſchen das Leben gekoſtet hatte.

Sulla war nun unſtreitig Herr über ſein Vaterland, und zog an der Spitze ſeines Heeres nach Rom. Glücklich, wenn er im Frieden den Ruhm behauptet hätte, den er ſich im Kriege erworben hatte; oder wenn er ſein Leben zugleich mit ſeinen Eroberungen geendigt hätte.

Nicht länger genöthigt, die Maske der Gelindigkeit zu tragen, fieng er ſeine Herrſchaft damit an, daß er das Volk verſammelte, und unbedingten Gehorſam gegen ſeine Befehle forderte. Hierauf machte er bekannt, daß alle, welche Vergebung für ihre Vergehungen erwarteten, dies durch Ausrottung der Feinde des Staats verdienen müßten. In der Verſammlung des Senats ſprach er ſehr beredſam von dem, was er zur Wiederherſtellung des Anſehens der Geſetze gewirkt habe, aber er ſtellte zugleich die Nothwendigkeit vor, die Republik von den Ruheſtörern zu reinigen, die ſich zu Häuptern der Partheien aufgeworfen, und den Staat an den Rand des Untergangs gebracht hatten. Während er ſprach, hörte man das Angſtgeſchrei von achttauſend Gefangenen aus der letzten Schlacht,

die

die auf Sullas Befehl in dem großen Circus niedergehauen wurden.

Der Senat glaubte, die Stadt ſey zur Plünderung Preis gegeben; aber Sulla ſagte gelaſſen, es wären nur einige Verbrecher, die auf ſeinen Befehl geſtraft würden, der Senat ſollte ſich wegen ihres Schickſals nicht beunruhigen und ſeine Berathſchlagungen fortſetzen. Am folgenden Tag erklärte er vierzig Senatoren und ſechszehn hundert Ritter in die Acht; und nach zwey Tagen noch andere vierzig Senatoren, und eine unzählige Menge der reichſten römiſchen Bürger. Er erklärte die Kinder und Enkel der Gegenparthey für ehrlos, und nahm ihnen das Bürgerrecht. Er verordnete durch ein öffentliches Edikt, daß jeder, welcher einen von den Achtserklärten retten oder bey ſich aufnehmen würde, für ihn die Strafe leiden ſollte. Er ſetzte einen Preis von zwey Talenten für den Mörder auf die Köpfe derer, die auf dieſe Weiſe ums Leben gebracht würden. Man ſah daher Sklaven, die, durch ſolche Belohnungen angelockt, ihre Herren tödteten; ja, was die Menſchlichkeit noch mehr beleidigt, Kinder, deren Hände noch vom Blute ihrer Väter dampften, ſcheuten ſich nicht, den Lohn für ihren Vatermord zu fordern. Und nicht bloß die Feinde des Staats wurden verfolgt, ſondern Sulla erlaubte auch ſeinen Soldaten, ſich wegen Privatbeleidigungen zu rächen: ſo daß Männer von denen, die ihre Frauen zu beſitzen wünſchten, und Kinder in den Armen ihrer Aeltern, denen bald ein gleiches Schickſal bevorſtand, ermordet wurden. Reichthümer wurden jetzt den Beſitzern gefährlich, und der bloße Ruf eines großen Vermögens war das gröſte Verbrechen. Aurelius, ein friedlicher Bürger, fand, ohne ſonſt etwas verſchuldet zu haben, ſeinen Namen unter den Achtserklärten, und konnte ſich nicht enthalten, auszurufen, daß an ſeinem Tode nichts Schuld ſey, als ſein prächtiger Palaſt zu Alba. Aber dieſe Grauſamkeiten erſtreckten ſich nicht bloß auf Rom; die Achtserklärungen trafen auch viele Bewohner der italieniſchen

Städte; und ſogar ganze Städte und Diſtrikte wurden auf Sullas Befehl entvölkert. Dieſe gab er ſeinen Soldaten als Belohnung; beſonders fühlten die Samniter, die ihm am längſten widerſtanden waren, ſeine Grauſamkeit. Man kann die Zahl derjenigen, die nach dem Kriege ermordet wurden, auf mehr als fünftauſend Bürger beſtimmen. In dieſem allgemeinen Blutbade gelang es dem Julius Cäſar, der des Cinna Tochter geheirathet hatte, mit genauer Noth dem Unglücke zu entgehen; Sulla ließ ſich bewegen, ihm das Leben zu laſſen, ob er gleich ſagte, es ſteckten viele Marius im Cäſar.

Indeſſen konnten dieſe willkührlichen Konfiskationen und zahlreichen Geſchenke, die er unter ſeine Anhänger austheilte, nicht ohne eine gewiſſe fortdauernde Macht behalten werden. Er beſchloß daher die Würde eines Diktators anzunehmen; dann konnte er, indem er alle Macht im Frieden, und im Kriege, in ſeiner Perſon vereinigte, jeder Unterdrückung einen Anſchein von Gerechtigkeit geben. Er entfernte ſich daher eine Zeitlang aus der Stadt, und befahl, daß weil die Ordnung noch nicht wieder hergeſtellt wäre, das Volk erſucht werden ſollte, einen Diktator zu erwählen, und zwar nicht auf eine beſtimmte Zeit, ſondern auf ſo lange, bis den öffentlichen Beſchwerden abgeholfen wäre. Mit dieſer Anweiſung vereinigte er die Bitte, die eben ſo viel galt als ein Befehl, daß man ihn ſelbſt erwählen möchte. Das Volk, gezwungen ſeinem Willen nachzukommen, erwählte ihn zum immerwährenden Diktator; und ſo bekamen die Römer einen Herrn, der eine weit uneingeſchränktere Macht beſaß, als irgend einer ihrer Könige je beſeſſen hatte. (J. d. St. 672.)

Die römiſche Regierungsform, die nun nach einander eine Monarchie, Ariſtokratie und Demokratie geweſen war, endigte ſich alſo zuletzt in Deſpotismus, woraus ſie ſich zwar durch verſchiedene ſchwache Verſuche wieder zu befreien ſuchte, aber ſich doch nie vollkommen davon los machte, bis

ſie

ſie gänzlich umgeſtürzt wurde. Sulla erlaubte dem Volke, um den Schein der ehemaligen Verfaſſung beizubehalten, Konſuln zu wählen, aber er ſorgte dafür, daß keine andere, als ſeine eigene Kreaturen erwählt wurden. Er machte verſchiedene neue Geſetze, die Einrichtung der Staatsbedienungen betreffend. Er zerſtörte die Macht der Tribunen gänzlich, indem er feſtſetzte, daß diejenigen, die das Tribunat verwaltet hätten, unfähig ſeyn ſollten, irgend eine andre Stelle zu erhalten. Er nahm drey hundert Ritter in den Senat, und zehn tauſend Sclaven der Geächteten unter das Volk auf. Um dieſe Anordnung deſto mehr zu befeſtigen, maßte er ſich ſelbſt die öffentlichen Schätze des Staats an, und gebrauchte ſie, ſeinen Anhang zu erweitern, und ſeine Macht zu vergrößern; er ſchien den Grundſatz zu haben, daß er nie ſeine Kreaturen genug belohnen könnte, wenn ſie ihm nur unbedingten Gehorſam leiſteten. Kraſſus, welcher bereits der reichſte Mann im Staate war, forderte immer neue Gunſtbezeugungen von ihm, und kaufte die Güter der Achtserklärten um einen geringen Preis an ſich. Pompejus verſtieß ſeine Gemahlin Antiſtia um dem Diktator gefällig zu ſeyn, und heirathete die Aemilia, ſeine Stieftochter. Er ſuchte den C. Julius Cäſar zu bereden, daß er ſeine Gemahlin Kornelia Cinnas Tochter verſtoßen ſollte; allein dieſer junge Römer verlies die Stadt, und kehrte nicht wieder zurück, bis Sulla geſtorben war.

Während er als Diktator die höchſte Staatsgewalt beſaß, gab er dem Volke das Schauſpiel eines Triumphs, der zwei Tage währte. Er legte in den öffentlichen Schatz 28000 Pfund Gold, und 122,000 Pfund Silber, die Beute des Krieges gegen Mithridates nieder, und es iſt merkwürdig, daß viele Senatoren, und andre vornehme Bürger, die während den Gräuelſzenen zu Rom, unter Marius und Cinna, in ſeinem Lager Schutz gefunden hatten, den Siegeswagen begleiteten, und den Diktator mit den Namen des Vaters, und Retters des Vaterlandes begrüßten.

Pompejus war, während dieſer Ereigniſſe zu Rom, beſchäftigt die Ueberbleibſel des Krieges in Afrika zu vernichten. Domitius hatte dort verbunden mit Jarbas, einem Fürſten des Landes ein beträchtliches Heer geſammelt. Pompejus ſtieg mit 6 Legionen bei Utika an das Land, und erfocht einen vollſtändigen Sieg. Binnen ſechs Wochen war dieſer Krieg geendigt. Domitius fiel in der Schlacht und Jarbas wurde gefangen. Der Feldherr erhielt nun Befehl, ſein Heer zu entlaſſen. Sulla ſah an ſeinem eigenen Betragen die Gefahr, wenn nach geendigtem Kriege die bewaffnete Macht, das Werkzeug des Ehrgeizes, der Willkühr der Befehlshaber überlaſſen blieb, aber Pompejus verlangte die Ehre des Triumphs, und da es Sitte war, daß bei dieſer Feier das Heer mit dem Sieger zu Rom einzog, ſo entlies er daſſelbe nicht. Nach den Geſetzen kam dieſe Ehre nur den Konſuln, Prokonſuln, und Prätoren zu. Pompejus hatte wegen ſeinem jugendlichen Alter noch keines dieſer Aemter begleitet, aber Sulla geſtattete dennoch, daß er mit dem Heere nach Italien zurückkehren, und im Triumph zu Rom einziehen durfte. Bei dieſer Gelegenheit gieng ihm der Diktator ſelbſt, umgeben von den Senatoren entgegen, und begrüßte ihn mit dem Namen des Großen.

Im folgenden Jahre (674.) ſchlug Sulla die Konſulwürde aus, zu der er abermal gewählt werden ſollte. Servilius Iſauricus und Appius Klaudius wurden Konſuln. Nicht lange nachdem dieſe Männer ihr Amt angetreten hatten, erſchien der Diktator, umgeben von vier und zwanzig Liktoren auf dem Forum, und legte ſein Amt nieder. Er entlies ſeine Liktoren, legte alle Zeichen der höchſten Gewalt ab, die er nach hartnäckigem, blutigem Kampfe errungen hatte, und trat in den Stand eines Privatmannes zurück, nachdem er die ihm auf Lebenszeit übertragne Diktatorwürde zwei Jahre und einige Monate bekleidet hatte. Er forderte jedermann auf, Klage gegen ihn zu erheben; nur ein einziger Jüngling ſtieß Schimpfworte aus, als er am Abend dieſes merkwürdigen Tages von einer großen Anzahl Bürger

ger mit ſtiller Ehrfurcht nach ſeiner Wohnung begleitet wurde. Er blieb noch einige Zeit in Rom, und begab ſich dann auf ſein Landgut bei Cumä, wo er ſich mit der Jagd und den Wiſſenſchaften im Kreiſe ſeiner Familie jene Ruhe ſicherte, die er ſelbſt im Genuß der höchſten Staatsämter, und nachdem er alle ſeine Wünſche erreicht hatte, nicht zu finden ſchien.

Die Geſchichtſchreiber haben dieſen berühmten Mann ſehr verſchieden beurtheilt. Beſonders hat man ihm die kaltblütige Grauſamkeit vorgeworfen, mit der er, nachdem alle ſeine Feinde beſiegt waren, viele tauſende, und unter dieſen die vorzüglichſten Männer hinrichten lies. Man hat in Vergleich mit Sulla ſelbſt den Marius erhoben, deſſen Mordſucht aus dem höchſten Grade gereizter Leidenſchaft, und aus dem thieriſchen Laſter der Trunkenheit entſprungen ſei; aber Sulla war durch die von Marius bewirkte Entfernung vom Heerbefehl gegen Mithridates, durch die Untreue des Cinna, durch die Aechtung ſeiner Perſon, und den Mord ſeiner Freunde und Verwandten gewiß nicht weniger gereizt. Als er zum erſtenmal ſich Roms bemächtigt, und den Marius vertrieben hatte, war er weit entfernt, ſeinen Sieg durch Blut zu beflecken; er ächtete blos 10 Häupter jener Parthei, die er für die Urſache der öffentlichen Unruhen hielt. Er hatte folglich ſeine Gegner mit einer Nachſicht behandelt, die ihm ſehr bittere Folgen brachte. Der zweijährige Bürgerkrieg, der mit ſo vieler Hartnäckigkeit geführt wurde, und aus dem er als Sieger trat, konnte ihn belehren, daß nur durch Strenge die Wiederherſtellung der geſetzlichen Verfaſſung des Gemeinweſens möglich war. Seine Abdankung endlich iſt ein entſcheidender Beweis, daß die Wiederherſtellung der Republik in ihren geſetzlichen Formen der einzige höchſte Zweck ſeines Beſtrebens war. Er ſtarb im Alter von ſechzig Jahren. (J. d. St. 676.) Sein Körper ward nach Rom gebracht, die Ehrenzeichen ſeiner Würde wurden vor der Leiche hergetragen, mehr als zweitauſend goldne Kronen von den Städten Italiens ſeinem

 An-

Andenken gewidmet; der ganze Senat, die Ritter, und Prieſter begleiteten den Zug auf das Marsfeld. Die römiſchen Frauen bedeckten den Scheiterhaufen mit Blumen, und Wohlgerüchen.

Im folgenden Jahre wurden M. Aemilius Lepidus, und Lutatius Katulus zu Konſuln erwählt. Das Jahr verfloß unter den Verſuchen des Lepidus, die von Sulla unterdrückte Parthei des Volkes zu erheben. Er fand kräftigen Widerſtand an ſeinem Amtsgehülfen, und ſein Vorhaben, durch das verſammelte Volk die noch übrigen Geächteten zurückzurufen, ward vereitelt. Indeſſen drang er auf die Verloſung der Provinzen, und bereitete ſich nach dem transalpiniſchen Gallien abzugehen. Der Senat durchſchaute die Abſicht des Konſuls, die Vertriebenen dort zu verſammeln, und die Provinz zum Brennpunkt eines neuen Krieges zu machen. Lepidus mußte ſchwören, die öffentliche Ruhe aufrecht zu erhalten. Katulus leiſtete denſelben Schwur. Aber gegen das Ende des Jahres ſuchte Lepidus in der Konſulwürde beſtättigt zu werden, und um ſeinem Geſuch mehr Gewicht zu geben, warb er ein beträchtliches Heer und drang nach Italien ein. Er hatte verſchiedene der vornehmſten obrigkeitlichen Perſonen und die guten Wünſche der Tribunen auf ſeiner Seite; ſo daß er hoffte, durch den Beyfall, den ſeine Sache beym Volke fand, ſich zu der Würde des Sulla zu erheben, und die höchſte Gewalt im Staat an ſich zu reißen. Katulus erhielt indeſſen, da ſein Konſulat zu Ende gieng, den Auftrag, für die Sicherheit des gemeinen Weſens zu ſorgen; und Pompejus ward ihm, durch eine Verordnung des Senats, dabey zum Gehülfen gegeben. Sie vereinigten ihre Truppen, ehe Lepidus die Stadt erreichen konnte, und lieferten ihm ein Treffen bey der milviſchen Brücke, zwei Meilen von Rom, wo er gänzlich geſchlagen, und ſeine ganze Armee zerſtreut wurde. Da aber ſein Legat Brutus, der Vater deſſen, der nachher den Cäſar umbrachte, noch immer Gallien dieſſeits der Alpen im Beſitze hatte, ſo begab ſich

Pom-

Pompejus dahin, um dieſe Provinz zum Gehorſam zu bringen; Brutus wurde hier, nachdem er in Modena eine Belagerung ausgehalten, gefangen genommen, und auf Befehl des Pompejus hingerichtet. Lepidus entfloh nach Sardinien, wo er bald nachher vor Kummer ſtarb.

Allein die Volks-Parthei gab noch nicht alle Hoffnung auf. Der gefährlichſte Feind war Sertorius in Spanien, der es eine Zeitlang zweifelhaft machte, ob dieſe Provinz oder Rom die Herrſchaft über die Welt beſitzen ſollte. Sertorius, war ein alter Soldat, der unter Marius erzogen, und ſeine kriegeriſche Tugend, ohne ſeine Laſter anzunehmen, geerbt hatte. Er war mäßig, gerecht, leutſelig und tapfer; aber an Geſchicklichkeit im Kriege übertraf er alle Feldherrn ſeiner Zeit. Nach der Schlacht, die der Konſul Norbanus bei Kapua verlor, entfernte ſich Sertorius vom Heere, und fand nach verſchiedenen Verſuchen in Afrika und an den Küſten des mittelländiſchen Meeres, endlich eine Zuflucht in Spanien, wo ſich alle, die ſich vor den Proſcriptionen des Sulla retten konnten, zu ihm verſammelten. Er bildete aus dieſen Männern eine Verſammlung, die er den Senat nannte, und gab der ganzen Provinz Geſetze. Hier gewann er durch ſeine großen Fähigkeiten und Herablaſſung die Herzen der kriegeriſchen Einwohner ſo ſehr, daß er acht Jahre hinter einander einen Krieg gegen die ganze Macht des römiſchen Staats aushielt. Metellus, ein alter erfahrner Anführer, wurde zuerſt gegen ihn abgeſchickt; allein ſein Gegner war ihm ſo ſehr an allen Feldherrnkünſten überlegen, daß der Senat ſich endlich genöthigt ſah, ſeinen Liebling, den Pompejus, mit den beſten Truppen des Reichs ihm zu Hülfe zu ſchicken. Sertorius behauptete gegen beyde das Feld, und nach vielen Treffen, in welchen er gewöhnlich gleiche Vortheile, und oft die Oberhand erhielt, ſann er bereits auf einen Einfall in Italien. Aber alle ſeine Entwürfe wurden durch einen ſeiner Legaten, welcher der nächſte nach ihm war, und ſeinen immer wachſenden Ruhm be-

beneidete, vereitelt. Der Niederträchtige hieß Perperna: er war nicht lange vorher mit den zerſtreuten Ueberbleibſeln der Armee des Lepidus zu ihm übergegangen, und hatte ihm anfangs nützlichen Beyſtand geleiſtet. Bald aber wurde er eiferſüchtig auf ihn, lud ihn zu einem prächtigen Gaſtmale, wo er ihn, nachdem er ſein ganzes Gefolge trunken gemacht, anfiel, und verrätheriſcher Weiſe ermordete. Allein dieſe That diente bloß dazu, die Parthey, welche gänzlich durch den Ruhm des Sertorius unterſtützt war, zu Grunde zu richten. Denn bald nachher wurde Perperna, welchen Pompejus leicht überwand, gefangen genommen, und die empörten Provinzen ohne Mühe zum Gehorſam gebracht. Man rühmt den Sieger bey dieſer Gelegenheit wegen einer ſehr klugen und edelmüthigen Handlung. Perperna erbot ſich, in der Hoffnung ſein Leben zu retten, Dinge von Wichtigkeit zu entdecken, und alle Papiere des Sertorius, worunter ſich verſchiedene Briefe an die vornehmſten römiſchen Senatoren und von denſelben befanden, in ſeine Hände zu liefern. Aber Pompejus verwarf dieſes Anerbieten, ließ den Verräther hinrichten, und die Papiere verbrennen, ohne ſie zu leſen. Durch dieſes Mittel befreyete er das Volk von ſeiner Furcht, und kam den verzweifelten Handlungen zuvor, wozu das Bewußtſeyn, daß man entdeckt ſey, hätte Gelegenheit geben können.

Alle Unternehmungen des Pompejus waren bis jetzt vom Glücke begleitet; ſelbſt bei ſeiner Rückkehr aus Spanien wurde er mit einem großen Haufen Sklaven, die nach ihrer Niederlage in Italien durch Kraſſus, entwiſcht waren, handgemein, und hieb ſie insgeſammt nieder. Dieſen Aufſtand, welchen Pompejus auf dieſe Weiſe zu endigen das Glück hatte, nannte man den Sklavenkrieg; er nahm ſeinen Urſprung von einigen wenigen Fechtern, die aus ihrer Fechtſchule zu Kapua losbrachen, und nachdem ſie eine Menge von Sklaven an ſich gezogen hatten, den Prätor Glabrio, welcher ſie zum Gehorſam bringen ſollte,

in

die Flucht ſchlugen; dieſer Sieg vermehrte ihre Stärke ſchnell zu einer Anzahl von 40,000 Mann. Mit dieſer Macht, und unter der Anführung des Spartakus, hielten ſie mitten in Italien einen ſehr hitzigen Krieg aus; ſie ſchlugen verſchiedene römiſche Befehlshaber von konſulariſcher und prätoriſcher Würde, bedrohten ſelbſt die Hauptſtadt. Aber Kraſſus, der alle in der Nähe befindliche Truppen geſammelt hatte, trieb ſie auf die Landſpitze von Rhegium, und ſchloß ſie durch einen Graben ein, den er auf die Entfernung einiger Meilen von einem Meerbuſen zu dem andern zog. Die Sklaven, denen es an Schiffen zur Flucht fehlte, durchbrachen zwar dieſe Wehre; ſie wurden jedoch von Kraſſus eingeholt, und verloren den größten Theil ihres Heeres in einem heftigen Kampfe. Spartakus fiel, nachdem er mit unglaublicher Tapferkeit gefochten hatte. Die Todten zählte der Sieger nicht, ſechstauſend Gefangene wurden an Kreuze geſchlagen, und die Ueberbleibſel, die dem Tode auf dem Schlachtfelde entkommen waren, von Pompejus niedergehauen, als er aus Spanien nach Rom zurückkehrte. In dieſem Zeitpunkt langwieriger Bürgerkriege wurden dennoch die Künſte des Friedens nicht vernachläſſigt, die Wiſſenſchaften, beſonders Beredſamkeit und Dichtkunſt blühten. Plautus und Terenz gehören einem frühern Zeitalter an, aber Lucrez, einer der vorzüglichſten Dichter, jedoch weniger geſchätzt als Philoſoph, bezauberte ſeine Zeitgenoſſen durch den Wohlklang ſeiner Verſe. M. Tullius Cicero, den wir bald an der Spitze der Republik ſehen werden, bildete ſich damals an den Meiſterwerken der griechiſchen Redner. C. Julius Cäſar begann ſeine Laufbahn. M. Portius Cato, und Marcus Antonius blühten um dieſe Zeit, die an großen Männern fruchtbarer war als irgend eine Epoche des römiſchen Staates.

Zehnter Abſchnitt.

Cn. Pompejus der Große. Sein Konſulat mit L. Craſſus. Der Krieg gegen die Seeräuber. Der zweite Krieg gegen den Mithridates. Siege des Lukullus. Der Krieg gegen Mithridates wird erneuert, und von Pompejus geendigt. Eroberung von Syrien, und Paläſtina. Der Tempel von Jeruſalem wird von Pompejus belagert und erobert. Sein Triumph nach geendigtem Kriege. Konſulat des M. T. Cicero, und C. Antonius. Verſchwörung des Katilina. Ihre Entdeckung, und Beſtrafung der Verſchwornen. Katilinas Tod in der Schlacht gegen Petrejus. M. Porkius Cato. Luc. Craſſus. Cn. Pompejus und C. Julius Cäſar an der Spitze der Republik.

Die gänzliche Unterdrückung der Partheien, welche den Bürgerkrieg veranlaßt hatten, ſchien die Ruhe in Italien auf lange Zeit zu ſichern. Allein ein allgemeiner Ehrgeiz hatte ſich in der Republik eingeſchlichen, und die Anführer ſahen jezt an dem Beyſpiele des Sulla, daß es möglich ſey, die höchſte Gewalt in die Hände zu bekommen. Unter den Männern die jezt vorzüglich die Gunſt des Senats und des Volks genoſſen, waren Pompejus und Kraſſus die vornehmſten; beyde waren ruhmſüchtig, beyde begierig nach Gewalt, und beyde ſtrebten ſie dadurch zu erlangen, daß ſie ihre Gunſt bey dem Volke immer mehr erweiterten. Wir haben geſehen, wie Pompejus, da er noch ſehr jung war, ſchon eine der thätigſten Rollen in der Staatsverwaltung ſpielte, wir haben geſehen, wie er, in Vereinigung mit dem Sulla, ſeiner Sache große Vortheile verſchafte; wie er bald darauf nach Afrika abgeſchickt wurde, und zuerſt ohne ein öffentliches Amt verwaltet zu haben, die Ehre des Triumphs erhielt; wie er hiernächſt den Lepidus an der Milviſchen Brücke ſchlug, den Sertorius in Spanien überwand, und die Ueberbleibſel des Sklavenkrieges vernichtete. Dieſes Glück hatte ſeine Begierde nach Ruhm noch nicht befriedigt. Kraſſus ſtrebte nicht minder nach der Gunſt des Volks;

Volks; da er aber ſeinem Nebenbuhler an Ruhm im Kriege nicht gleich kam, ſchlug er einen andern Weg ein; er häufte nämlich große Schätze auf, die er von dem Elende ſeines Vaterlandes ſammelte, bloß um es in neues Elend zu verwickeln. Er pflegte zu ſagen, niemand verdiene den Namen eines Reichen, der nicht ein Kriegsherr unterhalten könne; und in der That, die Anzahl ſeiner Sklaven war nicht geringer, als eine große Armee. Außerdem beſaß er die Eigenſchaft eines trefflichen Redners im Senat; und durch ſein ungezwungenes und vertrauliches Betragen, und ſeine Bereitwilligkeit, allen, die ſeines Schutzes oder Geldes bedurften, beizuſtehen, erwarb er ſich ein großes Anſehen in öffentlichen Geſchäften. Außer der Bewerbung um Macht, worin dieſe beyden großen Männer Nebenbuhler waren, hatte Kraſſus den Pompejus der ſich den Ruhm, den Sklavenkrieg geendigt zu haben, anmaßte, im Verdacht, den Triumph verhindert zu haben, auf den er Anſpruch machte. Beyde ſuchten daher ſich zu untergraben; keiner in der Abſicht, das Wohl ſeines Vaterlandes feſter zu begründen; ſondern jeder mit dem Verlangen, ſeine eigene Ehrſucht zu befriedigen.

Die erſte Gelegenheit, wobey ſich ihre gegenſeitige Eiferſucht zeigte, war die Abdankung der Truppen, die ſie zu ihren Siegen gebraucht hatten. Keiner von beyden wollte den Anfang machen; ſo daß ihre Uneinigkeit die gefährlichſten Folgen drohete. Doch unterdrückte endlich Kraſſus ſeinen Unwillen, und entließ ſeine Krieger, worauf Pompejus ſeinem Beyſpiele folgte. Die nächſte Verſuchung für ſie war der Wetteifer, womit ſie ſich um die Gunſt des Volks bewarben. Kraſſus ſpeiſte das geringe Volk an zehn tauſend verſchiedenen Tiſchen; theilte Getreide unter die armen Familien aus, und ernährte den größten Theil der Bürger faſt drey Monate lang. Pompejus bemühte ſich, die Geſetze abzuſchaffen, die Sulla zum Nachtheil der Gewalt des Volks gegeben hatte; er gab den Rittern die richterliche Ge-

Gewalt, die ihnen ehemals von dem Gracchus eingeräumt war, wieder, und ſetzte die Tribunen des Volks in alle ihre vormalige Rechte wieder ein. So gab jeder ſeinen beſondern Abſichten einen Schein von öffentlichem Nutzen; und der Ehrgeitz erhielt den Namen der Freygebigkeit bey dem einen, und der Freyheit bey dem andern.

Pompejus hatte je nachdem er ſich in der Gunſt des Senats, oder des Volkes zu befeſtigen trachtete, einen unſtäten Charakter entwickelt, der in allen Verhältniſſen ſeines künftigen Lebens ſichtbar blieb. Mehr als einmal bot ſich ihm die Gelegenheit dar, die höchſte Gewalt des Staats an ſich zu reißen, aber es ſchien, er begnüge ſich mit der höchſten Stufe bürgerlicher Ehre, ohne die Geſetze ſeines Vaterlandes zu verletzen, oder ſich über dieſelbe zu erheben. Befriedigung ſeines Ehrgeitzes war das einzige Ziel ſeines raſtloſen Strebens, und bald bot ſich hiezu eine erwünſchte Gelegenheit dar. Die Seeräuber, die ſeit vielen Jahren die Küſten des mittelländiſchen Meeres unſicher machten, hatten an den Felſenufern Ciliciens ihren vorzüglichſten Sitz. Von da aus beunruhigten ſie den Handel, und landeten manchmal ſelbſt in Italien, wo ſie Menſchen und Thiere raubten. Man beſchloß daher zu Rom, ihre Verwegenheit durch Abſendung einer Flotte, die im Stande wäre, ihre Macht gänzlich zu zerſtören, zu beſtrafen. In dieſer Abſicht brachte der Tribun Gabinius das Geſetz in Vorſchlag, daß Pompejus zum Admiral, mit unumſchränkter Gewalt gegen die Seeräuber, auf drey Jahre erwählt werden ſollte; daß ſeine Gewalt ſich über das ganze mittelländiſche Meer, und deſſen Küſten auf eine gewiſſe Entfernung im Lande erſtrecken ſollte; daß er ſo viele Soldaten und Matroſen, als er für hinreichend halten würde, anwerben, und daß er endlich ſo viel Geld aus dem öffentlichen Schatze bekommen ſollte, als ihm zur Führung des Krieges nöthig dünken würde. Dieſes Geſetz, dem der Senat ſich vergebens zu widerſetzen ſuchte, gab dem Pompejus eine Gewalt in die Hände, die er leicht zum Nachtheile ſeines Vaterlandes

hätte

hätte anwenden können; Pompejus vertheilte ſeine Legaten durch die verſchiedenen Buſen und Häfen des mittelländiſchen Meeres mit ſo vieler Einſicht, daß er die Feinde bald nöthigte, ihre Schlupfwinkel zu verlaſſen. Unterdeſſen kreuzte er an der Spitze des größten Geſchwaders ſeiner Flotte hin und wieder, indem er alles durchſuchte, und denen, die er gegen die Räuber abſchickte, die gehörigen Verhaltungs-Befehle gab. Auf dieſe Weiſe nöthigte er die Feinde in weniger als vierzig Tagen, nach Cilicien zu flüchten, dem einzigen Zufluchtsorte, der ihnen noch übrig war. Er folgte ihnen bald mit ſechzig ſeiner beſten Schiffe dahin nach; und ob ſie ſich gleich angeſchickt hatten, ihm ein Treffen zu liefern, ſo machte doch der Anblick ſeiner Flotte und ſein Name einen ſo ſtarken Eindruck auf ſie, daß ſie ſich ihm auf Gnade und Ungnade ergaben. Da ſich ihre Anzahl auf 20000 belief, ſo wollte er ſie nicht gerne gänzlich vertilgen; aber er fand es doch nicht ſicher, ſie in ihre alten Wohnungen zurückkehren zu laſſen. Er ſchickte ſie daher an Orte, die weit von der See entlegen waren, woſelbſt er ihnen Ländereyen zum Anbau gab, und ſie zu nützlichen Bürgern umſtaltete.

Die rühmliche Vollendung dieſes Krieges erhöhte die Achtung des Senats und des Volkes für ſeinen ſiegreichen Feldherrn in hohem Grade. Die Bewegungen des Mithridates, der in Verbindung mit Tigranes, König von Syrien jetzt den von Sulla geendigten Krieg mit neuer Kraft wieder begann, forderte einen geprüften Anführer. Die Tribunen des Volks hatten durch den Pompejus viele jener Begünſtigungen wieder erhalten, die ihnen durch den Sulla entzogen waren; in der Hoffnung, durch den Einfluß dieſes Mannes das Uebergewicht über den Senat wieder zu erhalten, das ſie früher ſo häufig mißbraucht hatten, brachten ſie durch den Tribun Manilius ein Geſetz vor das Volk, durch welches die ganze Provinz Aſien, alle Streitkräfte des Staates, und die Führung des Krieges ge-

gegen den König von Pontus und ſeine Verbündeten dem Pompejus auf mehrere Jahre übertragen werden ſollte.

Es wurde dadurch einem Feldherrn, der ſchon im Beſitze der ganzen Flotte war, noch dazu eine unbegränzte Macht zu Lande eingeräumt, und man ſchien ihn ordentlich zu reizen, ſich zum Herrn ſeines Vaterlandes zu machen. Das Gewicht dieſer Gründe, und noch mehr das Anſehen des Senats, waren ſtark genug dieſen Vorſchlag zu hintertreiben, und die Tribunen ſchienen ſchon im Begriff, denſelben zurückzunehmen, als Markus Tullius Cicero aufſtand, um das Geſetz zu unterſtützen, und mit ſeiner Beredtſamkeit den Tugenden des Pompejus zu huldigen. Es war das erſtemal, daß dieſer Redner vor der Verſammlung des Volkes auftrat: aber die Beredſamkeit dieſes Mannes, die uns noch jetzt bezaubert und unterrichtet, war ſo hinreißend, daß der Vorſchlag faſt ohne Widerſtand genehmigt, die Verordnung durch alle Tribus des Volkes beſtättigt, und Pompejus mit einer eben ſo großen Macht bekleidet wurde, als Sulla nur durch unendliche Schwierigkeiten errungen hatte. Ein Schritt deſſen nachtheilige Folgen bald fühlbar wurden, als C. Julius Cäſar den Heerbefehl in Gallien auf fünf Jahre, geſtüzt auf die Begünſtigung des Pompejus erhielt, und die Macht des Staates zu deſſen Unterjochung mißbrauchte.

Pompejus, reiſte nach Aſien ab, nachdem er die nöthigen Zurüſtungen gemacht hatte, den Feldzug zu beſchleunigen. Der Krieg gegen Mithridates war einer der wichtigſten, die bisher von den Römern unternommen waren. Wir leſen bey dieſer Gelegenheit nicht von Fürſten, die ſchon durch Ueppigkeit und Stolz zu Grunde gerichtet waren, oder die vor dem Glanze des römiſchen Namens zitterten; ſondern von einem mächtigen Könige, der in jeder Lage ſeines Glücks unerſchrocken blieb, der, gleich einem Löwen, durch jede Wunde neuen Muth bekam. Seine Länder hatten die vortheilhafteſte Lage, um gegen einen angreifenden Feind einen Krieg auszuhalten. Sie gränzten an

die

die unzugänglichen Gebirge des Kaukaſus, deſſen wilde Einwohner er unter ſeine Fahnen geſtellt hatte; von da erſtreckten ſie ſich längſt dem Pontus Euxinus hin, welchen er mit ſeinen Schiffen bedeckte. Durch ſeine großen Schätze erkaufte er den Beiſtand der Scythen, eines Volkes von unüberwindlicher Tapferkeit. Verbunden mit Tigranes, dem König von Armenien, ſeinem Schwiegerſohn, fiel er jetzt in Bithynien ein. Dieſes Königreich war von dem letzten König Nicomedes dem römiſchen Volke vererbt worden; Mithridates hatte bereits dieſen Staat erobert, als er vom Lucullus, dem Gefährten der Siege Sullas, in einem blutigen Treffen geſchlagen wurde. Ein Sturm zerſtreute die Flotte des Königs, ſeine eigenen Galeeren wurden von den Wellen verſchlungen, und er dankte ſeine Rettung einem Seeräuber, der ihn an das Geſtade des Pontus Euxinus brachte.

Ohne ſich durch dieſe unglücklichen Ereigniſſe den Muth benehmen zu laſſen, brachte er bald wieder eine andere Armee zuſammen, und erfocht anfangs einige Vortheile. Aber Lukullus ſchnitt ihm durch ſeinen Zug nach den Stammländern im Pontus alle innern Hülfsmittel ab, und zwang ihn, an dem Hofe des Königs von Armenien, Tigranes, Schutz zu ſuchen. Lucullus verfolgte ihn auch dahin, und foderte ſeine Auslieferung, allein Tigranes, ob er gleich keine beſondere Freundſchaft für den landflüchtigen König hatte, ſchlug dieſes ab, weil Lucullus ihn nicht mit der Benennung des Königs der Könige beehrte, den dieſer verdienſtloſe, ſtolze Fürſt angenommen hatte. Er ſandte einige Abtheilungen ſeines Heeres gegen die Römer, aber Lucullus ſchlug ſie ſämmtlich, und überwand endlich die Hauptmacht des Königs, die aus 250,000 Mann beſtand, in einer entſcheidenden Schlacht. Mithridates floh in die Gebirge von Armenien und Lucullus machte ſchon Anſtalt, ihm auch dahin zu folgen, als die Nachricht kam, daß Glabrio, welcher im letzten Jahre Konſul geweſen war, be-

beſtimmt ſey, ihn im Heerbefehl abzulöſen, und ſchon wirklich in dieſer Abſicht in Aſien angekommen ſey.

Ein im römiſchen Heere entſtandener Aufruhr, veranlaßt durch die lange Dauer und die Beſchwerden dieſes Krieges entzog dem Lucullus die Früchte ſeiner Siege; er war genöthigt ſich vom Pontus nach Bithynien zurückzuziehen. Hier übergab er das Heer an den Glabrio. Dieſer Rückzug verſchaffte dem König die Mittel, den Krieg fortzuſetzen; die Römer, die die Erbſtaaten des Mithridates bereits für eine eroberte Provinz hielten, ſahen mit Erſtaunen die großen Hülfsquellen dieſes Fürſten, der aus den Ueberbleibſeln ſeiner zerſtreuten Krieger, und aus den Völkern, die zwiſchen dem ſchwarzen, und dem kaſpiſchen Meere wohnen, mächtige Streitkräfte geſammelt, und nach Armenien geführt hatte, wo Pompejus mit dem Heere der Römer ſtand. Mithridates hatte das Land verheert, aus dem die Römer ihre Nahrungsmittel zogen, er glaubte dadurch den Rückzug derſelben zu bewirken. Dieſer Plan ſchlug jedoch zu ſeinem Nachtheil aus, und beide Heere ſtanden ſich mehrere Tage im Angeſicht; der König hatte ſich ſo klug geſtellt, daß er nicht mit Erfolg angegriffen werden konnte, aber bald litt ſein Heer Mangel, dem er nicht ſteuern konnte, als dadurch daß er ſein Lager abbrach, und in ſolche Gegenden zu ziehen verſuchte, die ihm Lebensmittel darboten. In der Nacht ſetzte er ſein ganzes Heer in Bewegung. Er lies die Lagerfeuer ſorgfältig unterhalten, und ſuchte hierdurch die Römer zu täuſchen.

Am folgenden Tage brach Pompejus auf, durch einen doppelten Marſch ging er unbemerkt in einiger Entfernung das Lager des Feindes vorbei, und griff denſelben im Dunkel der nächſten Nacht an; die Schlacht war ſehr hartnäckig und blutig, der König focht mit unglaublicher Tapferkeit, aber ſeine aſiatiſchen Truppen waren nicht im Stande, der Macht der europäiſchen Fußvölker zu widerſtehen, ſie wurden gröſtentheils niedergehauen. Der König auf allen Seiten von den Römern eingeſchloſſen, machte den verzweifelten Verſuch, ſich an der Spitze von achthundert

Reutern durchzuſchlagen, welches ihm auch, mit Verluſt von fünf hundert Mann, gelang. Er war ſchon lange mit dem Elende bekannt, aber ſeine gegenwärtige Lage ſchien hülfloſer zu ſeyn, als jemals; er wanderte einige Tage lang hintereinander in den Wäldern, die das Land bedeckten, umher; leitete ſein Pferd mit der Hand, und lebte von den Früchten, die er von ungefähr an dem Wege fand. In dieſem elenden Zuſtande fand er 3000 von ſeinen Leuten, die der allgemeinen Niederlage entgangen waren; dieſe brachten ihn zu einem Orte, wo er die Schätze, die er zur Unterſtützung des Krieges beſtimmt hatte, aufbewahrte. Er ſchickte von hier aus an den Tigranes, und ſprach ihn um Hülfe an; aber dieſer Fürſt war beſchäftigt, die Empörung eines ſeiner Söhne zu unterdrücken, und konnte ihm keine Hülfstruppen ſchicken. Ob ihm nun gleich dieſe Hoffnung fehlſchlug, ſo verzweifelte er doch noch nicht, ſondern floh nach Kolchis, einem Staate, der ehemals unter ſeiner Herrſchaft geſtanden hatte. Da ihn Pompejus auch dahin verfolgte, ſo gieng er über den Araxes, begab ſich in das Land der Lazier, ſammelte alle Barbaren, die er auf ſeinem Wege antraf, und bewog die ſcythiſchen Fürſten, ſich gegen Rom zu erklären. Standhaft in ſeiner Feindſchaft ließ er nicht ab, ſich immer zu widerſetzen, ob ſich gleich ſeine eigene Familie gegen ihn verband. Ungeachtet ſein Sohn Machares ihn verrieth, und Pharnaces nach ſeinem Leben trachtete, gieng er doch immer noch mit großen Entwürfen ſchwanger, und dachte mitten in Aſien daran, wie er das römiſche Reich angreifen wollte. Dieſes wollte er dadurch ins Werk richten, daß er nach Europa übergieng, ſich daſelbſt mit den tapfern Völkerſtämmen, welche Deutſchland und Gallien bewohnten, vereinigte, und dann, wie Hannibal vor ihm gethan hatte, über die Alpen in Italien einfiel; allein ſeine Verbündeten waren nicht geneigt, die großen Abſichten ihres Anführers zu unterſtützen. Sie verließen das Heer, ſobald ſie ſein Vorhaben erfuhren. Pharnaces, der Sohn des Mithridates

war ſchon ſeit geraumer Zeit mit den Römern in Unterhandlung getreten. Zwei ſeiner Brüder, Machares und Xiphares, waren bereits getödtet; weil ſie, um ihr väterliches Erbe zu retten, ſich mit den Römern verbunden hatten. Pharnaces, der daſſelbe Schickſal befürchtete, erregte einen Aufſtand zu Phanagoria, wo ſich damals Mithridates befand. Der König verbarg ſich in ſeinen Pallaſt, und ließ darauf ſeinen Sohn um Erlaubniß bitten, abzureiſen, indem er ihm den freyen Beſitz alles deſſen, was ihm in ſeinem Elende übrig geblieben war, und ſein Recht auf diejenigen Länder, die ihm die Römer entriſſen hatten, anbot. Aber ſeine Abgeordneten kehrten nicht zurück. Mithridates, ſchloß daraus, die Abſicht ſeines Sohnes ſey, ihn an die Römer auszuliefern. Er beſchloß, ſein Leben zu endigen, und begab ſich in die Zimmer, die von ſeinen Gemahlinnen und Kindern bewohnt wurden, um ihnen das Schickſal zu verkünden, das ihnen und ihm ſelbſt bevorſtand. Sie ſtarben ſämmtlich an Gift, das er ihnen gab. Bei ihm wirkte das Gift nicht ſo, daß er den gehofften Tod fand, denn er hatte ſich ſeit langer Zeit durch öftern Genuß von Gegengift gegen heimliche Vergiftung verwahrt. Er lies ſich von einem ſeiner Sklaven niederſtoßen. Dies war das Ende eines Fürſten, der 40 Jahre lang den Kampf mit Rom beinahe ohne Unterbrechung beſtand, öfters die Macht dieſes großen Staates beſiegte und furchtbarer wie alle früheren Gegner Roms, nach jedem Verluſt mit neuer Kraft ihm die Spitze bot. Unerſchütterlich in Ausführung ſeiner Entwürfe, und voll perſönlichen Muthes würde er vielleicht noch lange ſeinen Feinden gefährlich geweſen ſeyn, wenn er nicht durch den Abfall ſeiner Verbündeten, und durch die Empörung ſeines Sohnes, die Folge ſeiner Grauſamkeit gegen ſeine eigene Familie, zum Tode gezwungen war. Pharnaces erhielt nicht das Erbe ſeines väterlichen Reiches. Pompejus gab ihm das Königreich Bosphorus, einen Staat, den Mithridates vor einiger Zeit aus ſeinen Eroberungen ge-

grün-

gründet, und ſeinem Sohn Machares übertragen hatte, den er aber wegen Einverſtändniß mit den Römern hinrichten lies.

Wir haben die wichtigſten Ereigniſſe dieſes Krieges im Zuſammenhang erzählt, ohne die merkwürdigen Vorfälle zu erwähnen, die während demſelben in Syrien, und Armenien ſtatt fanden, und die eine Folge dieſer großen Fehde waren. Pompejus beſchloß die Eroberung Syriens unmittelbar nach der Niederlage des Mithridates, zu deſſen Verfolgung er einen ſeiner Unterfeldherrn abſandte. Tigranes hatte Syrien dem Antiochus, den letzten der Seleuciden entriſſen, aber Lucullus fand es der Gerechtigkeit angemeſſen, dieſen Fürſten in ſein Erbe wieder einzuſetzen. Pompejus, der die meiſten Verfügungen ſeines Vorgängers im Heersbefehl aufhob, vertrieb den Antiochus wieder, und ſtellte Syrien zur Verfügung des römiſchen Senats, der dieſem großen Lande die Form einer Provinz gab. Tigranes war, wie wir bereits erwähnt haben, mit ſeinen Söhnen in einen Krieg verwickelt. Einer derſelben, der auch Tigranes hies, entfloh zu dem Lager der Römer, und lud den Pompejus ein, die Streitigkeiten zwiſchen ihm und ſeinem Vater zu ſchlichten. Als dieſer Feldherr nach Armenien gekommen war, erſchien der alte König im römiſchen Lager, und wollte ſein Diadem zu den Füßen des Feldherrn legen, allein Pompejus geſtattete dieſes nicht, und ſetzte ihn in den größten Theil ſeiner alten Beſitzungen wieder ein, indem er ihn bloß ſeiner Eroberungen beraubte, und ihm eine Geldbuße von ſechstauſend Talenten zur Entſchädigung der Kriegskoſten auflegte. Der jüngere Tigranes, unzufrieden mit dieſer Entſcheidung, ſtrebte ſeinem Vater nach dem Leben, und forderte die Parther zum Kriege auf. Pompejus lies ihn deswegen in Feſſeln nach Rom führen, wo er den folgenden Triumph des Siegers ſchmückte. Da nichts mehr den Fortgang ſeiner Waffen hemmen konnte, zog er über die ungeheuern Gebirge des Taurus, und ſetzte Könige ein und ab, nach Willkühr. Den Dejotarus, Für-

ſten von Galatien, einen eifrigen Bundesgenoſſen der Römer, belohnte er mit Nieder-Armenien. Phraates, der König der Parther, ward genöthigt, ſich zurückzuziehen, und um Frieden zu bitten. Von da breitete er ſeine Eroberungen weiter über die Thuräer und Araber aus, und war entſchloſſen durch Arabien bis an die Küſte des öſtlichen Oceans vorzudringen, aber es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß er die Hinderniſſe kennen lernte, die in dieſem niemals beſiegten Lande ihn erwarteten. Er wandte ſich nach Judäa, wo die beiden Brüder Hyrkanus und Ariſtobulus um die Hoheprieſter-Würde ſtritten. Hyrkanus war von ſeinem jüngern Bruder zur Flucht gezwungen. Pompejus befahl dem Ariſtobulus, vor ihm zu erſcheinen. Als dieſer ſich weigerte, zogen die Römer vor Jeruſalem. Der berühmte Tempel dieſer Stadt war von Natur zur Feſtung geſchaffen; drey Monate lang ward derſelbe mit vieler Tapferkeit vertheidigt. Die Römer waren genöthigt, eine regelmäſige Belagerung vorzunehmen; Fauſtus Sulla, der Sohn des berühmten Dictators führte endlich die Krieger zum Sturm durch den Wallbruch. Mehr als zwölftauſend Juden wurden niedergehauen, und die Prieſter, die es für unmöglich hielten, daß ihr Tempel von Heiden erobert werden könnte, wurden während dem Opfer getödtet. Ariſtobulus fiel in die Hände des Siegers. Pompejus begab ſich in dieſes große Heiligthum mit einer Entſchloſſenheit, die mit Furcht vermiſcht war, er bezeugte die Neubegierde, ins Allerheiligſte zu gehen: daſelbſt betrachtete er eine Zeitlang alle Dinge, die Niemand, als die Prieſter allein, ſehen durfte. Nichts deſto weniger bezeigte er eine ſo große Ehrfurcht für dieſen Ort, daß er nichts von den großen Schätzen, die daſelbſt niedergelegt waren, berührte. Nachdem er den Hyrkanus in das Hoheprieſterthum und die Regierung wieder eingeſetzt hatte, ſandte er den Ariſtobulus nach Rom, um ſeinen Triumph bey ſeiner Rückkehr mit ihm zu ſchmücken. Dieſer Triumph, welcher zwei Tage dauerte, war der prächtigſte, den Rom jemals geſehen

ſehen hatte. Es wurden dabey die Namen von fünfzehn bezwungenen Königreichen, acht hundert eroberten, neun und zwanzig wieder bevölkerten Städten, und tauſend Schlöſſern, die der römiſchen Herrſchaft unterworfen waren, zur Schau getragen. Unter den Gefangenen, die im Triumphe aufgeführt wurden, ſah man den Sohn des Tigranes; den König von Judäa, Ariſtobulus; die Schweſter des Mithridates; nebſt den Geißeln der Albanier, der Iberier, und dem Könige von Komagene. Die Schätze, welche nach Rom gebracht wurden, beliefen ſich ungefähr auf zwanzig Millionen Thaler nach unſerm Gelde; und ſo mannichfaltig waren die Siegeszeichen und Seltenheiten, daß das Erſtaunen der Römer im höchſten Grade erregt wurde. Alle dieſe Siege aber dienten mehr dazu, den Ruhm der Republik zu erhöhen, als ihre Macht zu erweitern. Sie waren das Ziel des Ehrgeizes der Feldherrn, und bedrohten dadurch die Freiheit der Republik. Dieſe Freiheit ſchien in der That von allen Seiten dem Umſturze nahe zu ſeyn; denn ſelbſt zu der Zeit, da Pompejus ſeine auswärtigen Siege verfolgte, wurde Rom durch eine innerliche Verſchwörung an den Rand des Abgrundes gebracht. (J. d. St. 690.

Das Haupt dieſer Verſchwörung war Sergius Katilina, ein Patrizier von Geburt, der den Entſchluß faßte, auf den Ruin ſeines Vaterlandes ſeine eigene Macht zu gründen. Er beſaß alle Eigenſchaften, eine Verſchwörung zu leiten, unerſchütterlichen Muth zu den verzweifeltſten Unternehmungen fähig, und eine Beredtſamkeit, die ſeinen ſchlechten Abſichten einen ſchönen Anſtrich zu geben wußte; er hatte ſein Vermögen verſchwendet, lebte ſehr ausſchweifend, und war unermüdet ſeine Plane zu verfolgen; er hatte eine unerſättliche Begierde nach Reichthum, bloß um ihn in ſeinen ſtrafbaren Vergnügungen zu verſchwenden; kurz, nach der Beſchreibung des Salluſtius, war er aus entgegengeſetzten Leidenſchaften zuſammengeſetzt; unmäßig bis zur Ausſchweifung, und doch jedem Genuſſe entſagend,

wenn die Umſtände es forderten, Beſchwerlichkeiten zu ertragen; an dieſen bösartigen Menſchen ſchloßen ſich nicht nur Leute von ähnlichen Charakter, ſondern auch Schwache an, die er durch den verführenden Schein einer verſtellten Tugend blendete. Sein wahrer Charakter war längſt unter den Gutgeſinnten zu Rom bekannt; er war angeklagt, daß er eine veſtaliſche Jungfrau entehrt; man hatte ihn im Verdacht, daß er ſeinen Sohn ermordete, um eine ſtrafbare Leidenſchaft zu befriedigen; und man glaubte allgemein, daß er bey der Achtserklärung des Sulla ſeinen Bruder umgebracht habe, um ſich in den Beſitz ſeines Vermögens zu ſetzen.

Nachdem Katilina durch ein ausſchweifendes und böſes Leben eine Menge Schulden gemacht hatte, beſchloß er, ſich auf eine oder die andere Weiſe, wenn es auch das größte Verbrechen ſeyn ſollte, von denſelben loszumachen. Sein erſtes Abſehen gieng daher auf das Konſulat, in welchem er durch die Plünderung der Provinzen ſich wieder aufzuhelfen hoffte; allein dieſe Hoffnung ſchlug fehl. Dieſer Schimpf that eine ſolche Wirkung auf ſeinen von Natur hitzigen Kopf, daß er ſich augenblicklich mit dem Piſo und einigen andern, deren Umſtände eben ſo verzweifelt waren, als die ſeinigen, in eine Verbindung einließ, worinn ſie beſchloſſen, die eben erwählten Konſuln nebſt verſchiedenen andern Senatoren umzubringen, und dann die Regierung unter ſich zu theilen. Allein dieſe Abſichten wurden entdeckt, ehe ſie zur Ausführung reif waren, und der Senat trug Sorge ihre Folgen zu vereiteln. Einige Zeit nachher hielt er noch einmal um das Konſulat an, verfehlte aber wieder ſeinen Zweck; indem ihm Marcus Tullius Cicero, deſſen Charakter wir nachher entwerfen werden, vorgezogen ward. Voll Wuth über dieſe wiederholten Demüthigungen, athmete er jetzt nichts als Rache; ſeine Abſicht war, wenn er diesmal das Konſulat, und mit demſelben den Heerbefehl des Staats, erhalten hätte, ſein Vaterland ſeiner Freyheit zu berauben und

und die Herrſchaft an ſich zu reißen. Endlich erlaubte die Ungeduld über ſeine fehlgeſchlagenen Hoffnungen ihm nicht, die Reife ſeiner Entwürfe abzuwarten; er faßte daher den Entſchluß, den Verſuch zu wagen, ehe er noch die erforderlichen Mittel zur Ausführung in Händen hatte.

Viele, die an der erſten Verſchwörung mit dem Piſo Antheil gehabt hatten, waren ihm noch getreu: dieſe verſammelte er, ungefähr dreyßig an der Zahl, unterrichtete ſie von ſeinen Abſichten und Hoffnungen, ſetzte einen Plan zu ihren Operationen feſt, und beſtimmte einen Tag zur Ausführung. Sie machten unter ſich aus, daß ganz Italien zu einer allgemeinen Empörung aufgewiegelt werden ſollte, wozu jedem der Oberhäupter ſeine beſondere Rolle angewieſen wurde. Rom ſollte an verſchiedenen Orten zugleich in Brand geſteckt werden, und Katilina an der Spitze eines Heeres, das man in Etrurien angeworben hatte, ſich in der allgemeinen Verwirrung der Stadt bemächtigen, und alle Senatoren niedermachen. Lentulus, welcher Prätor geweſen war, ſollte in ihren allgemeinen Verſammlungen den Vorſitz haben; Cethegus, ein Mann, der ſein großes Vermögen der Hoffnung, ſeine Rachſucht an Cicero zu befriedigen, aufopferte, ſollte in der Stadt die Mörder, und Caſius diejenigen anführen, welche ſie in Brand ſteckten. Da aber die Wachſamkeit des Cicero das größte Hinderniß bey ihrem Vorhaben war, ſo ſuchte Katilina ihn ermorden zu laßen. Zwei der Verſchwornen ſollten ihn am folgenden Morgen, bey einem Beſuch, unter dem Vorwande, daß ſie Geſchäfte bey ihm hätten, in ſeinem Bette umbringen. Kaum war dieſer Anſchlag gefaßt, als Cicero von allem was beſchloſſen war, Nachricht erhielt; durch die Liſt eines Frauenzimmers, Namens Fulvia, hatte er den Kurius ihren Vertrauten, einen der Verſchwornen auf ſeine Seite gebracht, dieſer entdeckte dem Konſul jeden Schritt der Verſchwörung. Nachdem Cicero die nöthige Vorſicht gebraucht hatte, ſich gegen den Morgen-

genbeſuch, der ſich zu rechter Zeit einſtellte, in Sicherheit zu ſetzen, trug er Sorge, für die Vertheidigung der Stadt, lies den Senat verſammeln, und überlegte mit demſelben, welche Maßregeln man bey ſo gefährlichen Umſtänden zu ergreifen habe. Der erſte Schritt, welchen man that, war, daß man denjenigen, welche noch mehr anzeigen würden, anſehnliche Belohnungen verſprach, und dann zur Vertheidigung des Staats Anſtalt machte. Katilina, begab ſich ohne Scheu in den Senat, behauptete mit einer beiſpielloſen Frechheit, daß er unſchuldig ſey, und erbot ſich, jede Sicherheit, die man nur verlangen würde, für ſeine Aufführung zu ſtellen. Dieſe Erklärungen, die er auf eine ſehr demüthige Art vorzubringen wußte, gewann ihm eine Menge Senatoren, aber Cicero, über dieſe Unverſchämtheit aufgebracht, trat auf, wandte ſich an Katilina, und hielt eine ſehr heftige und bittere Rede gegen ihn. In dieſer Rede, welche noch übrig iſt, deckte er mit allem Feuer einer entrüſteten Beredſamkeit die ganze Reihe ſeiner Verbrechen, und die beſondern Umſtände der gegenwärtigen Anklage auf. Als Cicero ſich wieder geſetzt hatte, trat Katilina dagegen auf, und erſuchte den Senat, mit wohl überlegter Verſtellung und mit niedergeſchlagenen Geberden nicht gar zu eilfertig ungegründeten Berichten von ihm Glauben beyzumeſſen, und ſich nicht überreden zu laſſen, daß ein Mann von ſeinem Stande, deſſen Vorfahren und deſſen geleiſtete Dienſte ihn eher zum Lobe als Tadel berechtigten, ſolche ſchändliche Beſchuldigungen verdienen könnte. Indem er noch ſeine Vertheidigung fortſetzte, und einige Anmerkungen über den Konſul, vornehmlich über ſein geringes Herkommen, zu machen anfieng, wollte ihn der Senat nicht weiter anhören; worauf er laut erklärte, daß er, da man ihm nicht erlauben wollte, ſich zu rechtfertigen, und ſeine Feinde ihn mit Gewalt fortſtießen, die Flamme, die man um ihn angezündet hätte, in einem allgemeinen Ruin erſticken wollte. Mit dieſen Worten eilte er aus der Verſammlung, und drohete allen ſeinen Wider-

ſa-

ſachern den Untergang. Sobald er zu Hauſe war, und über das, was vorgegangen war, nachdachte, ſah er wohl, daß es vergebens ſeyn würde, ſich länger zu verſtellen. Er beſchloß daher, ſchnell, ehe noch die Republik ſich zum Widerſtande gerüſtet hätte, zur That zu ſchreiten, und verließ, nach einer kurzen Unterredung mit dem Lentulus und Cethegus, die Stadt in der Nacht mit einer geringen Begleitung, um nach Etrurien zu eilen, wo Manlius, einer der Verſchwornen, eine Armee warb, um ſein Unternehmen zu unterſtützen.

Unterdeſſen gebrauchte Cicero alle mögliche Vorſicht, um ſich der Verſchwornen zu verſichern, die in Rom zurückgeblieben waren; er hatte erfahren, daß die Geſandten der Allobroger, eines galliſchen Volksſtammes, der in den Gebirgen am Urſprung der Rhone, und in dem jetzigen Savoyen wohnte, Kenntniß von der Verſchwörung hätten, und daß man ihnen vorgeſchlagen, die Aufrührer mit einer Schaar Reiter zu unterſtützen. Da dieſe Geſandten im Begriff waren, die Rückreiſe nach ihrem Vaterland anzutreten, ſo lies der Konſul die Straßen durch mehrere Abtheilungen von Bewaffneten beſetzen. An der Milviſchen Brücke wurden ſie angehalten, und ſogleich zu dem Conſul geführt. Man fand bei ihnen Briefe von den Verſchwornen an den Katilina. Lentulus, Cethegus, Statilius, und andere Häupter der Verſchwörung wurden in der nämlichen Nacht zu dem Konſul beſchieden. Sie konnten ihre Handſchriften und Siegel nicht verläugnen, und wurden in das Gefängniß geführt. Am folgenden Morgen wurde der Senat berufen, um über die Art, wie man die Gefangenen beſtrafen ſollte, zu beſchließen. Lebensſtrafen gegen Bürger waren in Rom ſehr ſelten, und ſogar durch Geſetze verboten; nur das verſammelte Volk konnte über Leben und Tod entſcheiden. Dennoch erforderten die Verbrechen der Verhafteten, eine ſchnelle und exemplariſche Strafe. Silanus, der auf das folgende Jahr beſtimmte Konſul, war der Meynung, daß alle hingerichtet werden

müß-

müßten. Alle, die nach ihm auftraten, gaben dieſer Meynung Beyfall, Julius Cäſar ſtimmte für ewiges Gefängniß. Dieſer außerordentliche Mann, welcher zum Prätor auf das folgende Jahr erwählt war, hatte ſich von ſeiner früheſten Jugend an, einen eignen Weg zur allgemeinen Herrſchaft ausgezeichnet, und glaubte jetzt, wenn er bey dieſer Gelegenheit gnädige Geſinnungen äußerte, die Gunſt des Volks zu erwerben. Einige glaubten auch, daß er die Verſchwörung heimlich begünſtigt, und nur ihren erſten Fortgang abgewartet habe, um ſich ſelbſt an die Spitze der Verſchwornen zu ſtellen. Er bemerkte daher in einer ſchönen und ausgearbeiteten Rede, (denn von allen Rednern in der Republik übertraf ihn keiner, als Cicero), daß diejenigen, welche ſich für die Todesſtrafe erklärten, die gnädigſten Geſinnungen hegten, indem der Tod nur eine Erlöſung für den Unglücklichen ſey, und gar keine Empfindung weder von Wohl, noch von Uebel zurückließe. Die Abſcheulichkeit des gegenwärtigen Verbrechens könne jede Strenge rechtfertigen; aber das Beyſpiel ſey gefährlich in einem freyen Staate, wo die höchſte Gewalt oft in ſchlimme Hände fiele. Ob man gleich von einem Konſul, wie Cicero, keine Gefahr befürchten könne, ſo könnte man doch, in andern Zeiten, und unter andern Konſuln, nicht wiſſen, wie weit ſich Gerechtigkeit von der Grauſamkeit entfernt halten würde. Seine Meynung war daher, die Verſchwornen zu einem ewigen Gefängniſſe zu verdammen. Dieſe Rede ſchien auf die ganze Verſammlung einen großen Eindruck zu machen: Silanus ſelbſt fieng an, die Strenge ſeiner gegebenen Meynung zu entſchuldigen und zu mildern; und die Freunde des Konſuls waren geneigt, der Meinung des Cäſar beizutreten, als Porcius Kato auftrat, um ihn zu widerlegen. Dieſer ausgezeichnete Bürger war damals drei und dreiſig Jahre alt, und ganz das Gegenſtück von Cäſars Charakter. Cäſar war gnädig, gefällig und einſchmeichelnd; Kato ſtrenge, nachdrücklich und heftig; Cäſar liebte ſein Vaterland, in der Hoffnung,

es

es einſt zu beherrſchen; Kato liebte es mehr als alle andere Länder, weil er es für freyer hielt; jener hielt ſich alle Mittel erlaubt, wodurch er ſeinen Endzweck erreichen konnte; dieſer arbeitete bloß auf einen Zweck, die ſtrengſte Gerechtigkeit war nach ſeiner Meinung der einzige Weg zur Tugend. In der That gaben die Meynungen der griechiſchen Philoſophen den Neigungen der großen Männer dieſer Zeit ihre Richtung; ſo daß Cäſar ein Nachfolger des Epikur, und Kato ein ſtrenger Stoiker war. Er gab der Wachſamkeit und dem Eifer des Cicero, für das Wohl der Republik das verdiente Lob. Er bezeugte dann ſeine Verwunderung, wie der geringſte Streit darüber entſtehen könnte, ob man Leute ſtrafen müſſe, die einen wirklichen Krieg gegen ihr Vaterland angefangen hätten. Er habe ſich ſelbſt, ſagte er, nie die kleinſten Verirrungen ſeines Herzens verziehen, und könnte unmöglich die ſchändlichſten Handlungen andern verzeihen: die jetzige Berathſchlagung beträfe nicht ſowohl das Schickſal der Gefangenen allein, als der bewaffneten Macht des Katilina, welche den Muth erheben oder ſinken laſſen würde, je nachdem der Senat ein gelindes oder ſtrenges Urtheil fällte; ſeine Meynung ſey daher, die Verbrecher, theils durch das Zeugniß anderer, theils durch ihr eignes Geſtändniß überführt, nach der Gewohnheit der Vorfahren, hinrichten zu laſſen. Dieſe Rede wurde durch eine andere vom Cicero, die noch nachdrücklicher war, unterſtützt. Der Tod der Verſchwornen wurde beſchloſſen; Cicero eilte, das Urtheil zu vollziehen, damit nicht in der folgenden Nacht, neue Unruhen ausbrechen ſollten. Lentulus, Cethegus und die übrigen wurden im Gefängniſſe mit dem Strick hingerichtet.

Katilina hatte bereits ein Heer von zwölf tauſend Mann aufgebracht, wovon jedoch nur der vierte Theil ordentlich bewaffnet war, indem die übrigen ſich bloß mit dem, was das Ungefähr ihnen darbot, als Spießen, Lanzen und Keulen, verſehen hatten. Er wollte anfangs kei-

ne Sklaven annehmen, welche ſich in großer Menge zu ihm verſammelten, indem er ſich auf die Stärke der Verſchwornen allein verließ; allein bei der Annäherung des Konſuls, der gegen ihn abgeſchickt war, und der Nachricht, daß ſeine Gehülfen in Rom hingerichtet wären, nahm ſeine Sache eine ganz andre Geſtalt an. Sein erſter Verſuch war, durch lange Märſche über die apenniniſchen Gebirge nach Gallien zu entkommen; aber hierin ſchlug ihm ſeine Hoffnung fehl, indem alle Päſſe, durch den Metellus, auf das genaueſte bewacht wurden. Da er von allen Seiten eingeſchloſſen war, und ſah, daß ihm nichts übrig ſey, als zu ſterben oder zu ſiegen, faßte er den Entſchluß, einen muthigen Verſuch gegen die Armee, die ihm nachfolgte, zu wagen. Der Konſul Antonius war eben krank, und ſein Legat Petrejus führte das Heer. Dieſer war ſo glücklich, nach einem ſehr hitzigen und blutigen Treffen, worinn er einen anſehnlichen Theil ſeiner beſten Truppen verlor, den Katilina mit ſeiner ganzen Schaar, die bis auf den letzten Mann verzweifelt focht, zu vertilgen; jeder fiel an dem Orte, welchen er in der Schlachtordnung eingenommen hatte, und gleich als wenn alle von dem Geiſte ihres Anführers beſeelt wären, fochten ſie nicht ſowohl um zu ſiegen, als um den Sieg theuer zu verkaufen, und das Unglück des Staats mit ihrem eigenen Untergange zu verbinden. Nachdem nun die Republik von aller Gefahr befreyt war, beſtrebten ſich alle gutgeſinnten Bürger, den Cicero zu erheben, deſſen Anſchläge das meiſte zur Rettung des Gemeinweſens beygetragen hatten. Der Senat verordnete, daß ihm öffentlich Dank abgeſtattet werden ſollte, und auf den Antrag des Kato wurde ihm der Titel Vater des Vaterlandes beygelegt, welchen das Volk mit lauten Zurufungen beſtätigte.

Die Ausrottung dieſer Verſchwörung ſchien nur den großen Männern des Staats ein freyes Feld zu geben, ihren Ehrgeiz wirken zu laſſen. Pompejus war jetzt, nachdem er den Orient bezwungen, gleichwie er ehemals in

Eu-

Europa und Afrika ſiegreich geweſen, zurückgekehrt. Alle Augen waren auf ihn gerichtet, als den mächtigſten Mann im Staate, der im Stande wäre, ihn nach ſeinem Gefallen zu beherrſchen. Sein Glück im Kriege hatte ihm den Beynamen der Große beſtättigt, und der Titel war ihm angenehmer, als das Bewußtſeyn, ihn zu verdienen. Dieſes war der Punkt, nach welchem ſein Ehrgeiz trachtete; er ſchien mehr Verlangen zu haben, der erſte Bürger als der Regent ſeines Vaterlandes zu ſeyn, und mehr darauf bedacht, Lobſprüche als Gehorſam zu erhalten. Es ſtand oft in ſeiner Macht, ſich durch Gewalt zum Herrn des Staats zu machen; aber er ſcheute ſich entweder vor den damit verknüpften Schwierigkeiten, oder er lebte beſtändig in der Erwartung, dasjenige als ein Geſchenk zu bekommen, was er nicht gerne gewaltſamer Weiſe an ſich reißen wollte. Seine Fähigkeiten waren mehr ſcheinbar als durchdringend, und ſein vornehmſter Grundſatz in der Regierung war die Verſtellung; aber, ein beſſerer Heerführer, als Staatsmann, wurde er auswärts hochverehrt, und genoß nur im Lager die Huldigung, die man in der Stadt ihm verſagte.

Nach ſeiner Rückkunft beſtimmte er ſogleich die Wahl der beyden Konſuln, durch deren Vermittlung er zu erhalten hoffte, daß ſeine in Aſien gemachten Verfügungen beſtättigt, und ein Theil der eroberten Länder unter ſeine Soldaten getheilt würde. Allein beide Hoffnungen ſchlugen ihm fehl; der Senat, welcher anfieng ſeine Macht zu fürchten, ſuchte nun auf alle Weiſe ſie zu vermindern. Die beyden Konſuln waren ihm ſo ſehr entgegen, als der größte Theil des Senats. Sie wurden von allen denen unterſtützt, die nicht öffentlich als Werkzeuge ſeiner Parthei bekannt waren. Der Tribun Flavius, welcher das Geſetz betrieb, hatte, aus Ungeduld über den Verzug und durch die große Macht des Pompejus muthig gemacht, die Kühnheit, den Konſul Metellus ins Gefängniß bringen zu laſſen; und als der ganze Senat ihm nachfolgte, und ſich

mit ihm ins Gefängniß begeben wollte, ſetzte der Tribun ſeinen Stuhl vor die Thüre, um ſie zurückzuhalten. Dieſe Gewaltthätigkeit aber war dem Volke ſo anſtößig, daß Pompejus es rathſam fand, den Tribun wegzubringen, und den Konſul frey zu laſſen. Dieſe Widerſetzung des Senats lehrte ihn, daß er es für ſich allein nicht dahin bringen würde, den Staat zu regieren, ohne einige der mächtigſten Männer im Staate zu Hülfe zu nehmen, nicht als Theilnehmer ſeiner Macht, ſondern als Werkzeuge zur Unterſtützung derſelben.

Kraſſus, wie wir ſchon bemerkt haben, war der reichſte Mann in Rom, und hatte nächſt dem Pompejus auch das größte Anſehen; ja ſeine Parthei im Staate war größer, als die ſeines Nebenbuhlers, und die Eiferſucht gegen ihn geringer. Er und Pompejus waren wegen ihres entgegengeſetzten Intereſſe und Charakters ſchon lange uneins geweſen; und von der Fortſetzung ihrer gegenſeitigen Eiferſucht mußte der Senat gewiſſermaßen ſeine künftige Sicherheit erwarten. Bey dieſer Beſchaffenheit der Sachen beſchloß Julius Cäſar, welcher vor kurzem als Prätor nach Spanien gegangen, und mit großem Reichthum und Ruhm wieder zurückgekehrt war, ſich ihrer gegenſeitigen Eiferſucht zu ſeinem eignen Vortheile zu bedienen. Dieſer berühmte Mann war ein Neffe des Marius von weiblicher Seite, und ſtammte von einem der angeſehenſten Häuſer in Rom ab. Er war ſchon die erſten Stufen der obrigkeitlichen Aemter durchgegangen, indem er Quäſtor, Aedilis, Pontifex maximus und Prätor in Spanien geweſen war. Da ſeine Vorfahren Plebejer geweſen, nahm er ſich eifrig der Sache des Volks an, und veranlaßte kurz nach dem Tode des Sulla, daß alle, die er verbannte hatte, wieder zurückberufen wurden. Er hatte ſich von der Zeit an immer für das Volk gegen den Senat erklärt, und ſich dadurch vorzüglich bey demſelben beliebt gemacht. Während ſeiner Verwaltung in Spanien hatte er von allem, was zu Rom vorgegangen war, genaue Nachricht erhalten, und deswegen be-

beſchloſſen, zurückzukehren, um die vorfallende Gelegenheit zu ſeinem Vortheile zu nützen. Seine in Spanien geleiſteten Dienſte hatten einen Triumph verdient, und ſein Ehrgeitz ſtrebte nach dem Konſulat. Allein nach den Geſetzen konnte er nicht beydes zugleich erhalten: denn um das Konſulat zu erlangen, mußte er in die Stadt kommen, und wenn er in die Stadt kam, ſo durfte er nachher keinen Triumph halten. In dieſer Verlegenheit zog er die wirkliche Macht einem eitlen Gepränge vor, und entſchloß ſich, um das Konſulat anzuhalten, wobey er ſich vornahm, die beyden mächtigſten Männer im Staate mit ſich zu verbinden, indem er ſie mit einander ausſöhnte. Er bot demnach dem Pompejus ſeinen Beyſtand um die Beſtättigung aller ſeiner Handlungen, der Widerſetzung des Senats ungeachtet, zu bewirken. Pompejus, der ſich freute, einen Mann von ſo großen Verdienſten auf ſeiner Seite zu haben, ſchenkte ihm gern ſein Vertrauen und ſeinen Schutz. Hiernächſt wandte er ſich an den Kraſſus, welcher wegen vormaliger Verbindungen geneigt war, ſein Freund zu werden. Endlich, da er keinen von beyden abgeneigt fand, eine Vereinigung zur Beförderung gemeinſchaftlicher Vortheile einzugehen, ſuchte er Gelegenheit, zu einer perſönlichen Zuſammenkunft. Er ſtellte ihnen ſowohl die Vortheile, als die Nothwendigkeit einer Ausſöhnung vor; und hatte Geſchicklichkeit genug, ſie zu überreden, ihre ehemaligen Uneinigkeiten zu vergeſſen. Es ward alſo eine Verbindung geſchloſſen, vermöge welcher ſie ſich verabredeten, daß nichts in der Republik geſchehen ſollte, als was von ihnen gemeinſchaftlich unterſtützt und gebilligt würde. Die Verbindung dieſer drei Männer bildete das erſte Triumvirat. Der Reichthum des Kraſſus, das große Anſehen des Pompejus, und die Verſchlagenheit Cäſars waren allerdings mächtige Triebfedern, einen Staat zu unterjochen, der ſchon lange am innern Verderben krankte; Familien-Verbindungen ſollten den damals noch geheimen Verein dieſer drei Männer befeſtigen; Pom-

pejus vermählte ſich mit Julia, der Tochter Cäſars, daher Katos Aeuſſerung, daß die Republik zur Morgengabe der Frauen herabgewürdigt ſey.

Eilfter Abſchnitt.

Das Konſulat des C. Julius Cäſar, und M. Kalpurnius Bibulus. (J. d. St. 694.) Cäſars Geſetz die Vertheilung der Felder in Kampanien betreffend. Die Triumvirn theilen ſich in die Provinzen. Cäſar erhält Gallien dieſſeits, und jenſeits der Alpen. Verbannung des M. Tullius Cicero. Gallien wird von Cäſar erobert. Feldzug des Kraſſus gegen die Parther. Seine Niederlage, und Tod. Cicero wird zurückberufen. Tod des P. Klodius. Cäſar geht über den Rubicon, und erklärt ſeinem Vaterlande den Krieg. Flucht des Pompejus, und des Senats aus Rom. Cäſars Zug nach Spanien. Schlacht an der Segra. Cäſar kehrt nach Italien zurück, und folgt dem Pompejus nach Epirus. Schlacht bei Lariſſa in Theſſalien, die Pharſaliſche Schlacht genannt. Pompejus verliert ſein ganzes Heer. Seine Flucht zu dem König Ptolomäus von Egypten. Sein Tod. Ende der römiſchen Republik. Schluß des erſten Bandes der römiſchen Geſchichte.

Man kann jetzt die Republik als in verſchiedene Körper getheilt betrachten, deren jeder ſeine beſondere Abſichten hatte. Das Triumvirat ſtrebte nach der höchſten Gewalt, und ſuchte durch Unterdrückung des Senats und Anlockung des Volks ſeinen Einfluß zu vergrößern. Der Senat, welcher ſich eben ſo ſehr vor den drey großen Männern, die ihn lenkten, als vor dem Volke, welches ſich ihm widerſetzte, fürchtete, ſuchte die von Sulla wiederhergeſtellte Verfaſſung, und die damit verbundene Macht aufrecht zu erhalten, und gab ſeinem ſchwachen Widerſtande

den Namen der Freiheit. Das Volk hingegen wünſchte ſich Freiheit im weiteſten Sinne; und weil es von Seiten des Senats Einſchränkungen fürchtete, unterſtützte es mit unglücklicher Blindheit das Triumvirat mit aller Macht, und ließ ſich durch die großen Verſprechungen deſſelben, und den ſcheinbaren Anſtrich, des allgemeinen Wohles hintergehen.

Als Cäſar im Triumvirat aufgenommen war, bediente er ſich des Anſehens ſeiner Gehülfen, um das Konſulat zu erhalten. Der Senat hatte noch einen geringen Einfluß übrig; und da er genöthigt war, ihn mit wählen zu helfen, gab er ihm den Kalpurnius Bibulus zum Amtsgehülfen, von dem er vorausſetzte, daß er Cäſars Macht in Schranken halten würde; allein der Gegner war zu gewandt, als daß ihm Bibulus, wenn er auch größere Fähigkeiten beſeſſen, hätte widerſtehen können; nach einem ſchwachen Verſuche zum Beſten des Senats, bei dem er nicht nachdrücklich unterſtützt wurde, blieb er den übrigen Theil des Jahres unthätig. Cäſar hingegen ſuchte mit großer Thätigkeit die Liebe des Volkes zu gewinnen. Er brachte daher ein Geſetz in Vorſchlag, gewiſſe Ländereyen in Kampanien unter arme Bürger auszutheilen, die wenigſtens drey Kinder hätten. Dieſer Vorſchlag war an ſich ſelbſt ſehr billig, und wurde nur durch die Abſichten ſeines Urhebers ſtrafbar. Der Senat, entſchloſſen, ſich ihm in allen ſeinen Anſchlägen zu widerſetzen, war ihm auch hierin entgegen, welches nur dazu diente, das Volk noch mehr gegen ſich aufzubringen. Der Pöbel trieb mit Steinen die Verſammlung von dem Markte; Kato und Bibulus, die dem Geſetze am eifrigſten entgegen arbeiteten, wurden zur Flucht gezwungen; und den noch übrigen Theil des Senats nöthigte man, einen Eid abzulegen, daß er das Geſetz beſtätigen wolle. Während dieſes Streites wurden Pompejus und Kraſſus von ihrem Gehülfen hintergangen, indem ſie mit allem Eifer und ihrem ganzen Anſehen das Geſetz durchzuſetzen ſuchten; der erſte erklärte

ſich öffentlich, wenn jemand die Kühnheit habe, mit dem Degen in der Hand dem Geſetze zu widerſtreben, ſo würde er zuerſt ſein Schild zur Vertheidigung deſſelben aufheben. Dadurch verlor er ſeinen vorigen Einfluß im Senat, indeſſen Cäſar allein die Gunſt des Volks für ein Geſetz gewann, welches er allein in Vorſchlag gebracht hatte. Von der Zeit an handelte er gänzlich ohne Theilnehmung ſeines Amtsgehülfen, ſo daß man dieſes Konſulat im Scherz das Konſulat des Julius und des Cäſars nannte, weil alles blos durch ihn verrichtet wurde.

Sein nächſter Schritt war, ſich die Gewogenheit der Ritter zu erwerben, die einen ſehr mächtigen Körper im Staate ausmachten. Sie waren ſchon ſeit langen Jahren die Pächter der öffentlichen Einkünfte, und hatten dabey die größten Reichthümer erworben; dem ungeachtet beklagten ſie ſich jetzt, daß ſie nicht im Stande wären, die bedungenen Summen an die Schatzkammer zu zahlen. Cäſar wirkte daher eine Verordnung aus, wodurch ihnen der dritte Theil der feſtgeſetzten Summe erlaſſen wurde, ungeachtet der Senat ſich dawider ſetzte.

Nachdem er ſein Anſehen in der Stadt befeſtiget hatte, ſo überlegte er mit ſeinen Gehülfen, wie ſie die auswärtigen Provinzen des Reichs unter ſich theilen wollten. Die Theilung war bald gemacht: Pompejus wählte Spanien. Müde, neue Eroberungen zu machen, und mit dem Ruhme, den er im Kriege eingeärndtet hatte, zufrieden, wünſchte er zu Rom ein vergnügtes Leben zu führen; und er wußte, da es gar nicht den Schein hatte, daß dieſe Provinz ſich empören würde, daß er ſie leicht durch ſeinen Legaten verwalten könnte: Kraſſus wählte Syrien, welche Provinz bisher die dahin geſandten Staatsbeamten bereichert hatte, dieß gab ihm Hoffnung ſeine Habſucht zu befriedigen. Dem Cäſar blieben die galliſchen Provinzen, die aus vielen tapfern und mächtigen Nationen beſtanden, wovon die wenigſten bezwungen waren, und die übrigen nur dem Namen nach unterwürfig waren. Da man ihm nun viel-

vielmehr die Eroberung als die Regierung des Landes auftrug, ſo wurde ihm der Heerbefehl über vier Legionen auf fünf Jahre ertheilt; aber ehe Cäſar abreiſete, wünſchte er noch ein Hinderniß wegzuſchaffen, welches ſeinen Abſichten im Wege zu ſtehen ſchien: dieſes war Cicero, den wir ſchon durch ſeinen Scharfſinn und ſeine Beredtſamkeit die Verſchwörung des Katilina vereiteln geſehen haben, und welcher ein wachſamer Vertheidiger der römiſchen Freyheit war. Dieſer große Redner und Staatsmann, oder, um ihn noch einen höhern Titel zu geben, dieſer vortreffliche Philoſoph hatte ſich von geringer Herkunft zu den höchſten Würden des Staats emporgeſchwungen; er beſaß alle Weisheit und alle Tugenden, die nur einem Manne zur Zierde gereichen können. Aber ſeine Weisheit, die ihre Blicke über eine zu weite Sphäre verbreitete, überſah oft die Fallſtricke liſtiger Gegner, und ſeine Tugenden, die ſo viele Lobſprüche von andern und den Beyfall ſeines eigenen Gewiſſens erhielten, gaben ihm einen Anſtrich von Eitelkeit. Er ſchien überhaupt einen Fehler zu haben, der Leuten von großen Fähigkeiten nur zu gewöhnlich iſt; er ſuchte nämlich unvereinbare Eigenſchaften in ſeiner Perſon zu vereinigen, die ſeinen größten Handlungen ein lächerliches Anſehen gaben. So bemühte er ſich, da er der erſte Redner im Staate war, auch für den Witzigſten gehalten zu werden; er lehrte andere, die Eitelkeit zu verachten; und er wandte doch mit großem Eifer allerley Kunſtgriffe an, einen Triumph zu erhalten, den er noch durch nichts verdient hatte. Obgleich niemand die Verderbniß der damaligen Zeit ſo gut einſah, als er; ſo hoffte er doch, einen ſo verdorbenen Staat ohne Betrug regieren zu können. Obſchon er jeden, mit dem er umgieng, durchſchaute, ſo ließ er ſich doch von vielen lieber hintergehen, als daß er hätte von der Aufrichtigkeit ſeiner Abſichten im geringſten abweichen ſollen. Die Entfernung eines ſolchen Gegners von den Staatsangelegenheiten war Cäſars Abſicht. Um dieſe zu erreichen, ſuchte er den Publius Klodius, einen Mann von patriciſchem

ſchem Geſchlechte, von lüderlichen Sitten, der bey dem Volke ſehr beliebt, und ein alter Feind des Cicero war, auf ſeine Seite zu bringen. Außer der Verſchiedenheit ihres Charakters, war die vornehmſte Urſache ihrer Feindſchaft daß Cicero ehemals gegen ihn geſprochen hatte, als er vor dem Volke verklagt war, daß er dem geheimen Gottesdienſte der römiſchen Matronen in Frauenkleidern beygewohnt habe. Klodius war Volkstribun; um dieſe Stelle zu erhalten mußte er ſich von einem Plebejer an Kindes ſtatt annehmen laſſen. Die Hoffnung, ſich an Cicero zu rächen, hatte ihn zum Theil bewogen, ſich darum zu bewerben, und die Uebereinſtimmung des Cäſars und Pompejus mit ſeinen Abſichten verſicherte ihn bald eines glücklichen Erfolgs. Er brachte ein Geſetz in Vorſchlag, daß jeder, der einen Bürger ohne Urtheil des Volkes hinrichten laſſen, beſtraft werden ſollte. Cicero, welchen dieſer Vorſchlag in Furcht ſetzte, that alles, was in ſeinen Kräften ſtand, um denſelben zu vereiteln. Er wandte ſich an den Cäſar, daß er ihn als ſeinen Legaten mit nach Gallien nehmen möchte; aber Klodius wußte ihn ſehr liſtig von dieſem Vorhaben abzubringen, indem er vorgab, daß das Geſetz nicht gegen ihn gerichtet ſey. Pompejus trug ebenfalls dazu bey, ihn ſicher zu machen, indem er ihm ſeinen Schutz verſprach; ſo daß die Liſt dieſer Leute von mittelmäßigen Fähigkeiten der Weisheit des Philoſophen überlegen war. Nachdem jedoch dieſes Geſetz genehmigt war, klagte Klodius den Cicero wegen der Hinrichtung der mit Katilina Verſchwornen an. Vergebens ging dieſer um ſein Vaterland hochverdiente Bürger, begleitet von dem größten Theile des Senats, und den vornehmſten des jungen Adels, die er in der Beredtſamkeit unterrichtet hatte, in Trauerkleidern in der Stadt umher, um ſich ein günſtiges Urtheil zu erbitten; die Macht ſeiner Beredtſamkeit, die zur Vertheidigung anderer ſo oft glücklich war, ſchien ihn jetzt, da er ſich ſelbſt vertheidigen ſollte, gänzlich zu verlaſſen; er wurde durch die Stimmen des Volks vier hundert Meilen

weit

weit von Italien verbannt; ſeine Häuſer zerſtört, der Platz zu heiligen Zweck beſtimmt, und ſeine Güter öffentlich verkauft. Es war jetzt Niemand übrig, der die Sache des Senats hätte vertheidigen können, als Kato; auch dieſer wurde kurz darauf nach der Inſel Cyprus abgeſchickt, unter dem Vorwande, dieſer Inſel die Form einer römiſchen Provinz zu geben, in der That aber, um dem Triumvirat ein freyes Feld zu ſeinen Unternehmungen offen zu laſſen. Cäſar ſtellte ſich während dieſer Umtriebe gleichgültig, und gänzlich mit Zurüſtungen zur Reiſe nach Gallien beſchäftigt. Er unterlies nichts, was die Eile dieſes Feldzugs beſchleunigen, oder ſeine Gewalt vermehren konnte; er überlies daher dem Pompejus, ihr gemeinſchaftliches Intereſſe zu Hauſe zu beſorgen, und zog an der Spitze von vier Legionen, die ihm von dem Senat bewilligt waren, und zwey andern, die ſein neuer Gehülfe in der Herrſchaft ihm überließ, in ſeine Provinz ab.

Es würde unmöglich ſeyn, in dem beſchränkten Raume dieſes Buches, alle Siege, die Cäſar erfocht, und alle Völkerſtämme, die er auf ſeinen Feldzügen in Gallien und Britannien, binnen acht Jahren, bezwang, zu nennen. Er hat eine Beſchreibung derſelben hinterlaſſen, welche ſeinen Fähigkeiten als Schriftſteller eben ſo viel Ehre macht, als ſeine Thaten den vollendeten Feldherrn zeigen. Ein ſolches Werk abkürzen, hieße es verderben; es in ein trockenes Verzeichniß von Namen verwandeln, die nicht intereſſiren können, und von Schlachten, die faſt beſtändig ſiegreich waren; es wird hinreichend ſeyn, blos der Siege überhaupt zu erwähnen, die dieſer erfahrne Befehlshaber, an der Spitze eines durch ihn ſelbſt gebildeten Heeres, über die barbariſche und zahlreiche Völkerſtämme erfocht, die ſich ihm entgegenſtellten. Die Helvetier waren die erſten, die, nach einem Verluſt von beinahe 200,000 Mann, zum Gehorſam gebracht wurden; diejenigen, welche nach dieſer Niederlage übrig blieben, wurden in ihre heimatlichen Wälder zurückgeſchickt. Ariovist,

viſt, König der Sueven war von einem galliſchen Völkerſtamme gegen die Macht eines benachbarten Volkes berufen und mit einem zahlreichen Heere aus Deutſchland über den Rhein gegangen, und trachtete, ſich im Beſitz des Landes zu behaupten. Cäſar ſchlug ihm mit großem Verluſt. Der König floh in einem Kahn nach Deutſchland. Die Belgier erlitten eine Niederlage, in der der größte Theil ihrer Streitkräfte verloren ging. Die Nervier, die kriegeriſcheſte dieſer barbariſchen Nationen, thaten eine kurze Zeit Widerſtand, und fielen die Römer mit ſolcher Wuth an, daß ſie das Heer in die dringendſte Gefahr brachten. Cäſars perſönliche Tapferkeit ſtellte das Treſſen wieder her. Er warf ſich dahin, wo der Kampf am heftigſten war; die Niederlage der Nervier war ſo vollſtändig, daß ſie keinen Verſuch machten, den Römern neuen Widerſtand zu thun. Die celtiſchen Gallier, welche mächtig zur See waren, wurden hierauf bezwungen. Nächſt ihnen die Sueſſonen (Soiſſons) die Bellovaker (Beauvais) die Remi (Rheims) die Arverner, und Bituriger (Auvergne, und Berry) überhaupt alle Nationen vom mittelländiſchen bis an das britanniſche Meer. Von da ſetzte er, durch die Begierde nach neuen Eroberungen angetrieben, nach Brittannien über, unter dem Vorwande, daß die Einwohner des Landes ſeine Feinde beſtändig mit Hülfstruppen unterſtützt hätten. Als er ſich der Küſte näherte, fand er ſie mit Menſchen bedeckt, die ihm verwehren wollten, zu landen, und ſeine Truppen waren in Gefahr, zurückgetrieben zu werden, bis endlich der Fähndrich der zehnten Legion ſich muthig ans Land wagte, und da ihn Cäſar tapfer unterſtützte, die Einwohner in die Flucht geſchlagen wurden. Die Brittannier, welche die Macht des Cäſars fürchteten, baten um Frieden, Cäſar bewilligte ihre Bitte, und emfieng Geißeln zum Unterpfand ihrer Treue. Da aber bald nachher ein großer Theil ſeiner Flotte durch einen Sturm zerſtört wurde, ſo beſchloſſen ſie, ſich dieſes Unglück zu Nutze zu machen, und zogen mit einer mäch=

mächtigen Armee gegen ihn. Aber was konnte ein ſchlecht bewaffnetes Volk, ohne Kriegszucht gegen Truppen ausrichten, die unter einen ſolchen Anführer geübt, und durch die Eroberung des größten Theils der Welt abgehärtet waren? Sie wurden alſo geſchlagen; und ſahen ſich noch einmal genöthigt, um Frieden zu bitten, welchen Cäſar ihnen gewährte, und dann nach dem feſten Lande zurückkehrte. Seine Abweſenheit reitzte dieſes Volk, das von Natur die Freiheit liebte, noch einmal zu den Entſchluß, die römiſche Macht nicht über ſich zu erkennen. Er entſchloß ſich daher, einen zweiten Feldzug gegen ſie zu thun, in welchem er durch wiederholte Siege ihren Anführer Caſſivelaunus ſo in Furcht ſetzte, daß er es nicht länger wagte, ihm in den Ebnen Widerſtand zu thun, ſondern ſich in den Wäldern hielt, und entſchloſſen ſchien, den Krieg in die Länge zu ziehen. Aber Cäſar, folgte ihm auf dem Fuß, ging über die Themſe, und brachte ihn ſo in die Enge, daß er genöthigt war, ſich den Bedingungen des Siegers zu unterwerfen, der ihm einen jährlichen Tribut auferlegte, und ſich zur Verſicherung der Bezahlung Geißeln geben ließ. So beſiegte er in weniger als neun Jahren das ganze Land von dem mittelländiſchen bis an das deutſche Meer, nebſt Brittannien. Zweymal gieng Cäſar über den Rhein, und vertrieb die Stämme der Sueven, die auf dem rechten Ufer dieſes Fluſſes von der Gränze Helvetiens, bis zu den Niederlanden wohnten, in ihre undurchdringlichen Wälder. Man ſagt, daß er in dieſen Feldzügen achthundert Städte erobert; dreyhundert verſchiedene Staaten bezwungen; und drey Millionen Menſchen überwunden, von denen eine auf dem Schlachtfelde umkam, und eine zu Kriegsgefangenen gemacht ward. Dieſe Eroberungen und Zerſtörungen des menſchlichen Geſchlechts wird man vielleicht nach der jetzigen vollkommneren Moral mit Abſcheu betrachten; aber damals ſah man ſie als die höchſte Stufe der menſchlichen Größe an. In der That, wenn wir die große Sorgfalt, mit welcher Cäſar für ſein Heer

ſorg-

ſorgte; ſeine große Geſchicklichkeit, in Anordnung der Schlacht und ſeine bewundernswürdige Unerſchrockenheit während des Treffens in Betrachtung ziehen; ſo werden wir keinen größern Heerführer in dem ganzen Alterthum finden, als ihn. Wenn einige Schriftſteller ſeine Menſchlichkeit gegen die Ueberwundenen überhaupt rühmen, ſo iſt es auch unſre Pflicht einige Züge der roheſten Grauſamkeit nicht unerwähnt zu laſſen. Am Zuſammenfluß der Wahl mit der Maas überfiel er während eines Waffenſtillſtandes ein feindliches Lager, und tödete alles ohne Unterſchied des Alters und Geſchlechtes. Wegen dieſer Unmenſchlichkeit erhob ſich im Senat zu Rom Catos Stimme, der darauf antrug, den Cäſar der Rache dieſes Volkes auszuliefern. Die Zerſtörung eines großen Landſtriches in Auvergne, mitten im Winter, wo alle Dörfer niedergebrannt, die Lebensmittel vernichtet wurden, und die wenigen Bewohner die dem Schwert entflohen, durch Kälte und Hunger umkamen, die gänzliche Zerſtörung von Genabum (Orleans) und vieler andern Städte, endlich die ſchändliche Behandlung der Vertheidiger von Uxellodunum, denen er die Hände abhauen ließ, nachdem ſie die Waffen niedergelegt hatten, ſind in der That keine Beweiſe ſeiner Menſchlichkeit.

Zu Rom wurde auf die Verwendung des Pompejus wegen den Siegen Cäſars ein Dankfeſt beſchloſſen, das fünfzehn Tage währte. Im Winter des dritten Jahres, nachdem die Unterjochung Galliens begonnen hatte, ging Cäſar nach Lucca in Italien um ſich auf kurze Zeit von den ausgeſtandenen Beſchwerlichkeiten zu erholen, und das nächſte Jahr den Feldzug mit größerem Nachdrucke fortzuſetzen. Pompejus und Kraſſus reiſten von Rom dahin, um ihn zu beſuchen; bey dieſer Zuſammenkunft ſtellte Cäſar ihnen die Nothwendigkeit vor, ſeine Provinz noch länger zu verwalten; und ſeine Gehülfen beſchloſſen deswegen, ſich auf das nächſte Jahr um das Konſulat zu bewerben, um ihm ſeine Stadthalterwürde noch auf fünf Jahre länger zu verſchaf-

ſchaffen. Dieſer Antrag war dem Senat ſo mißfällig, und die Streitigkeiten, die darüber entſtanden, ſo hitzig, daß der größte Theil der Senatoren, wie bey einem öffentlichen Unglücksfalle, Trauer anlegte. Kato bot ſein ganzes Anſehen gegen dieſen Vorſchlag auf, indem er bey jeder Gelegenheit erklärte, daß die Freyheit der Republik in Gefahr ſey: er ſtiftete ſogar einen gewiſſen Domitius an, ſich um das Konſulat zu bewerben. Pompejus wußte indeſſen wohl, wie wenig der Unwille des Senats gegen die Macht, die er ſchon in Händen hatte, vermöge: er ſchickte daher einen Haufen bewaffneter Leute gegen den Domitius ab, als er ſich zur Wahl begeben wollte. Dieſe tödteten den Sklaven, der vor ihm hergieng, und zerſtreuten darauf die ganze Begleitung; Kato wurde verwundet, und Domitius kam mit genauer Noth mit dem Leben davon. Pompejus wurde durch dieſe Gewaltthätigkeit Herr der Stimmen, zum Konſul erwählt, und hierauf dem Cäſar die Verwaltung ſeiner Provinz auf fünf Jahre verlängert: Kraſſus wurde nach Syrien beſtimmt, wo er ſich, wie wir ſchon geſagt haben, eine große Erndte, mehr von Reichthum, als von Ruhm verſprach; zugleich wurde dem Pompejus die Statthalterſchaft von Spanien beſtätigt, welche er durch ſeine Legaten verwaltete, unter dem Vorwande, daß er Rom nicht verlaſſen könne, weil ihm die allgemeine Beſorgung der Lebensmittel aufgetragen war; eine Stelle, die ihm Cicero verſchafft hatte, welcher vor kurzem durch ſeine Vermittlung aus ſeiner Verbannung zurückberufen war.

So fuhr Pompejus fort, dem Senat Geſetze vorzuſchreiben, und ſeine Gewalt vielmehr zu gebrauchen, als zu vermehren. Endlich aber fieng der immer wachſende Ruhm Cäſars an, ihn aus ſeinem Schlummer zu erwecken. Der Ruf von der Tapferkeit, den Reichthümern, und den Verbindungen Cäſars wurde ihm verdächtig, und er beſorgte mit Grund, ſein eigner Ruhm würde durch das Glück eines Nebenbuhlers verdunkelt werden, dem er ſelbſt mit ſo vieler Anſtrengung den Weg gebahnt hatte. Er

ſuchte

ſuchte daher den Ruhm Cäſars zu untergraben, und verbot die Bekanntmachung der Briefe, die aus Gallien in Rom ankamen, bis er erſt durch Verbreitung nachtheiliger Berichte den Glauben derſelben geſchwächt hatte. Alles kündigte einen Bruch zwiſchen dieſen beyden Hauptperſonen an, und ein Zufall trug nicht wenig dazu bey die Trennung zu befördern, indem die Gemahlin des Pompejus, Julia, ſtarb, welche das gute Vernehmen, worin ſie mit einander ſtanden, bisher erhalten hatte. Von dieſem Augenblicke an beſchloß Pompejus, ſein eignes Anſehen zu befördern, und den Cäſar zu unterdrücken.

Indeſſen lies ſich doch dieſer große Mann eine Zeitlang ſeine Abſicht nicht merken; aber ein anderer unglücklicher Zufall beſchleunigte den Bruch; dieſes war der Tod des Kraſſus. Er hatte ſich in einen Krieg mit den Parthern eingelaſſen, indem er durch die Bezwingung einer ſo mächtigen Nation ſeinen Geiz zu ſättigen, ſeine ehrgeizigen Abſichten zu befriedigen, und ſich ſeinen beyden Gehülfen an Ruhm im Kriege gleich zu ſtellen hoffte. Er führte den Krieg mit ſo weniger Klugheit, daß er den Feind faſt in jedem kleinen Gefechte Vortheile erhalten ließ; unfähig, ſich ſelbſt aus den Schwierigkeiten herauszuziehen, worinn er ſich gegen den Rath ſeiner Freunde, durch einen unvorſichtigen Zug nach Meſopotamien verwickelt hatte, fiel er als ein Opfer ſeiner unüberlegten Hitze und der Verrätherey der Parther. Er wurde in einer Schlacht getödtet, in der zugleich die Blüthe ſeines Heeres fiel. Die Tapferkeit des Kaſſius rettete die Ueberbleibſel. (J. d. St. 699.)

Durch den Tod des Kraſſus erhielten Pompejus und Cäſar freieren Spielraum, ihre Abſichten zu befördern. Pompejus, minder ſcharfſichtig als Cäſar, verſäumte jedoch, Italien in einen Stand der Vertheidigung zu ſetzen, der hinreichend war, der Macht zu widerſtehen die Cäſar beſaß, und die er bereits unter dem Vorwand ſeine Eroberungen zu beſchützen, auf zwölf Legionen vermehrt hatte.

hatte. Er hatte ſich überdies die Zuneigung des Volkes erworben, dem er bei jeder Gelegenheit durch ſeine thätigen Geſchäftsträger ſcheinbare Wohlthaten erwies. Die Liebe ſeines Heeres, das durch große Belohnungen und noch gröſſere Hoffnungen ſchon lange nicht mehr das Heer des Vaterlandes, ſondern ſeine eigne Macht darſtellte, war gränzenlos. Er ſchien ſich nur darum unermeßliche Reichthümer zu erwerben, um ſie unter die tapferſten und verdienteſten ſeiner Soldaten austheilen zu können; er bezahlte die Schulden mancher ſeiner Officiere. Seine Aufmerkſamkeit aber war nicht allein auf ſeine Soldaten, ſondern auch auf ſeine Anhänger in der Stadt gerichtet; er plünderte ſeine Provinz, um ihre Reichthümer unter die römiſchen Bürger austheilen zu können; und gab dadurch ſeinen Räubereyen einen Schein von Freygebigkeit.

Pompejus ſah jetzt ein, daß er eine gefährliche Unachtſamkeit begangen hatte. Er wünſchte nun, diejenige Macht wieder allein zu beſitzen, welche er unüberlegt mit dem Cäſar getheilt hatte; und es bot ſich ihm bald eine Gelegenheit an, ſein Verlangen zu erfüllen. Rom hatte in dem gegenwärtigen Zeitpunkt keine Konſuln, der Senat hatte alle, die ſich um dieſe Würde bewarben, der Beſtechung verdächtig, oder überführt gefunden, und daher die Wahl verhindert. (J. d. St. 700.) Ueberdies war Publius Clodius einer der Lieblinge des Volkes bei ſeiner Rückkehr nach der Stadt von den Fechtern des Annius Milo getödtet worden. Der Körper ward von den Verwandten des Erſchlagenen auf den Marktplatz gebracht; hierdurch entſtand ein Aufruhr. Der Pöbel, um ſeinen Liebling zu rächen, rannte wüthend nach dem Rathhauſe, riß die Sitze der Senatoren, die Urkunden, und Tagebücher heraus, baute einen Scheiterhaufen, und verbrannte den Körper, die Flamme ergriff das Rathhaus und einige umſtehende Gebäude, die auf den Grund niederbrannten. Hierauf zog derſelbe nach dem Hauſe des Milo, um es in Brand zu ſtecken; aber Milo, von ſeinen Sklaven unterſtützt;

ſtützt, ſchlug ihn mit vielem Blutvergießen zurück. Einige Tage hindurch waren die Straſſen der Stadt der Schauplatz von blutigen Scenen, wie ſie vormals bei dem Einzug des Marius und Sulla ſtatt gefunden hatten. Eine bewaffnete Macht durfte innerhalb der Stadt nach den Geſetzen nicht gehalten werden; daher bewaffneten oft reiche Privatleute ihre zahlreichen Fechter und Sklaven, um ſolche gefährliche Auftritte zu veranlaſſen, bei denen die Raubſucht des niedrigſten Pöbels beſonders geſchäftig war. Bei dieſem allgemeinen Aufruhr waren Aller Augen auf den Pompejus gerichtet, von welchem man erwartete, daß er die öffentliche Ruhe wieder herſtellen, und den Beleidigten Genugthuung verſchaffen würde. Viele waren der Meynung, ihn zum Diktator zu erwählen; aber Kato, welcher nicht zugeben wollte, daß man den Staat in Gefahr ſtürzte, wenn man die höchſte Gewalt einem allgemein bekannten Ehrgeize in die Hände gäbe, überredete den Senat, ihn nicht zum Diktator, ſondern zum einzigen Konſul zu erwählen; damit er nach der Niederlegung ſeines Amtes, zur Rechenſchaft gezogen werden könnte. Nachdem er dieſen neuen Zuwachs von Macht erhalten hatte, wurde ihm eine gewiſſe Anzahl von Truppen beſtimmt; tauſend Talente wurden ihm zur Unterhaltung derſelben bewilligt; und die Statthalterwürde von Spanien wurde ihm auf vier Jahre verlängert. Milo wurde wegen der Ermordung des Klodius angeklagt, und des Landes verwieſen, obgleich Cicero ſelbſt es übernahm, ihn zu vertheidigen. Es ſcheint daß das Tribunal, von welchem er ſeine Rede an das Volk hielt, von bewafneten Freunden des Klodius umringt geweſen, wodurch er in Furcht geſetzt, und unfähig gemacht worden, mit ſeinem gewöhnlichen Nachdrucke zu reden. Pompejus, nahm nachdem er einige Monate allein Konſul war, den Metellus zum Gehülfen an, deſſen Tochter Kornelia er vor kurzem geheirathet hatte, ein Frauenzimmer von großen Verdienſten und ausnehmender Schönheit; durch dieſe neue Verbindung glaubte er ſein ehemaliges Anſe-

ſehen wieder hergeſtellt zu haben. Dies war der Zeitpunkt, wo Pompejus den Staat noch zu retten fähig war; er mußte nämlich in Italien eine Kriegsmacht aufſtellen, die Cäſars Heer widerſtehen konnte, wenn, wie man allgemein beſorgte, dieſer kühne Feldherr die Unterjochung ſeines Vaterlandes beabſichtete.

Cäſar nahm jetzt von den vielen Ehrenſtellen, welche dem Pompejus übertragen waren, Anlaß, auch wieder um das Konſulat, und zugleich um eine Verlängerung ſeiner Statthalterſchaft in Gallien, anzuhalten, er wollte den Pompejus auf die Probe ſtellen, ob er dieſe Bitte unterſtützen, oder verwerfen würde. Pompejus ſchien unthätig; ſtiftete aber zu gleicher Zeit zwei ſeiner Freunde an, im Senat vorzutragen, daß die Geſetze einem Abweſenden nicht erlaubten, um dieſe hohe Würde anzuhalten. Die Abſicht des Pompejus hierbey gieng dahin, den Cäſar aus Gallien nach Rom zu locken. Cäſar aber, der ſeine Liſt merkte, wollte lieber in ſeiner Provinz bleiben; in der Ueberzeugung, daß er an der Spitze eines ihm gänzlich ergebenen Heeres, dem Staate ſowohl Geſetze als Obrigkeiten geben könne.

Der Senat, welcher jetzt dem Pompejus ganz ergeben war, weil er ſich ſeit einiger Zeit Mühe gegeben hatte, ihn gegen die Eingriffe des Volks zu vertheidigen, befahl den beyden Legionen des Pompejus unter Cäſars Armee, zurückzukommen, unter dem Vorwande, ſie gegen die Parther abzuſchicken, in der That aber, die Macht Cäſars zu ſchwächen. Cäſar erkannte den wahren Beweggrund leicht; allein da ſeine Entwürfe noch nicht reif zur Ausführung waren, ſandte er ſie, den Befehlen des Senats gemäß, zurück, indem er vorläufig die Offiziere durch Wohlthaten, und die Soldaten durch Geſchenke gewonnen hatte. Der nächſte Schritt des Senats war, daß er den Cäſar zurückberief, da die Zeit ſeiner Statthalterwürde beynahe verfloſſen war. Jedermann ſah die Gefahr, worinn der Staat durch die längere Dauer des Heerbefehls über eine Kriegsmacht

macht ſchwebte, die dem Cäſar gänzlich ergeben, und durch eine lange Uebung faſt unüberwindlich geworden war. Es war daher die einſtimmige Meynung des Senats, daß Cäſar zurückkehren müſſe; und einige machten ſogar den Antrag, man müßte ihn wegen der großen Geldſummen, die er aus den galliſchen Provinzen erpreßt hätte, zur Rechenſchaft ziehen. Doch fehlte es Cäſarn nicht an Freunden im Senat; unter andern begünſtigte Kurio, welcher vor kurzem zum Tribun des Volks erwählt, und durch Geld auf ſeine Seite gebracht war, ſeine Sache. Kurio war ein Mann von kraftvoller Beredſamkeit, großer Entſchloſſenheit, mit Schulden überhäuft, und dem Cäſar ſehr verpflichtet, weil er ihn von einem Theil derſelben befreyet hatte. Er ſtellte ſich, als billige er die Entſchließungen des Senats vollkommen, und ſagte, er würde nie aufhören, für die Freyheit zu fürchten, ſo lange noch ſolche Heere in Bereitſchaft ſtünden, ſie, auf das erſte Wort ihrer Anführer, über den Haufen zu werfen; allein dann hienge, ſeiner Meynung nach, die Sicherheit des Staats vornehmlich von der Furcht ab, worin dieſe Armeen, es ſey in Spanien, Gallien oder Italien, gegen einander ſtünden. Er rieth daher daß Cäſar ſeine Armee nicht eher entlaſſen ſollte, bis Pompejus ihm das Beyſpiel gegeben hätte. Dieſes war ein Vorſchlag, deſſen Pompejus ſich nicht im mindeſten verſehen hatte. Seine Freunde führten dagegen an, daß ſeine Zeit noch nicht verfloſſen ſey; da aber der Tribun ſich mit dieſer Antwort nicht begnügen wollte, ſo merkte Pompejus ſelbſt an, daß er ſeine Würden auf Befehl des Senats übernommen habe, und bereit ſey, ſie niederzulegen, ſobald derſelbe es rathſam fände; er ſey überzeugt, daß Cäſar, deſſen Freundſchaft und Verbindung ihn glücklich gemacht habe, ſich nicht bedenken würde, das nämliche zu thun, ſo bald er erführe, daß der Senat ihm einen Nachfolger beſtimmt habe. Kurio, welcher die Liſt des Pompejus merkte, deſſen einzige Abſicht war, daß man gleich einen Nachfolger ernennen ſollte, erwiederte, um die Aufrich-

richtigkeit ſeiner Erklärungen zu zeigen, ſey es damit nicht genug, blos zu verſprechen, daß er ſein Kommando niederlegen wolle, ſondern dasjenige augenblicklich zu thun, was ſo leicht in ſeiner Macht ſtünde: er fügte hinzu, beyde wären zu mächtig, und zum Beſten des gemeinen Weſens ſey es nöthig, daß ſie in ihren ehemaligen Privatſtand zurückkehrten: er beſchloß damit, daß er ſagte, es ſey kein anderes Mittel übrig, die Republik völlig ſicher zu ſtellen, als daß man beyden Befehl ertheile, ihre Befehlshaberſtelle niederzulegen, und denjenigen für einen Feind ſeines Vaterlandes erkläre, welcher nicht gehorchen würde. Kurio hatte dieſen Vorſchlag gethan, weil er überzeugt war, daß ihn Pompejus verwerfen würde, er wußte, daß dieſer den Vortheil eines Heerbefehls, der ihm wenigſtens dieſelbe Macht zuſicherte, die Cäſarn zu Gebot ſtand, nicht entſagen, und ſich dadurch ſeinem Nebenbuhler in gewiſſer Hinſicht unterwerfen würde. Und in der That urtheilte er ſehr richtig. Pompejus war nicht nur durch ſein langes Glück, und durch ſeine gegenwärtige Ehrenſtellen, ſtolz geworden, ſondern auch durch die grundloſen Nachrichten, von Cäſars Heer, daß ſeine Untergebenen keine Achtung für ihn hätten, und ihn gewiß verlaſſen würden, ſobald ſie nur über die Alpen gekommen wären, irre geführt; allen dieſen Erdichtungen maß er gerne Glauben bey, wiewohl ſie blos um ſeine Gunſt zu gewinnen, erſonnen waren. So gieng ſeine Sicherheit zuletzt ſo weit, daß er, als Cicero ihn fragte was er für Truppen habe, den Cäſar zurückzuſchlagen, zur Antwort gab, er dürfte nur mit ſeinem Fuße auf die Erde ſtampfen, ſo würde ſogleich ein Heer hervorſpringen. Alſo wirkte die Zuverſichtlichkeit zuerſt, und bald nachher die Schaam, daß er ſich geirret habe, ſo mächtig auf ihn, daß er zu ſeiner Vertheidigung keine Anſtalt machte, um nur nicht geſtehen zu müßen, daß er in Gefahr ſey.

Kurio, der ſeinen Zweck erreicht hatte, entlies den Senat, welches er vermöge ſeines Amtes thun konnte; aber

Marcellus, welcher Konſul und ein Freund des Pompejus war, berief ihn gleich wieder und ließ abſtimmen, ob Cäſar ſeine Provinz noch länger behalten ſolle. Die ganze Verſammlung war der Meinung, daß man ihn zurückberufen müſſe. Er verlangte hierauf ihr Gutachten, ob Pompejus ſeine Legionen in Spanien noch länger behalten ſolle? Der größte Theil erklärte ſich, daß er es für rathſam hielte. Kurio legte darauf eine dritte Frage vor, ob es nicht am zuträglichſten ſeyn würde, beyden den Heerbefehl zu nehmen. Drey hundert und ſechzig Senatoren gaben ihm Beyfall, und nur zwey und zwanzig erklärten ſich dagegen. Marcellus, der ſich in ſeiner Hoffnung, daß der Senat die Statthalterſchaft des Pompejus beſtätigen ſollte, betrogen ſah, konnte ſeinen Unwillen nicht zurückhalten; ſondern ſtand wüthend auf, und rief: „Nun wann ihr dann Cäſarn zum Herrn „haben wollt, ſo habt ihn!“ Und als hierauf einer von ſeiner Parthey, um den Senat noch mehr in Furcht zu ſetzen, ſagte, Cäſar ſey ſchon über die Alpen gegangen, und nähere ſich bereits Rom; ſo verließ der Konſul den Senat, und begab ſich mit ſeinem Amtsgehülfen aus der Stadt nach einem Landhauſe des Pompejus. Hier überreichte er ihm das Staatsſchwert, und befahl ihm, dem Cäſar entgegen zu gehen, und zur Vertheidigung der Republik zu fechten. Pompejus ſagte, er ſey bereit zu gehorchen, fügte aber mit angenommener Beſcheidenheit hinzu, er würde es nur in dem Falle thun, wenn keine gelindern Mittel gebraucht werden könnten.

Cäſar, welcher von allem, was vorfiel, durch ſeine Anhänger in Rom Nachricht erhielt, ob er gleich noch in Gallien war, wollte doch gern ſeinen Abſichten allen möglichen Schein von Gerechtigkeit geben. Er ſchrieb daher mehrmal an den Senat, und erſuchte ihn, die Zeit des Heerbefehls von Gallien, wie dem Pompejus jenen von Spanien, zu verlängern; oder doch ihm zu erlauben, daß er um das Konſulat anhalten dürfe, und ſeine Abweſenheit zu entſchuldigen. Er ließe ſichs gefallen, ſein Amt niederzulegen

gen, wenn Pompejus das nämliche thäte. Allein der Senat, welcher ſeinem Mitbuhler gänzlich ergeben war, verwarf alle ſeine Vorſchläge, indem er ſich blindlings auf ſeine eigne Macht und die Verſicherungen des Pompejus verließ. Cäſar, welcher noch nicht zu einem offenbaren Bruche mit dem Staate bereit war, begnügte ſich damit, um die Provinz Illyrien mit zwey Legionen anzuhalten; aber auch dieſes wurde ihm abgeſchlagen: eine unglückliche Hartnäckigkeit hatte ſich des Senats bemächtigt, welcher gern alle ſeine Gewalt aufopfern wollte, um die ſeines gegenwärtigen Lieblings zu vermehren; ſo daß er ſeine Ungerechtigkeit durch eine noch gröſſere, zu verſchleiern ſuchte. Da Cäſar alle Hoffnung zu einem Vergleiche fruchtlos fand, und ſich, wo nicht auf ſeine gute Sache, doch wenigſtens auf ſeine guten Truppen verließ, rückte er mit denſelben gegen die Gränzen von Italien an, gieng mit ſeiner dritten Legion über die Alpen, blieb darauf bey Ravenna, einer Stadt im dießſeitigen Gallien ſtehen, und ſchrieb noch einmal an die Konſuln, er ſei bereit, ſein Heer ſogleich zu entlaſſen, wenn Pompejus das nämliche thäte. Wenn man aber, fügte er hinzu, alle Gewalt einem einzigen einräumen wollte, ſo würde er ſich einer ſo ungerechten Maasregel zu widerſetzen ſuchen; er erklärte zugleich, wenn ſie auf ihrem Entſchluſſe beharrten, würde er nächſtens in Rom erſcheinen, um ſie für ihre Ungerechtigkeit und das Unrecht an ihrem Vaterlande zu ſtrafen. Die Drohungen, die der letzte Theil ſeines Briefes enthielt, erbitterten den ganzen Senat. Der Konſul Marcellus, der, wie wir geſagt haben, dem Pompejus ſeine Erhebung zu danken hatte, ließ ſeinem Zorn freien Lauf; indeß ſein Amtsgehülfe, Lentulus, der wegen ſeiner ſchlechten Umſtände durch einen bürgerlichen Krieg nichts verlieren konnte, ſich öffentlich erklärte, daß, nach einer ſolchen Beleidigung, alle fernere Berathſchlagung unnöthig ſey, und daß es nun mehr auf Waffen, als auf Stimmen ankäme. Hierauf wurde, nach einigem Widerſpruch, beſchloſſen, daß Cäſar, binnen einer beſtimmten Zeit

ſeine Truppen entlaſſen, und, im Fall er nicht gehorchte, für einen Feind des Staats erklärt werden ſollte. Man ertheilte darauf den Konſuln Befehl, dafür zu ſorgen, daß die Republik keinen Schaden litte; welches der gewöhnliche Ausdruck war, ihnen in Fällen, wo die Gefahr dringend war, eine unumſchränkte Gewalt zu übertragen. Hierauf beſtimmte man den Domitius, einen Mann von groſſer Tapferkeit und Geſchicklichkeit, zum Nachfolger des Cäſar in der Provinz Gallien. Pompejus erhielt Befehl, ſich an die Spitze der Truppen zu ſtellen, welche jedoch erſt ausgehoben werden ſollten, und alle diejenigen, die dem Senat zugethan waren, machten Anſtalt, die Waffen zu ergreifen.

Unterdeſſen fiengen Cäſars Freunde an, für ihre Sicherheit zu fürchten, weil man den Konſuln unumſchränkte Gewalt gegeben hatte, alles nach ihrem Gefallen einzurichten, und jedem der ihnen verdächtig war, als einem Feinde des Staats zu begegnen. Kurio, und die beyden Tribunen Markus Antonius und Longinus entflohen als Sklaven verkleidet, in das Lager des Cäſar, wo ſie ſich über die Ungerechtigkeit und Tyranney des Senats beklagten, und ſich ein Verdienſt daraus machten, für ſeine Sache zu leiden. Cäſar ſtellte ſie in den Kleidern, die ſie trugen, der Armee vor; er äuſſerte das gröſte Mitleiden über ihre erlittene Mißhandlung, und ſprach mit vieler Leidenſchaft gegen die Tyranney des Senats, deſſen Grauſamkeit gegen ſeine Freunde, und Ungerechtigkeit gegen ihn ſelbſt für alle ſeine geleiſteten Dienſte. »Dieſes, rief er, indem er auf die Tribunen wies, die in ihren Sklavenkleidern da ſtanden, »dieſes ſind »die Belohnungen, welche die treuen Diener des Vaterlan»des erhalten; Männer, deren Perſonen durch ihr Amt ge»heiligt ſind, und deren Charakter man wegen ihrer Tu»gend hochſchätzen ſollte, ſind aus ihrem Vaterlande »vertrieben, ihrer Sicherheit wegen genöthigt, als die ge»ringſten der Menſchen zu erſcheinen, um nur in einer der »entlegenſten Provinzen des Reichs Schutz zu finden; und

»alles

»alles dieſes, weil ſie die Rechte der Freyheit behauptet ha»ben, dieſe Rechte, welche ſelbſt Sulla, in der Fülle ſeiner »Herrſchaft, nicht zu verletzen wagte.« Die lebhafteſten Geberden, mit Thränen begleitet, gaben ſeinen Worten noch mehr Nachdruck. Die Soldaten, wie von Einem Geiſte beſeelt, riefen aus, ſie wären bereit ihm zu folgen, wohin er ſie auch führen möchte, und wollten entweder ſterben, oder ſeine Beleidigungen rächen. Ein allgemeiner Zuruf erſchallte durch das ganze Lager; jedermann machte ſich zu einem neuen gefährlichen Dienſte bereit, vergaß die Beſchwerlichkeiten von zehn Feldzügen, und begab ſich in ſein Zelt, um auf neue Siege zu denken.

Da das Heer zu ſeinen Abſichten geſtimmt war, ſetzte ſich Cäſar, als es Abend wurde, mit ſeinen Freunden zu Tiſche, unterredete ſich mit ihnen über Gegenſtände der Literatur und Philoſophie, und ſchien dem Anſcheine nach alle ehrbegierigen Entwürfe zu vergeſſen; allein nicht lange nachher ſtand er auf, bat die Geſellſchaft, ſich in ſeiner Abweſenheit zu vergnügen, und verſprach ſogleich wieder bey ihnen zu ſeyn. Unterdeſſen hatte er Befehl gegeben, Pferde bereit zu halten, und fuhr, in Begleitung einiger Freunde, nach Ariminum, einer Stadt an den Gränzen von Italien, wohin er am Morgen vorher eine Schaar Krieger abgeſchickt hatte. Dieſe nächtliche Reiſe, welche ſehr ermüdend war, machte er mit aller Anſtrengung bald zu Fuße, bald zu Pferde, bis er bey Anbruch des Tages mit einer Abtheilung ſeines Heeres, die aus ungefähr 5000 Mann beſtand, bey dem Rubikon ankam, einem kleinen Fluſſe, welcher Italien von Gallien abſonderte, und die Gränze ſeiner Provinz war. Die Römer waren immer gewohnt, dieſen Fluß als die geheiligte Gränze des eigentlichen Gebietes der Stadt anzuſehen; der Senat hatte ſchon längſt ein Edikt gemacht, welches man noch an der Straße neben Rimini eingehauen ſehen kann, wodurch ſie denjenigen auf's feyerlichſte den Göttern des Todtenreiches weiheten, und ihn des Kirchenraubs und Vatermords ſchuldig erklärten,

wel-

welcher ſich unterſtehen würde, mit einem Heere, einer Legion, oder auch nur mit einer Kohorte über den Rubikon zu gehen. Als daher Cäſar an der Spitze ſeiner Truppen bey dem Fluſſe ankam, ſo ſtand er auf einmal an dem Ufer ſtill, als wenn die Größe ſeines Unternehmens ihn mit Schrecken erfüllte. Die Gefahren, welche ihm bevorſtunden; das Blutvergießen, welches erfolgen mußte; das Elend ſeiner Vaterſtadt; alles ſtellte ſich ſeiner Einbildungskraft in einer traurigen Ausſicht vor, und beunruhigte ſein Gewiſſen. Er bedachte ſich eine Zeit lang indem er auf den Fluß niederblickte, und nicht mit ſich eins werden konnte, ob er ſich hinüber wagen ſollte. »Wenn ich über dieſen Fluß gehe, ſagte er zu einem ſeiner Legaten, wie viel Elend werde ich nicht auf mein Vaterland bringen! Aber wenn ich jetzt ſtehen bleibe, bin ich verloren.« Mit dieſen Worten nahm er ſeine vorige Munterkeit wieder an, ſetzte durch den Fluß, und rief aus: »Der Würfel iſt geworfen, es iſt vorüber.« Seine Soldaten folgten ihm mit gleicher Schnelligkeit; worauf ſie bald zu Ariminum ankamen, und ſich ohne Widerſtand der Stadt bemächtigten.

Dieſes unerwartete Unternehmen ſetzte Rom in den äußerſten Schrecken, indem ſich jedermann vorſtellte, daß Cäſar mit ſeiner ganzen Macht anrücke, um die Stadt zu zerſtören. Man ſah die Bürger ihrer Sicherheit wegen auf's Land entfliehen, und die Landleute in die Stadt kommen, um daſelbſt Schutz zu ſuchen. In dieſer allgemeinen Verwirrung fühlte Pompejus alle die Reue, die nothwendig aus der Erinnerung, ſeinem Nebenbuhler zu der gegenwärtigen Macht beförderlich geweſen zu ſeyn, entſtehen mußte. Wo er nur hinkam, waren manche ſeiner vormaligen Freunde bereit, über ſeine Schläfrigkeit zu ſpotten, und ihm wegen ſeiner ungegründeten ſtolzen Einbildungen Vorwürfe zu machen. »Wo iſt jetzt, rief Favonius, ein »Senator ſeiner Parthey, die Armee, die auf deinen Befehl »hervorkommen ſollte? Laß doch ſehen, ob ſie erſcheinen wird,

»wenn

»wenn du mit deinem Fuß auf die Erde ſtampfeſt!« Kato erinnerte ihn an die vielen Warnungen, die er ihm gegeben hatte; da dieſe aber beſtändig Unglück weiſſagten, ſo konnte Pompejus mit Recht entſchuldigt werden, daß er ſie nicht geachtet hatte. Dieſer Vorwürfe, die man ihm unter dem Scheine eines guten Raths machte, endlich müde, that er alles, was in ſeinem Vermögen ſtand, ſeinen Anhängern Muth und Zuverſicht einzuſprechen; er ſagte, es würde ihnen nicht an einem Heere fehlen, da er ihr Anführer ſeyn wolle; er geſtand freylich, daß er Cäſars Abſichten verkannt, indeſſen, wenn ſeine Freunde die Freyheit noch liebten, ſo könnten ſie dieſelbe noch genießen, wohin die Nothwendigkeit ſie auch immer führen möchte. Er machte ihnen bekannt, daß ihre Lage gar nicht ungünſtig ſey, daß ſeine beiden Legaten in Spanien eine anſehnliche Macht von Veteranen, die den Orient bezwungen, unter ihren Fahnen hätten; daß ihnen, außer dieſem, noch unzählige andere Hülfsmittel, ſowohl in Aſien als Afrika, übrig wären, nebſt dem Beyſtande, den ſie ſicher von allen den Königreichen, die mit Rom im Bündniß ſtünden, erwarten könnten. Dieſe Vorſtellungen belebten einigermaßen die Hoffnung der Verbundenen. Der größte Theil des Senats, ſeine beſondern Freunde und Anhänger, und alle diejenigen, welche in ſeiner Sache ihr Glück zu finden hofften, waren bereit, ihm zu folgen. Er entſchloß ſich alſo, da er nicht im Stande war, dem Cäſar in Rom Widerſtand zu thun, mit ſeinen Truppen nach Kapua zu ziehen, wo die beyden Legionen ſtanden, die unter dem Cäſar in Gallien gedient hatten. Seine Abreiſe von Rom war für die Bewohner ſehr traurig. Alte Senatoren, ehrwürdige Magiſtratsperſonen, und viele von der Blüthe des jungen Adels, die genöthigt waren, ihre Vaterſtadt ohne Schutz gegen den bevorſtehenden Anfall zu verlaſſen, erregten eine allgemeine Theilnahme unter allen Ständen des Volks, welches ſie mit Thränen und guten Wünſchen zu ihrem Unternehmen begleitete.

Cä-

Cäſar hatte ſich vergebens bemüht, den Pompejus zu einem Vergleiche zu bringen, er beſchloß daher, ihm nach Kapua zu folgen, ehe er Zeit hätte, ſeine Truppen zu ſammeln. Aber gleich beym erſten Marſche wurde er durch den Abfall des Labienus, des Gefährten aller ſeiner vorigen Siege, einigermaßen abgeſchreckt. Dieſer Legat, welcher Cäſars Schritte mißbilligte, gieng zu der Gegenparthey über; aber Cäſar, den der Verluſt eines einzigen Mannes nicht in Furcht ſetzen konnte, deſſen Geſchicklichkeit er ſelbſt zu erſetzen im Stande war, ſchien nicht ſehr darauf zu achten; er ſchickte ihm daher all ſein Geld nach, und marſchierte weiter, um ſich der Städte, die zwiſchen ihm und ſeinem Gegner lagen, zu bemächtigen; auf Rom hatte er nicht Acht, weil er wohl wußte, daß es von ſelbſt dem Sieger zu Theil werden würde.

Korvinium war die erſte Stadt, die verſuchte, ihn in ſeinem ſchnellen Zuge aufzuhalten. Es wurde durch den Domitius, den der Senat zu ſeinem Nachfolger in Gallien beſtimmt hatte, vertheidigt, und hatte eine Beſatzung von zwanzig Kohorten, die in der benachbarten Gegend geworben waren. Cäſar aber that einen muthigen Angriff; und obgleich Domitius oft an den Pompejus ſchickte, und ihn bat, daß er kommen mögte, um die Belagerung aufzuheben ſo ſah er ſich doch endlich genöthigt, zu verſuchen, ob er nicht heimlich entweichen könnte. Da aber ſein Vorhaben entdeckt wurde, ſo beſchloß die Beſatzung, ihn, ihrer eignen Sicherheit wegen, den Belagerern auszuliefern. Cäſar nahm ihr Anerbieten gerne an, ließ aber ſeine Leute nicht ſogleich in die Stadt einrücken. Nach einiger Zeit kam der Konſul Lentulus, welcher auch in der Stadt war, heraus, um den Cäſar für ſich und die übrigen Verbundenen um Vergebung zu bitten, indem er ihn an ihre alte Freundſchaft erinnerte, und ſich ihm für die vielen Wohlthaten, die er von ihm erhalten, verpflichtet erkannte. Cäſar, ohne das Ende ſeiner Rede abzuwarten, antwortete hierauf ſehr edelmüthig, er komme nicht nach Italien, die

Frey-

Freyheit Roms und ſeiner Bürger zu beeinträchtigen, ſondern ſie wieder herzuſtellen. Dieſe leutſelige Antwort wurde ſehr bald in der Stadt bekannt; die Senatoren, die Ritter mit ihren Kindern, und einige Offiziere von der Beſatzung kamen, um ſeinen Schutz zu bitten: er gab ihnen auch, nachdem er kaum einen Blick auf ihre Undankbarkeit warf, die Freyheit, und erlaubte ihnen, zu gehen, wohin ſie wollten. Aber indem er die Anführer in Freyheit ließ, ſorgte er zu gleicher Zeit, ſowohl bey dieſer als bey allen andern Gelegenheiten, dafür, die gemeinen Soldaten zu gewinnen, weil er wohl einſah, daß es ihm einmal an einer hinreichenden Macht, dieſer aber, ſo lange er lebte, nie an einem Anführer fehlen könne.

Sobald Pompejus Nachricht erhielt, was bey Corvinium vorgefallen, zog er ſich nach Brunduſium zurück, wo er eine Belagerung auszuhalten beſchloß, um den Feind ſo lange aufzuhalten, bis die Truppen des Staats gegen ihn vereinigt wären. Cäſar kam, wie man erwartet hatte, bald vor der Stadt an; und da er zufälliger Weiſe einen von den Kriegsbeamten des Pompejus gefangen bekam, ſo gab er ihm die Freyheit, mit dem Befehl, ſeinen Feldherrn zu bereden, daß es ſowohl zu ihrem eignen beyderſeitigen Nutzen, als zum Beſten des Staats gereichen würde, wenn ſie ſich unterreden könnten; aber auf dieſes Anerbieten erhielt er keine Antwort. Hierauf verſuchte er den Hafen zu ſperren; da ihm aber dieſes durch die Sorgfalt des Pompejus mißlang, ſo that er noch einmal den Vorſchlag zu einer Unterredung, worauf er die Antwort erhielt, daß keine Vorſchläge in Abweſenheit der Konſuln angenommen werden könnten. Da er alſo gar keine Hoffnung mehr ſah, das Mißverſtändniß durch einen Vertrag beyzulegen, ſo giengen nunmehr alle ſeine Gedanken dahin, den Krieg fortzuſetzen, welchen Pompejus gleichfalls mit allem möglichen Eifer zu führen beſchloß.

Seine erſte Abſicht, den Cäſar eine Zeitlang vor Brunduſium aufzuhalten, gieng ihm nach Wunſch von ſtatten: er

er machte jedoch endlich Anſtalt, mit aller möglichen Behutſamkeit die Stadt zu verlaſſen, ſeine Beſatzung nach Dyrachium überzuſchiffen, wo der neuerwählte Konſul, der mit einem Theil der Truppen vorausgeſchickt war, zum Dienſte des Staats, Werbungen hielt. Nachdem er in dieſer Abſicht den Hafen ſo befeſtiget hatte, daß der Feind ihm nicht leicht nachſetzen konnte, ſchiffte er ſeine Truppen in größter Stille und Geſchwindigkeit ein, und ließ nur einige wenige Bogenſchützen und Schleuderer auf den Mauern zurück, welche Befehl hatten, in kleinen Böten, die dazu in Bereitſchaft waren, abzuſegeln, ſobald alles ſchwere Fußvolk am Bord wäre. Sobald Cäſar von dieſen Anſtalten durch die Einwohner der Stadt, die über die Zerſtörung einiger Wohnungen aufgebracht waren, Nachricht erhielt, wollte er die Einſchiffung verhindern; und war ſchon im Begriffe, ſeine Leute in eine Falle zu führen, die Pompejus ihm gelegt hatte, wenn ihm nicht die Einwohner der Stadt von der Gefahr Nachricht gegeben und zurückgehalten hätten. So überlies Pompejus ganz Italien der Macht ſeines Gegners, ohne Widerſtand, denn er beſas keine Macht, die im Stande geweſen wäre, ſeinem Feinde Einhalt zu thun.

Cäſar, welcher den Pompejus nun nicht weiter verfolgen konnte, weil es ihm an Schiffen fehlte, beſchloß jetzt, nach Rom zurückzukehren, und die öffentlichen Schätze in Beſitz zu nehmen, die ſein Gegner aus einer ganz unerklärlichen Nachläſſigkeit oder aus Ehrfurcht gegen die Geſetze zurückgelaſſen hatte. Dieſe Schätze waren nämlich in dem Tempel des kapitoliniſchen Jupiters niedergelegt, und ihre Verwendung einzig auf den Fall eines Einbruchs der Gallier geſtattet. Pompejus erlaubte ſich keinen Schritt gegen die Geſetze ſeines Vaterlandes, und durch die unzeitige Mäßigung, (denn Cäſars Angriff gegen ſein Vaterland war in der That ein Einfall der Gallier, da ſeine Macht meiſtens aus Kriegern beſtand, die galliſchen Urſprungs waren) ſchnitt er ſich ſelbſt die Kraft ab, den Krieg mit Nachdruck zu führen. Cäſar wurde zu Rom mit freudigem

Zuruf der geringern Bürger und ſeiner ganzen Parthey empfangen; die ihm geneigten Senatoren, die bei dem Abzug des Pompejus zurückgeblieben waren, verſammelten ſich, um ihm zu ſeiner Ankunft Glück zu wünſchen. In einer wohldurchdachten Rede ſuchte er ſein Betragen zu rechtfertigen, und legte ſeinen Abſcheu gegen die gewaltſamen Maaßregeln, wozu man ihn genöthigt habe, an den Tag. Hierauf machte er Anſtalt, unter dem Vorwande, daß ſeine Sache die Sache der Gerechtigkeit und des gemeinen Weſens ſey, von den öffentlichen Schätzen Beſitz zu nehmen, als er aber zur Thüre der Schatzkammer kam, weigerte ſich der Tribun Metellus, welcher ſie bewachte, ihn einzulaſſen; indem er ſagte, das Geld ſey heilig, und die ſchrecklichſten Verwünſchungen wären gegen denjenigen ausgeſprochen der es bei irgend einer andern Gelegenheit, als bei einem galliſchen Kriege, berühren würde. Allein Cäſar ließ ſich durch ſeine abergläubiſchen Vorſtellungen nicht in Furcht ſetzen; er bemerkte, daß man jezt kein Geld zu einem galliſchen Kriege nöthig habe, da er bereits ganz Gallien bezwungen. Als der Tribun hierauf vorgab, er hätte die Schlüſſel nicht, ſo befahl Cäſar ſeinen Begleitern, die Thüre zu erbrechen; aber Metellus widerſetzte ſich dieſem Befehl; worauf Cäſar mit mehr als gewöhnlicher Hitze die Hand an das Schwert legte, und ihn ums Leben zu bringen drohete; »wiſſe, rief er aus, daß es leichter iſt, dieſes zu thun, als es zu ſagen.« Dieſe Drohung that ihre Wirkung: Metellus entfernte ſich; und Cäſar nahm drey tauſend Pfund Gold und eine unermeßliche Menge Silber aus der Schatzkammer; welches Geld nachher viel zur Beförderung ſeiner Siege beytrug. Nachdem er ſich nun in den Stand geſetzt hatte, den Krieg mit Macht zu führen, reiſte er von Rom ab, und beſchloß, die Legaten des Pompejus, den Afranius und Petrejus, die mit den Legionen der Republik in Spanien ſtanden, zum Gehorſam zu bringen.

Pompejus hatte ſehr viel Vertrauen zu dem Heere in Spanien. Daſſelbe beſtand aus den auserleſenſten Legionen des Reichs, und war unter allen Anführern immer

ſieg=

ſiegreich. Allein Cäſar, welcher die Fähigkeiten der gegenwärtigen Befehlshaber kannte, ſagte ſcherzhaft, als er dahin zog, er wolle jetzt ein Heer ohne Feldherrn, und wenn er dieſes bezwungen hätte, einen Feldherrn ohne Heer angreifen. Man kann vielleicht fragen, warum Cäſar nicht ſogleich den Pompejus ſelbſt verfolgte, als daß er, gleichſam von dem rechten Wege ab, nach Spanien gieng, um ſich da mit ſeinen Legaten einzulaſſen. Er hatte gute Gründe dazu; er ſah wohl, daß Pompejus, wenn er ihn überwunden, und aus Griechenland, wo er ſich damals rüſtete, vertrieben hätte, wahrſcheinlicher Weiſe nach Spanien gehen würde, wo er ihn von allen Orten in der Welt am wenigſten treffen mochte: es war daher am klügſten, ſeinem Gegner die Unterſtützung des ſpaniſchen Heeres zu entziehen. Nachdem er ſeine Truppen erfriſcht hatte, führte er ſie noch einmal in einem langen und beſchwerlichen Marſche über die Alpen durch die weitläuftigen galliſchen Provinzen, um den Feind in Spanien aufzuſuchen. In der That, wenn wir die große Entfernung, und die verſchiednen Länder, wodurch ſeine Soldaten wandern mußten, bedenken; die Berge, die ſie zu erſteigen, und die Wälder, die ſie durchzuhauen hatten; die verſchiednen Klimate, deren Einfluß ſchädlich, und die Beſchwerden betrachten, indem jeder gemeine Soldat 70 Pfund an Waffen und Lebensmittel für 10 Tage trug, ſo müſſen wir ihre unüberwindliche Geduld und Entſchloſſenheit bewundern. Cäſar ließ einen ſeiner Legaten mit einer Abtheilung des Heeres zurück, um Marſeille zu belagern, welche Stadt ihm die Thore verſchloſſen, und ſetzte darauf mit der größten Anſtrengung ſeinen Marſch nach Spanien fort; um ſich ſeine Leute immer feſter zu verbinden, borgte er Geld von allen ſeinen Offizieren, und theilte es unter die Soldaten aus; ſo, daß er ſich dieſe durch ſeine Freygebigkeit, und jene durch die Hoffnung des Erſatzes verband.

Das erſte Gefecht, welches er mit Afranius und Petrejus hatte, fiel mehr zu ſeinem Schaden als Vortheile aus.

Es ereignete ſich bey Ilerda (Lerida) an der Segra, und beyde Theile maßten ſich die Ehre des Sieges an. Allein es zeigte ſich bald, daß Cäſar aus Mangel an Lebensmitteln, welche ihm durch das Austreten des Fluſſes und die Stellung der Feinde gänzlich abgeſchnitten wurden, in großer Noth war. Doch nichts war fähig, ſeinen Fleiß und ſeine Thätigkeit zu unterdrücken. Er lies leichte Böte machen, die mit Leder überzogen waren, darauf machte er auf einer andern Seite einen Angriff auf den Feind, lies ſeine Böte auf Wägen zwanzig Meilen weit von dem Lager wegbringen, wo der Fluß am breiteſten war, abſetzen, und ſchiffte ſeine Legionen über. Nachdem er ſich auf's neue mit Lebensmitteln und Mannſchaft verſehen hatte, ſtellte er ſich, als wenn er den Feind zur Vergeltung, durch Abſchneidung der Lebensmittel in Noth ſetzen wollte, und lies daher Schanzen aufwerfen, und Gräben ziehen, um den Lauf des Fluſſes in einen andern Kanal abzuleiten. Dieſe Anſtalten ſetzten den Feind ſo ſehr in Furcht, daß er ſeine Stellung in der Nacht verließ; aber Cäſar hatte durch ſeine Späher Nachricht, ſetzte ihm mit einem kleinen Theile ſeines Heeres nach, zwang ihn, den Fluß zu durchwaden, und erſchien, ehe er noch Zeit hatte, ſich auf der andern Seite in Ordnung zu ſtellen, mit ſeiner ganzen Macht, um ihn zu empfangen. Auf allen Seiten eingeſchloſſen, konnte der Feind weder vorwärts, noch in ſein voriges Lager zurück. Durch dieſes Mittel brachte er ihn in eine ſolche Noth der Lebensmittel und des Waſſers, daß er genöthigt war, ſich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Er entließ die Gefangenen mit den größten Verſicherungen der Freundſchaft, die in Spanien geworbenen Krieger blieben in ihrer Heimat, die aus Italien gekommenen kehrten in ihr Vaterland zurück, ohne fernere Verpflichtung zum Kriegsdienſt. So legten ſieben vollzählige Legionen die Waffen nieder. Binnen ungefähr 40 Tagen war der Feldzug zu Ende. Cäſar zog hierauf nach Marſeille, und nöthigte dieſe Stadt, ſich ihm auf Gnade und Ungnade zu ergeben.

ben. Er vergab den Einwohnern, vornehmlich in Betracht ihres Namens und Alterthums, und kehrte darauf, nachdem er daſelbſt zwei Legionen zur Beſatzung hinterlaſſen hatte, ſiegreich nach Rom zurück. Die Bürger empfiengen ihn bey dieſer Gelegenheit mit neuen Freudenbezeugungen; und erwählten ihn zum Diktator und Konſul; er legte aber die Diktatur nach eilf Tagen wieder nieder.

Indeſſen rüſtete ſich Pompejus in Epirus und Griechenland eifrig zum Widerſtande. Alle Monarchen im Orient hatten ſich für ihn erklärt, und ihm ſehr anſehnliche Hülfe zugeſchickt. Er war Herr von neun italiſchen Legionen, und hatte eine Flotte von 500 großen Schiffen unter dem Befehl des Bibulus, eines thätigen und erfahrnen Anführers. Dabey wurde er mit großen Summen Geldes, und allem, was dem Heere nöthig war, von den zinsbaren Provinzen umher unterſtützt. Er hatte den Knejus Antonius und den Curio, Cäſars Legaten, in Illyrien geſchlagen, täglich kamen viele vornehme Bürger und Edle von Rom zu ihm. Er hatte bald über zwey hundert Senatoren in ſeinem Lager, worunter ſich Cicero und Kato befanden, deren Beyfall für ſeine Sache eben ſo viel werth war, als ein ganzes Heer. Dieſe ſtanden ihm mit ihrem Rath und Anſehen bey; und durch ihre Vermittlung geſchah es, daß kein römiſcher Bürger auſſer dem Treffen um's Leben gebracht, und keine dem römiſchen Reiche unterworfene Stadt von den Siegern geplündert werden ſollte. Alle dieſe Vortheile, ſowohl der Stärke als des guten Raths, zogen die Wünſche aller Menſchen auf ſeine Seite, und brachten einen Widerſtand zuwege, der dem Cäſar einen ſchleunigen Untergang drohete.

Ungeachtet aller dieſer Zurüſtungen, fuhr Cäſar mit ſeiner gewöhnlichen Munterkeit fort, und mit einem Muthe, den gewöhnliche Fähigkeiten für unüberlegte Hitze halten konnten. Er entſchloß ſich jetzt, ſeinem Gegner im Orient die Spitze zu bieten, und führte ſeine Truppen nach Brun-

du-

duſium, einen Seehafen in Italien, um ſie von da nach Griechenland überzuſetzen. Allein es fehlte ihm an einer Flotte, die zahlreich genug war, die ganze Macht auf einmal überzuſetzen, und es ſchien gefährlich, ſie durch eine Theilung zu ſchwächen; außerdem war es jetzt Winter, und beſonders für ſeine leicht gebaute Schiffe ſehr ſchwer, auf der See auszuhalten: dazu kam noch, daß alle Häfen und Küſten mit der zahlreichen Flotte ſeines Gegners, unter der Anführung des Bibulus, bedeckt waren. Aber alle dieſe Betrachtungen konnten ſein Verlangen, den Krieg mit ſeiner gewöhnlichen Aemſigkeit fortzuſetzen, nicht überwinden; er ſchiffte daher fünf von ſeinen zwölf Legionen, die nicht ſtärker als 20,000 Mann zu Fuß und 600 zu Pferde waren ein, und ſegelte durch die feindliche Flotte, ohne entdeckt zu werden, indem er von dem gewöhnlichen Wege abgieng, und rechts ſteuerte. Er landete an der gefährlichen Küſte von Acroceraunus. Als er ſeine Truppen bei Apollonia ſah, ſchickte er ſeine Flotte zurück, um ſeine übrigen Truppen herbeyzuholen; aber dreyßig von ſeinen Schiffen fielen bey ihrer Rückkehr dem Bibulus in die Hände, der ſie in Brand ſteckte, und mit Matroſen, und allem, was darauf war, zerſtörte, um den übrigen durch dieſes grauſame Beyſpiel Furcht einzujagen. Unterdeſſen bemächtigte er ſich einiger Städte, die ſich für ſeinen Feind erklärt hatten, und ſuchte der Flotte, welche längs der Küſte an dieſer Seite des Landes herumſchiffte, die Lebensmittel abzuſchneiden. Da er überzeugt war, daß es die geſchickteſte Zeit ſey, Friedensvorſchläge zu thun, wenn man vorher einen Vortheil erhalten hätte: ſo ſchickte er einen gewiſſen Rufus, den er zum Gefangenen gemacht hatte, an den Pompejus ab, um einen Vergleich mit ihm zu bewirken, indem er ſich erbot, alles dem Ausſpruche des Senats und des römiſchen Volks zu überlaſſen; allein Pompejus verwarf auch diesmal den Antrag, weil er glaubte, daß das römiſche Volk zu ſehr auf Cäſars Seite ſey, als daß man ihm trauen könne.

Pompejus war beſchäftigt, ſein Heer aus Macedonien

zu verſtärken, als er erfuhr, daß Cäſar an den Küſten von Epirus gelandet ſey; er beſchloß daher, nach Dyrachium zu gehen, um dieſen Ort vor Cäſars Unternehmungen zu ſchützen, weil ſein ganzer Kriegsvorrath und alle ſeine Lebensmittel daſelbſt verwahrt wurden. Bei ſeiner Ankunft ſah er, daß er ſich auf ſeine neugeworbenen Truppen wenig verlaſſen könne; ſowohl ihre Trägheit, ſeinen Befehlen zu gehorchen, als ihr häufiges Ueberlaufen ließ ihn nichts Gutes hoffen. Er verpflichtete ſie neuerdings durch einen Eid, und nun beſchloß er, den Krieg in die Länge zu ziehen, um dadurch ſeinen Gegner zu entkräften, weil er weit mehr Hülfsmittel beſaß, als Cäſar. Beyde Heere blieben einige Monate in ihren Stellungen; Pompejus hoffte ſeinen Gegner durch den Mangel an Lebensmitteln entweder zu einem Rückzug, oder zu einer Schlacht unter nachtheiligen Umſtänden zu zwingen. Seine Flotte war zahlreich genug, um die zweite aus fünf Legionen beſtehende Abtheilung von Cäſars Heer, die unter dem Oberbefehl des M. Antonius zu Brunduſium ſtand, am Uebergang nach Epirus zu hindern. Zufällig ſtarb der Anführer der Flotte des Pompejus; die Befehlshaber der verſchiedenen Abtheilungen trennten ſich, und handelten nicht im Einverſtändniß. Sie gingen wegen den eingetretenen Winterſtürmen in die Häfen von Epirus; nur Scribonius Libo kreuzte mit fünfzig Schiffen vor dem Hafen von Brunduſium, er beunruhigte durch öftere Landungen die Küſte, verſenkte viele Transportſchiffe, und bemächtigte ſich einiger andern, die Lebensmittel für Cäſars Heer geladen hatten, doch wurde er bald gezwungen, die Küſten von Italien zu verlaſſen, wo er in den Stürmen des Winters keinen freundſchaftlichen Hafen fand.

Cäſar, deſſen Hoffnungen auf der zweiten Abtheilung ſeines Heeres beruhten, und der ſchon oft an den Antonius den Befehl zur Ueberfahrt geſandt hatte, entſchloß ſich endlich, ſelbſt nach Brunduſium zu gehen, und ſeine Legionen nach Epirus zu führen. Er beſtieg verkleidet einen Kahn,

an

an der Mündung des Fluſſes Apſus, ſegelte mit Einbruch der Nacht ab, und hatte ſchon einen beträchtlichen Weg zurückgelegt, als ſich der Wind auf einmal änderte, und ihm entgegen kam; die See warf Wellen von fürchterlicher Höhe, und der Sturm wurde immer heftiger. Die Seeleute, welche ſchon die ganze Nacht mit großer Mühe gerudert hatten, wollten oft wieder umkehren, Cäſar aber rieth ihnen immer davon ab; endlich wurde der Sturm zu heftig; der Steuermann wollte in der Verzweiflung das Ruder fahren laſſen, als Cäſar ſich entdeckte, und ihn muthig fortſteuern hieß; »fürchte nichts, rief er, du führſt den Cäſar und ſein Glück.« Mit der größten Anſtrengung gelang' es endlich den Matroſen die Barke zur Mündung des Fluſſes zurückzubringen. Sobald Cäſar am Lande war, verſammelten ſich ſeine Soldaten, um ihren vermißten Feldherrn, wünſchten ihm Glück, daß er der Gefahr entgangen ſey, und machten ihm zärtliche Vorwürfe, daß er ihrer Tapferkeit und Zuneigung ſo wenig getrauet hätte, daß er es für nöthig gehalten, neue Truppen herzuholen, da ſie doch überzeugt wären, daß ſie ohne irgend einen andern Beyſtand ſiegen würden. Seine Entſchuldigungen waren nicht weniger zärtlich, als ihre Vorwürfe. Aber ihre beyderſeitige Freude wurde bald darauf ſehr vergrößert, als ſie die Nachricht erhielten, daß die Truppen, die er ſo lange erwartet hatte, zu Apollonia gelandet wären, von wo ſie unter der Anführung des Antonius und Kalenus anrückten, um ſich mit ihm zu vereinigen. Er brach auf, ihnen entgegen zu gehen, um, wo möglich, den Pompejus zu verhindern, ſie auf dem Marſche anzugreifen, denn dieſer ſtand auf demſelben Ufer des Fluſſes, wo die Truppen Cäſars zu landen genöthigt geweſen waren. Dieſe Sorgfalt war eben ſo glücklich, als nöthig; denn Pompejus hatte in der That einige Bewegungen gemacht, ihre Vereinigung abzuſchneiden, und dem Antonius einen Hinterhalt gelegt, welcher aber fehlſchlug; ſo daß er ſich genöthigt ſah, zurückzugehen, aus Furcht von den beyden Armeen eingeſchloſſen zu wer-

den: die Vereinigung geſchah noch an dem nämlichen Tage.

Pompejus, der genöthigt war, ſich zurückzuziehen, führte ſeine Truppen nach Aſparagus nahe bey Dyrachium, wo er gewiß ſeyn konnte, durch ſeine zahlreichen Flotten, die längſt den Küſten von Epirus kreuzten, mit allem, was ſeiner Armee nöthig ſeyn konnte, verſehen zu werden. Hier ſchlug er, auf einer Erdzunge, ſein Lager auf; und dabey befand ſich auch ein ſicherer Ort für Schiffe, wo nur wenig Winde ſie beunruhigen konnten. Da er ſich hier in der vortheilhafteſten Lage befand, fieng er gleich an, ſein Lager zu verſchanzen. Als Cäſar dies gewahr wurde, und wohl einſah, daß ſein Gegner aller Wahrſcheinlichkeit nach einen ſo vortheilhaften Poſten nicht ſo bald verlaſſen würde, fieng er auch an, ſich hinter ihm zu verſchanzen, und ließ an allen Orten, die noch nicht von dem Feinde verheert waren, Kornmagazine anlegen. Ungeachtet aller ſeiner Sorgfalt aber fiengen die Lebensmittel in ſeiner Armee an ſelten zu werden: ſeine Soldaten ſahen ſich genöthigt, Bohnen und Gerſte und eine Wurzel, Namens Chara, die ſie mit Milch vermiſchten, zu eſſen; aber ſie waren ſchon lange an weit größere Beſchwerlichkeiten gewöhnt, und ertrugen daher alles mit ihrer gewöhnlichen Geduld, die Begierde nach großer Belohnung, die unter einem ſolchen Anführer mit Zuverſicht zu erwarten war, überwog das Elend der Gegenwart. Indeſſen brachten die üblen Folgen, welche wahrſcheinlicher Weiſe hieraus entſtehen mußten, den Cäſar auf einen neuen Anſchlag. Die Gegend, die ſich von dem Lager des Pompejus nach dem Lande zu erſtreckte, war bergigt und ſteil; Cäſar legte daher auf den Hügeln Verſchanzungen an, die ſich von einer Küſte zur andern erſtreckten, und ließ dann Verbindungslinien von einem Hügel zum andern ziehen, wodurch er das Lager des Feindes einſperrte. Hierdurch hoffte er ſeinen Gegner zu einem Treffen zu zwingen, welches er begierig wünſchte, Pompejus aber eben ſo ſorgfältig vermied. Er

wur-

wurde zwar durch die Officiere und die Senatoren, die ſich in ſeinem Lager aufhielten, beſtändig gedrängt, ein Treffen zu wagen; aber er kannte die Gefahr eines ſolchen Verſuchs zu gut, und dachte daher, den Feind durch langes Zaudern zu entkräften. Cäſar fuhr indeſſen fort, den Feind immer enger einzuſchließen; Pompejus dagegen trachtete dies zu verhindern, er hatte den Vortheil der größern Anzahl; und obſchon er ein allgemeines Treffen vermied, ſo beunruhigte er ſeinen Gegner dennoch durch Schleuderer und Bogenſchützen unaufhörlich. Allein Cäſar war unermüdet; er ließ Sturmdächer von Häuten machen, welche ſeine Leute während der Arbeit bedeckten; er ſchnitt dem feindlichen Lager alles Waſſer und alle Zufuhr für die Pferde ab, ſo daß ſie nicht länger ausdauern konnten. Bey dieſen Umſtänden entſchloß ſich Pompejus endlich, Cäſars Linien zu durchbrechen, und einen bequemern Ort zum Lager zu wählen. Nachdem er ſich durch einige Ueberläufer von dem Zuſtande der Schanzen Cäſars unterrichtet hatte, ließ er ſeine leichten Fußvölker und Bogenſchützen einſchiffen, und gab ihnen Befehl, Cäſars Verſchanzungen von der Seeſeite zu umgehen, und da, wo ſie am ſchwächſten waren, anzugreifen. Dieſes geſchah mit ſo gutem Erfolge, daß alle Abtheilungen von Cäſars erſter Kohorte, eine ausgenommen, abgeſchnitten wurden; und obgleich Cäſar und ſeine Officiere ſich alle Mühe gaben, den Angriff zu vereiteln, wurden ſeine Verſchanzungen durchbrochen, und Pompejus erreichte vollkommen ſeine Abſicht einer vortheilhafteren Stellung. Da Cäſar ſeine Hoffnung, den Feind einzuſchließen, vereitelt ſah, und den Verluſt, den er erlitten, gewahr wurde, ſuchte er den Pompejus, ſelbſt unter den nachtheiligſten Umſtänden zum Treffen zu zwingen. Er ſuchte eine Legion, die in einem Holze ſtand, abzuſchneiden, und dieſes zog ein allgemeines Treffen nach ſich. Man focht mit gleicher Hitze und gleichem Glücke, bis Cäſars Heer durch Mangel an Kenntniß der Gegend ſich in den Verſchanzungen der alten Lager,

die man vor kurzem verlaſſen hatte, verwickelte, in Unordnung gerieth, und darauf von Pompejus, der ſeinen Vortheil verfolgte, gänzlich in die Flucht geſchlagen wurde. Eine große Menge kam in den Schanzgräben und an den Ufern des Fluſſes, durch das Gedränge ums Leben. Pompejus ſetzte die Verfolgung bis an Cäſars Lager fort, und nun war Cäſars Schickſal auf dem Punkt der Entſcheidung; es beruhte blos auf der Entſchloſſenheit und dem anhaltenden Muthe des Pompejus, das Lager Cäſars anzugreifen, und deſſen von Schrecken muthloſes Heer zu Grunde zu richten; aber Pompejus, der entweder über ſeinen ſchnellen Sieg erſtaunte, oder einen Hinterhalt befürchtete, zog ſeine Truppen in ſein Lager zurück, und verlor in dieſem entſcheidenden Augenblick die Herrſchaft über die Welt. Indeſſen betrachteten doch ſeine Legaten dieſen glücklichen Erfolg als einen entſcheidenden Ausſchlag des Krieges. Ohne an künftige Treffen und Gefahren zu denken, betrugen ſie ſich, als wäre nichts mehr zu beſorgen, und ließen, um ihre Zuverſicht auch durch Grauſamkeit zu zeigen, alle Gefangenen niederhauen. Aber Cäſar verlor den Muth nicht: er ſah, daß bisher ſeine Bemühungen, den Pompejus auf gleiche Vortheile zum Treffen zu bewegen, fruchtlos waren; er beſchloß daher, ſich zu ſtellen, als wollte er den Lauf des Krieges ändern, und ihn jezt ebenfalls in die Länge ziehen. Er berief daher ſeine Krieger, und redete ſie, mit ſeiner gewöhnlichen Ruhe und Unerſchrockenheit folgender Geſtalt an: »Wir haben nicht »Urſache, meine Gefährten, über den unglücklichen Ausgang »unſers letzten Verſuchs den Muth ſinken zu laſſen; der »Verluſt eines Treffens nach ſo vielen, die wir gewonnen »haben, ſollte vielmehr unſre Behutſamkeit erwecken, als »unſern Muth beugen. Denken wir an die Reihe von »Siegen, die wir in Gallien, Brittannien, Italien und »Spanien erfochten haben; und dann, wie viel größern »Gefahren wir entgangen ſind, die bloß das Vergnügen »des folgenden Sieges erhöhten. Wenn nach dieſen berühmten Thaten, nach dieſen herrlichen Unternehmungen,

eine

»eine kleine Unordnung, ein Fehler der Nachläſſigkeit, oder »ein Zufall uns der gebührenden Belohnung beraubt hat; »ſo haben wir doch noch Stärke genug, uns dieſelbe künf»tig zu ſichern; und ſollte es auch an aller Hülfe fehlen, »ſo haben tapfere Leute doch immer noch Mittel, womit ſie »jede Gefahr überwinden, das iſt ſie zu verachten.« Nachdem er ſeinen Truppen auf dieſe Weiſe Muth eingeſprochen, und einige geringe Officiere wegen Nachläſſigkeit im Dienſt entlaſſen hatte, brach er aus ſeinem Lager auf, und zog nach Apollonia, um ſein Heer zu erfriſchen. Er ſchickte ſein Gepäcke voraus, und folgte mit der Armee nach. Pompejus verfolgte ihn vergeblich; weil er acht Stunden früher abgezogen war, als Pompejus von ſeinem Aufbruch Kenntniß erhielt.

Domitius, einer ſeiner Legaten, der ſich mit drey Legionen in Macedonien befand, war in Gefahr, von der überlegenen Macht der Feinde überfallen zu werden. Er beſchloß daher, ſobald als möglich, zu ihm zu ſtoßen, und marſchierte, nachdem er ſeine Armee erfriſcht hatte, in möglichſter Eile ab. Pompejus befürchtete das nämliche; denn Scipio, einer ſeiner Legaten, befand ſich mit den ſyriſchen Legionen in Theſſalien; und er fürchtete, daß Cäſars Marſch die Abſicht hätte, dieſes Korps, ehe es zu ihm ſtoßen könnte, abzuſchneiden. Beyde Heerführer zogen mit dem größten Fleiß, theils um ihre Freunde in Sicherheit zu ſetzen, theils um Gelegenheit zu einem vortheilhaften Ausgang des Krieges zu ſuchen. Die Eile Cäſars hatte den beſten Erfolg: er vereinigte ſich mit Domitius an den Gränzen Theſſaliens, und marſchierte mit ſeiner vereinigten Macht nach Gomphi, einer Stadt, welche tiefer in der Provinz liegt. Aber die Nachricht von ſeiner Niederlage bey Dyrachium war ſchon vor ihm an dieſem Orte eingelaufen; dies bewog die Einwohner, die ihm vorher Gehorſam verſprochen hatten, ihre Geſinnungen zu ändern, und mit einer Niederträchtigkeit, die ihrer Unbeſonnenheit gleich kam, die Thore vor ihm zu ſchließen.

Cäſar ließ ſich nicht ungeſtraft beleidigen: er ſtellte ſeinen Soldaten die großen Vortheile, einen ſo reichen Ort zu erobern, vor, und befahl, die Sturmleitern fertig zu machen; hierauf that er den Angriff mit ſolcher Hitze, daß, ungeachtet der großen Höhe der Mauern, die Stadt in wenig Stunden erobert wurde. Cäſar ließ ſie plündern, und die Einwohner niederhauen. Er zog nun ſogleich nach Metropolis, einer andern Stadt in eben dieſer Provinz, die ſich gleich bey ſeiner Annäherung ergab. Auf dieſe Weiſe bekam er bald ganz Theſſalien in ſeine Gewalt, auſſer Lariſſa, welches Scipio, der Legat des Pompejus, mit ſeinen Legionen beſetzt hatte.

Während dieſer Zwiſchenzeit ließen die Legaten des Pompejus, die über ihren neulich erfochtenen Sieg unerträglich ſtolz geworden waren, nicht ab, das Ende des Krieges durch eine entſcheidende Schlacht zu fordern. Jeder Aufſchub ward ihnen unerträglich; ſie giengen ſo weit, daß ſie ſagten, Pompejus verzögere abſichtlich die Entſcheidung, um noch länger den Heerbefehl zu beſitzen, und die große Anzahl von Senatoren und Edlen, die ihn begleiteten, noch länger um ſich zu haben. Ohne an dem Siege zu zweifeln, theilten ſie alle Stellen in der Regierung unter ſich, und die Güter derjenigen, die ſie ihrer Meinung nach überwunden hatten. Sie dachten nicht ſowohl, wie ſie ihre Ehrbegierde und ihre Habſucht, als wie ſie ihre Rache befriedigen wollten: dieſe erſtreckte ſich nicht bloß auf jene, welche die Waffen gegen ſie ergriffen hatten, ſondern auch auf alle, welche ſich noch für keine von beyden Partheyen erklärt hatten. Die Achtserklärung war ſchon abgefaßt, und es wurden nicht bloß einzelne Perſonen, ſondern ganze Heertheile zum Tode beſtimmt; und vorgeſchlagen, alle Senatoren im Gefolge des Pompejus zu Richtern über diejenigen zu ſetzen, die ſich ihrer Parthey entweder wirklich widerſetzt hatten, oder ihr nicht beyſtanden. Pompejus, mit Leuten von ſchwachen Köpfen und unruhigen Erwartungen umgeben, und unaufhörlich gequält, ſich in ein

ein Treffen einzulaſſen, war zu ſchwach, zu widerſtehen: dieſer dem oberſten Feldherrn eines mächtigen Heeres unverzeihliche Zug, gibt uns einen neuen Beweis der Schwäche ſeines Charakters; Pompejus folgte nun nicht mehr ſeinem eigenen Urtheil, und dies war die Veranlaſſung des kurz darauf erfolgten Verluſtes, der das Daſeyn der Republik endigte. Er rückte einige Tage nach der Eroberung der Stadt Gomphi in Theſſalien ein, und zog in die Ebnen von Pharſalus, wo ſein Legat Scipio, mit den Truppen, die er kommandirte, zu ihm ſtieß. Hier erwartete er Cäſars Ankunft, um das Schickſal des Reichs in einem einzigen Treffen zu entſcheiden.

Cäſar hatte ſich zeither bemüht, die Geſinnungen ſeiner Leute zu erforſchen, und für ihre Sicherheit, im Fall eines unglücklichen Ausganges, zu ſorgen; da er ſie muthig und entſchloſſen fand, ließ er ſie gegen die Ebnen, wo Pompejus ſein Lager hatte, anrücken. Die Annäherung dieſer beyden großen Heere, die aus den beſten und tapferſten Truppen in der Welt beſtanden, nebſt der Größe des Preiſes, für welchen ſie fochten, erfüllte jedes Gemüth mit Angſt, wiewohl mit ſehr verſchiednen Erwartungen. Das Heer des Pompejus, welches am zahlreichſten war, dachte an den Genuß des Sieges; Cäſars kaum halb ſo ſtarkes Heer hingegen, nur auf Mittel, ihn zu erringen. Die Anhänger des Pompejus verſprachen ſich viel von ihrer gerechten Sache; und Cäſar berief ſich auf die öftern Friedensvorſchläge, welche er ohne Erfolg gethan hatte. So verſchieden waren beyde Heere in ihren Abſichten, Hoffnungen und Bewegungsgründen; an Haß und Ehrgeiz aber waren ſie gleich. Cäſar, welcher immer der erſte war, ein Treffen anzubieten, führte ſein Heer täglich in Schlachtordnung, dem Feinde entgegen; aber Pompejus, den alles Zutrauen auf ſich ſelbſt verlaſſen zu haben ſchien, blieb in ſeiner vortheilhaften Lage: er rückte zwar bisweilen aus ſeinem Lager, hielt ſich aber immer unter den Verſchanzungen, am Fuße des Hügels, an welchem ſein Lager

ſtand.

ſtand. Cäſar, welcher ihn nicht mit Nachtheil angreifen wollte, beſchloß, den folgenden Tag aufzubrechen, in der Hoffnung, ſeinen Gegner zu ermüden, welcher es in Ertragung der Beſchwerlichkeiten nicht mit ihm aufnehmen konnte; und in der Erwartung, vielleicht eine glücklichere Gelegenheit zur Entſcheidung zu finden, wenn ihn Pompejus verfolgte. Der Befehl zum Marſche war gegeben, und die Gezelte abgebrochen, als die Nachricht kam, daß das Heer des Pompejus das Lager verlaſſen habe, und weiter, als gewöhnlich, in die Ebne vorgerückt ſey. Dieſes war die Gelegenheit, nach welcher Cäſar ſich lange vergebens geſehnt hatte: von dem Augenblicke an, da er in Griechenland gelandet war, giengen alle ſeine Bemühungen dahin, ſeinen Gegner zu einem allgemeinen Treffen zu bringen; und nichts fürchtete er ſo ſehr, als den Krieg in die Länge zu ziehen. Er ließ daher ſeine Truppen, die ſchon in Bewegung waren, Halt machen, und machte ihnen mit einem heitern Geſichte bekannt, daß die glückliche Zeit gekommen ſey, nach welcher ſie ſich ſo lange geſehnt hätten, die ihren Ruhm krönen, und ihren Beſchwerden ein Ende machen würde. Hierauf ſtellte er ſeine Truppen in Ordnung, und ließ ſie gegen das Schlachtfeld anmarſchieren; ſeine Streitkräfte beſtanden in zwei und zwanzig tauſend Fusgängern, und tauſend Reitern. Das Heer des Pompejus zählte über 45000 Mann zu Fuß und 7000 zu Pferde. Dieſe große Ungleichheit beſonders der Reuterey, hatte Cäſarn beſorgt gemacht; er hatte daher einige Tage vorher die ſtärkſten und behendeſten ſeiner Fußvölker ausgeſucht, und ſie gewöhnt, zwiſchen den Gliedern der Reuterey zu fechten. Mit ihrer Hülfe konnten es ſeine tauſend Reuter mit den 7000 des Pompejus aufnehmen; und ſie hatten auch wirklich in einem kleinen Gefechte einige Tage vorher die Oberhand behalten.

Pompejus hatte die größte Hoffnung eines glücklichen Erfolgs: er rühmte ſich in einer Verſammlung, daß er Cäſars Legionen ohne Schwerdt-Schlag in die Flucht jagen

gen könnte, indem er hoffte, daß, ſobald die Armeen in Schlachtordnung geſtellt wären, ſeine Reuterey, worauf er ſich am meiſten verließ, den Feind überflügeln und umringen würde. Labienus empfahl dieſen Entwurf dem Pompejus; und führte an, die gegenwärtigen Truppen, woraus Cäſars Heer beſtünde, wären blos der Schatten jener alten Legionen, die in Brittanien und Gallien gefochten hätten; alle Veteranen wären längſt aufgerieben, und durch neue Truppen, die man in der größten Eile in Gallien angeworben hätte, wieder erſetzt. Um das Zutrauen der Armee noch zu vergrößern, ſchwur er einen Eid, nicht anders, als nach erhaltenem Siege in das Lager wieder zurückzukehren. In dieſer Geſinnung und unter dieſen vortheilhaften Umſtänden führte Pompejus ſeine Truppen ins Treffen.

Seine Schlachtordnung war mit vieler Beurtheilungskraft geordnet. In die Mitte und auf die beyden Flügel ſtellte er ſeine Veteranen und ſeine neugeworbnen Truppen vertheilte er zwiſchen die Flügel und das Hauptkorps. Die ſyriſchen Legionen ſtanden in der Mitte, unter dem Kommando des Scipio; die Spanier, worauf er ſich hauptſächlich verließ, auf den rechten Flügel, unter dem Domitius Aenobarbus; und an dem linken ſtanden die beyden Legionen, die Cäſar ihm im Anfange des Krieges zurückgegeben hatte: dieſe führte er ſelbſt an, und mit dieſen hoffte er das Schickſal des Treffens zu entſcheiden. Hier hatte er auch alle ſeine Reuterey, Schleuderer und Bogenſchützen verſammelt, deren ſein rechter Flügel nicht nöthig hatte, weil er durch den Fluß Enipeus bedeckt war. Cäſar theilte gleichfalls ſein Heer in drey Theile unter drey Anführern: Domitius Kalvinus hatte die Mitte, und Markus Antonius den linken Flügel; indem er ſelbſt den rechten gegen den linken Flügel des Pompejus anführte. Es iſt merkwürdig, daß Pompejus ſich an die Spitze der Truppen ſtellte, die Cäſar diſciplinirt und unterrichtet hatte; ein offenbarer Beweis, wie ſehr er ſie ſeinen übrigen Truppen vorzog. Cäſar hingegen ſtellte ſich an die Spitze

ſei-

ſeiner zehnten Legion, die alle ihre Verdienſte und ihren ganzen Ruhm ſeiner eigenen Zucht zu danken hatte. Als er gewahr wurde, daß die zahlreiche Reuterey des Feindes auf einer Stelle verſammelt war, errieth er bald die Abſicht des Pompejus; dieſe zu vereiteln, trennte er ſechs Kohorten von ſeiner Nachhut, und bildete daraus eine eigene Schaar, die er hinter ſeinem rechten Flügel ſtellte, er gab den Befehl, wenn die Reuterey des Pompejus ſich näherte, nicht, wie gewöhnlich, ihre Wurfſpieſe abzuwerfen, ſondern ſie in der Hand zu behalten, und ſie den Reutern gerade ins Geſicht und in die Augen zu ſtoßen; denn, da ſie aus dem jungen römiſchen Adel beſtand, der ſich viel auf ſeine Schönheit einbildete, ſo fürchteten ſie ſich mehr vor einer Narbe im Geſichte, als vor einer Wunde im Körper. Endlich ſtellte er die wenige Reuterey, die er hatte, ſo, daß ſie die rechte Seite der zehnten Legion bedeckte, und befahl ſeiner dritten Linie, nicht eher vorzurücken, bis ſie dazu das Zeichen von ihm bekommen hätte. Und nun ſollte das Schickſal des ungeheuern römiſchen Reichs durch die größten Feldherrn, die tapferſten Officiere, und die erfahrenſten Truppen, welche bis dahin geſehen wurden, entſchieden werden. Jeder Einzelne in beyden Armeen war faſt im Stande, ein Heer anzuführen, und ſchien von Begierde beſeelt, entweder zu ſiegen, oder zu ſterben. Als die Heere gegen einander anrückten, giengen beyde Feldherrn von Glied zu Glied, ſprachen ihren Leuten Muth ein, feuerten ihre Hoffnungen an, und benahmen ihnen ihre Furcht. Pompejus ſtellte ihnen vor, daß die rühmliche Gelegenheit, die ſie ſo lange von ihm erbeten hätten, da ſey; »und in »der That, rief er, welche Vortheile könnt ihr wohl über »einen Feind zu haben wünſchen, die ihr nicht jetzt alle in »Händen habt? Eure Anzahl, euer Muth, euer letzter »Sieg, alles verſichert euch eines ſchnellen und leichten Sie»ges über dieſe abgematteten und entkräfteten Truppen, die »aus Leuten beſtehen, welche vom Alter aufgerieben ſind, und ſich noch nicht von dem Schrecken einer friſchen Nie-

»derlage erholt haben; doch noch eine ſtärkere Bruſtwehr für un»ſern Schutz, als unſre überlegene Stärke, iſt die Gerechtig»keit unſrer Sache. Ihr fechtet zur Vertheidigung der »Freyheit und eures Vaterlandes; ſeine Geſetze unterſtützen, »und ſeine Magiſtratsperſonen begleiten euch; die ganze »Welt iſt ein Zuſchauer eures Verhaltens, und wünſchet »euch einen glücklichen Erfolg: im Gegentheile iſt derjeni»ge, dem ihr euch widerſetzt, ein Räuber und Unterdrücker »ſeines Vaterlandes; und das Bewußtſeyn ſeiner Verbre»chen ſowohl, als der unglückliche Fortgang ſeiner Waffen »haben ihn beynahe zu Boden gedrückt. So zeiget dann »bey dieſer Gelegenheit all den Muth und den Abſcheu »gegen die Tyranney, welcher jeden Römer beſeelen ſollte, »und rächet das menſchliche Geſchlecht.« Cäſar, zeigte die unveränderliche Heiterkeit, die man in den größten Gefahren ſo ſehr an ihn bewunderte. Er redete mit Abſcheu von dem Blute, welches jetzt vergoſſen werden ſollte; und führte blos die Nothwendigkeit an, die ihn wider ſeinen Willen zum Kriege gezwungen. Er berief ſich gegen ſie auf nichts ſo ſehr, als auf ſeine oftmaligen und vergeblichen Vorſchläge zum Frieden. Er beklagte die vielen tapfern Leute, die auf beiden Seiten fallen würden, und die Wunden ſeines Vaterlandes, wer auch von beyden den Sieg erhalten möchte. Seine Soldaten beantworteten ſeine Reden mit Blicken voller Hitze und Ungeduld: ſobald er dieſes gewahr wurde, gab er das Zeichen zum Angriffe. Die Loſung des Pompejus war: der unüberwindliche Herkules; jene Cäſars: die ſiegreiche Venus. Es war blos ſo viel Zwiſchenraum zwiſchen beyden Heeren, daß ſie Platz zum Fechten hatten: Pompejus befahl daher ſeinen Leuten, den erſten Angriff auszuhalten, ohne ſich aus der Stelle zu bewegen, indem er erwartete, daß die Glieder der Feinde durch ihre Bewegung in Unordnung gerathen würden. Cäſars Soldaten drangen mit ihrer gewöhnlichen Hitze heran, als ſie auf einmal, da ſie den Feind ohne Bewegung ſtehen ſahen, ſtill ſtanden. Eine

fürch-

fürchterliche Pauſe folgte, während beyde Armeen ſich mit gegenſeitiger Bewunderung und ſcheinbarer Ruhe anſahen: endlich ſtürzten Cäſars Leute, nachdem ſie wieder zu Athem gekommen waren, wüthend auf den Feind, warfen ihre Wurfſpieſe und zogen das Schwert, daſſelbe geſchah von den Truppen des Pompejus, die muthig den Angriff aushielten. Seine Reuterey hatte auch Befehl, Cäſars Reuter anzugreifen, dieſe wurden ohne vielen Widerſtand zur Flucht genöthigt. Cäſar befahl nun den ſechs Kohorten, die er als Rückhalt aufgeſtellt hatte, anzurücken, und wiederholte ſeinen Befehl, daß ſie den Feinden ins Geſicht ſtoßen ſollten. Dieſes that die gewünſchte Wirkung: die Reuterey, welche ihres Sieges gewiß war, wurde auf einmal zum Stillſtand gebracht; die ungewöhnliche Art zu fechten der Kohorten, welche bloß nach dem Geſichte der Angreifenden zielten, und die häßlichen verunſtaltenden Wunden trugen dazu bey, ſie ſo ſehr in Furcht zu ſetzen, daß ſie, anſtatt ſich zu vertheidigen, auf nichts anders bedacht waren, als ihre Geſichter zu retten. Dieſe Reuterey, auf die Pompejus mit ſo vieler Zuverſicht gezählt hatte, entfloh in großer Unordnung auf die benachbarten Berge; die durch die Flucht der Reuter ſchutzloſe Bogenſchützen und Schleuderer, wurden in Stücken gehauen. Cäſar befahl nun den Kohorten, ihren Sieg zu verfolgen, und den Truppen des Pompejus in die Flanke zu fallen. Dieſen Anfall hielt der Feind eine Zeitlang mit großer Tapferkeit aus, bis Cäſar ſeine dritte Linie, die noch nicht gefochten hatte, in das Treffen führte. Da jetzt Pompejus von zwei Seiten angegriffen wurde, vorn von friſchen Truppen, und im Rücken von den ſiegreichen Kohorten, ſo entſtand Unordnung unter den ſyriſchen Legionen, und den Hülfstruppen. Sie wendeten ſich zur Flucht in ihr Lager. Die ſpaniſchen Völker auf dem rechten Flügel des Pompejus fochten mit großer Tapferkeit, ſie verließen das Schlachtfeld erſt dann, als jede Hoffnung des Sieges verſchwunden war. Cäſar befahl nun die Bür-

ger

ger zu ſchonen, dies hatte die Wirkung daß ein großer Theil des beſiegten Heeres die Waffen niederlegte. Das Treffen hatte nunmehr von Anbruch des Tages bis zum Mittag gedauert, und es war außerordentlich heißes Wetter; dennoch ließen die Sieger nicht nach, durch das Beyſpiel Cäſars aufgemuntert, der ſeinen Sieg nicht eher für vollkommen hielt, als bis auch das feindliche Lager erobert war, bereiteten ſie ſich zum Sturm der feindlichen Linien. Cäſar führte ſie perſönlich an. Die Kohorten, welche zur Vertheidigung des Lagers zurückgelaſſen waren, widerſtanden eine Zeitlang mit großer Tapferkeit, vornehmlich die Thracier und andere Barbaren, die zur Bewachung des Lagers beſtimmt waren, doch nach hartnäckigem Kampf wurden auch dieſe aus ihren Schanzen geſchlagen, und entflohen insgeſammt auf die benachbarten Berge.

Als Cäſar das Feld und das Lager mit ſeinen todten Landsleuten bedeckt ſah, wurde er ſehr gerührt, und konnte ſich nicht enthalten, gegen einen, der bey ihm ſtand, auszurufen: »Sie wollten es ſo haben!« Als er in das feindliche Lager kam, gab ihm jeder Gegenſtand neue Beweiſe von der blinden Zuverſicht und Thorheit ſeiner Gegner: auf allen Seiten erblickte man Zelte, die mit Epheu und Mirthen geziert; Sitze, die mit Purpur bedeckt; und Schenktiſche, die mit Silbergeſchirr beſetzt waren. Alles zeugte von der größten Schwelgerey, und glich eher einer Zurüſtung zu einem Gaſtmale, oder einem Freudenfeſte über einen erhaltenen Sieg, als einem Kriegslager. Cäſar unterſagte ſeinen Kriegern die Plünderung; die Flüchtlinge hatten ſich in großer Anzahl auf den benachbarten Bergen geſammelt; er beſchloß ſie zu zerſtreuen, oder zur Uebergabe zu nöthigen, und begann ſogleich, ſie durch eine Linie, die er am Fuße des Berges zog, einzuſchließen; allein ſie verließen bald einen Poſten, welchen ſie aus Mangel an Waſſer nicht behaupten konnten, und bemühten ſich, die Stadt Lariſſa zu erreichen. Cäſar führte einen Theil ſeines Heeres auf einem kürzern Weg, und ſchnitt ihnen den Rückzug ab, indem

dem er in Schlachtordnung zwiſchen ihnen und der Stadt anrückte. Gleichwohl ſtellten ſich dieſe unglücklichen Flüchtlinge noch einmal auf einem Berge, an deſſen Fuße ein Bach war, der ſie mit Waſſer verſah. Obſchon die Nacht nunmehr hereinbrach, und Cäſars Leute durch die unaufhörliche Arbeit vom frühen Morgen äußerſt erſchöpft waren, vermochte er ſie dennoch, den Bach, der den Feind mit Waſſer verſah, abzuſchneiden. Die Flüchtlinge, die ſich aller Hoffnung, Hülfe oder Unterhalt zu bekommen, beraubt ſahen, ſchickten an den Sieger, und erboten ſich, die Waffen niederzulegen. Während der Unterhandlung entflohen einige wenige Senatoren, die ſich unter ihnen befanden, unter Begünſtigung der Nacht, die Krieger lieferten am folgenden Morgen ihre Waffen aus, und erfuhren die Gnade des Siegers. Cäſar redete ſie mit großer Leutſeligkeit an, und verbot ſeinen Soldaten, ihnen die geringſte Gewalt anzuthun, oder ihnen etwas wegzunehmen. Alſo erhielt Cäſar durch ſein weiſes Verhalten den vollkommenſten Sieg, der je erfochten ward; und durch ſeine große Gnade nach dem Treffen ſchien er ihn verdient zu haben. Sein Verluſt belief ſich nur auf zweyhundert Mann; der Verluſt ſeines Gegners fünfzehn tauſend, ſowohl an Römern als Hülfstruppen; vier und zwanzig tauſend Mann ergaben ſich zu Kriegsgefangenen; der größte Theil von dieſen begab ſich unter die Fahnen Cäſars, und wurde ſeinen übrigen Truppen einverleibt. Den Senatoren und römiſchen Rittern, die in ſeine Hände fielen, gab er großmüthiger Weiße die Freyheit; und die Briefe, welche Pompejus von verſchiedenen Perſonen erhalten hatte, verbrannte er, ohne ſie zu leſen, wie Pompejus ehemals bey einer ähnlichen Gelegenheit gethan hatte. Als er alle Pflichten eines Feldherrn und Staatsmannes erfüllt hatte, ſo ließ er die Legionen kommen, welche die Nacht im Lager zubrachten, um diejenigen abzulöſen, welche ihn bey der Verfolgung des Feindes begleitet hatten; er marſchierte darauf, weil er entſchloſſen war, dem Pompejus zu folgen, ab, und kam noch an demſelben Tage zu Lariſſa an.

Pom-

Pompejus, der ſonſt ſo große Beweiſe von Tapferkeit und Klugheit gegeben hatte, verlor, als ſeine Reuterey, worauf ſeine ganze Hoffnung beruhte, in die Flucht geſchlagen war, allen Verſtand. Anſtatt der Unordnung abzuhelfen, die Fliehenden wieder zu vereinigen, und in Ordnung zu bringen, oder den Siegern friſche Truppen entgegen zu ſtellen, wurde er ſo ſehr durch dieſen erſten Streich betroffen, daß er das Schlachtfeld verlies, und von Ferne den Ausgang einer Begebenheit erwartete, welche ſeine Pflicht ihm zu leiten, und nicht ihr zu folgen, befahl. Hier blieb er eine kurze Zeit, ohne ein Wort zu ſprechen, bis man ihm ſagte, daß das Lager angegriffen würde; worauf er ausrief: »Wie? verfolgt man uns ſogar bis in unſere Schanzen?« und hierauf legte er ſeine Rüſtung ab, nahm eine andre Kleidung, und entfloh mit einigen Reutern nach Lariſſa; von hier aus ſetzte er ſeinen Weg langſamer fort, weil er ſah, daß man ihn nicht verfolgte, und überließ ſich allen den quälenden Betrachtungen, die ſein trauriger Zuſtand natürlicher Weiſe veranlaſſen mußte; er gieng durch das Thal Tempe an dem Ufer des Peneus hinab; und kam endlich zu einer Fiſcherhütte, wo er die Nacht zubrachte. Von da begab er ſich an Bord eines kleinen Schiffes, mit welchem er an der Seeküſte hielt, und darauf ein Schiff entdeckte, welches einige Ladung hatte, und eben im Begriffe war, abzuſegeln. In dieſem ſchiffte er ſich ein; und der Eigenthümer deſſelben bewies ihm noch die Ehrerbietung, die er ſeiner ehemaligen Größe ſchuldig war. Von der Mündung des Fluſſes Peneus ſegelte er nach Amphipolis; und als er hier ſeine Sache in einem verzweifelten Zuſtande fand, ſchiffte er weiter nach Mitylene auf der Inſel Lesbos, um ſeine Gemahlin Kornelia einzunehmen, die er daſelbſt in einiger Entfernung von den Gefahren und Unruhen des Krieges zurückgelaſſen hatte. Sie, die ſich ſchon lange mit der Hoffnung des Sieges geſchmeichelt hatte, empfand über dieſes widrige Schickſal den äußerſten Schmerz: der Bote, der ihr die Größe ihres

Unglücks verkündigte, bat ſie, zu eilen, wenn ſie den Pompejus mit einem einzigen Schiffe, welches nicht einmal ihm eigen gehörte, ſehen wollte; ihr Schmerz, welcher vorher ſchon heftig war, wurde nun unertraglich; ſie fiel in Ohnmacht, und lag eine lange Zeit, ohne ein Zeichen des Lebens von ſich zu geben. Als ſie wieder zu ſich kam, und bedachte, daß es jetzt nicht Zeit ſey, ſich mit eitlen Klagen aufzuhalten, eilte ſie der See zu. Pompejus empfieng ſie in ſeine Arme, ohne ein Wort zu ſagen, und hielt ſie eine Zeitlang in ſtummer Verzweiflung. Nach langem Stillſchweigen fanden ſie endlich Worte, ihrem Kummer Luft zu machen; Kornelia ſchrieb ſich einen Theil des Elendes zu, das über ſie gekommen war, und berief ſich auf manche vormalige Unglücksfälle ihres Lebens. Pompejus bemühte ſich, ſie zu tröſten, indem er ihr die Ungewißheit menſchlicher Dinge vorſtellte, und ſie lehrte, daß ſie nach ſeinem gegenwärtigen unerwarteten Unglücke ein eben ſo unerwartetes Glück hoffen könnte. Unterdeſſen verſammelten ſich die Einwohner der Inſel, die gegen den Pompejus große Verpflichtungen hatten, nahmen an ihrer Betrübniß Theil, und luden ſie in ihre Stadt ein. Pompejus aber lehnte ihre Einladung ab, und gab ihnen ſogar den Rath, ſich dem Sieger zu unterwerfen. »Fürchtet euch nicht, ſagte er, Cäſar iſt zwar mein »Feind, aber deswegen kann ich ſeine Mäßigung und Ge»lindigkeit nicht verkennen.« Der griechiſche Philoſoph Kratippus kam auch, um ihm ſeine Ehrerbietung zu bezeugen. Pompejus, wie es bey unglücklichen Leuten nur zu gewöhnlich iſt, beklagte ſich gegen ihn über die Vorſehung. Kratippus, ein Mann von Genie, der die Welt kannte, vermied, ſich mit ihm in dieſe Materie einzulaſſen; und bemühte ſich vielmehr, ihm neue Beweggründe zur Hoffnung an die Hand zu geben, als ſeine Verzweiflung zu beſtreiten.

Als er die Kornelia ins Schiff genommen hatte, ſetzte er ſeinen Lauf fort; ſegelte ſüdoſtwärts, und hielt ſich in den Häfen, die er auf dieſer Fahrt berührte, nicht länger auf, als nöthig war, friſche Lebensmittel einzunehmen. Er

kam

kam vor Rhodus; aber die Einwohner dieſer Stadt hatten mit ſeinem Schickſale auch ihre Geſinnung gegen ihn geändert. Von da kam er nach Cilicien, wo einige Truppen und Kriegsſchiffe zu ihm ſtießen. Allein dieſe bedeuteten nichts gegen die Macht ſeines Gegners, vor deſſen hitziger Verfolgung er ſich beſtändig fürchtete. Seine Truppen waren zu ſehr zerſtreut, als daß ſie hätten jemals wieder zuſammengebracht werden können; ſeine einzige Hoffnung beruhte daher auf dem Beyſtande der Könige; und von dieſen konnte er auch allein Sicherheit und Schutz erwarten. Er ſelbſt war geneigt, ſich zu den Parthern zu begeben; andere ſchlugen ihm den König von Numidien, Juba, vor; endlich aber ließ er ſich bereden, ſich an den König von Aegypten, den Ptolomäus, zu wenden, deſſen Vater er viele Wohlthaten erwieſen hatte. Er verließ demnach Cilicien, wo er ſich damals aufhielt, und ſchiffte nach Aegypten. Sobald er die Küſte dieſes Königreichs zu Geſichte bekam, ſchickte er an den jungen König, und ließ ihn um Schutz und Sicherheit anflehen. Ptolomäus, welcher noch minderjährig war, hatte die Regierung noch nicht ſelbſt in Händen; ſondern er und ſein Königreich ſtanden unter der Aufſicht des Achillas, der das Heer anführte, des Photinus, eines Verſchnittenen, und des Theodotus, eines Lehrers der Redekunſt. Vor dieſen alſo wurde die Bitte des Pompejus angebracht; von ſolchen geringen Leuten und Lohndienern ſollte das Schickſal eines Mannes entſchieden werden, der wenige Tage zuvor Königreichen Geſetze gegeben hatte. Die Meynungen des Raths waren getheilt; Dankbarkeit und Mitleiden machten einige geneigt, ihn aufzunehmen; da hingegen andere, die härter oder furchtſamer waren, dafür hielten, daß man ihm den Eintritt in Aegypten verſagen müſſe. Endlich behauptete der Redner Theodotus, daß beyde Vorſchläge gleich gefährlich wären: wenn man ihn aufnähme, ſo wäre das nichts anders, als daß man das Land in einen Krieg verwickle, und ſich der Rache Cäſars ausſetze: und wenn man ihn nicht aufnähme, beleidige

man den einen, ohne den andern zu verbinden: das einzige Mittel ſey, daß man ihm erlaubte zu landen, und ihn dann ums Leben brächte; dadurch würde man ſich zugleich dem Cäſar verbinden, und ſich vor aller Gefahr von der Rache des Pompejus in Sicherheit ſetzen: »denn, »ſchloß er mit einem gemeinen und boshaften Scherze, »todte Hunde können nicht mehr beißen.« Dieſer Vorſchlag behielt in einem Rathe, der aus den Sklaven eines weibiſchen und üppigen Hofes beſtand, die Oberhand; Achillas, der Befehlshaber der Truppen, und Septimius, ein Römer von Geburt, der ehemals als Centurio unter Pompejus gedient hatte, erhielten den Auftrag, ihn zu vollziehen. Sie begaben ſich demnach, von drey oder vier andern begleitet, auf ein Boot, und ruderten vom Lande auf das Schiff des Pompejus zu, welches ungefähr eine Meile von der Küſte vor Anker lag. Als Pompejus und ſeine Freunde das Boot von der Küſte herankommen ſahen, wunderten ſie ſich, daß man ſo ſchlechte Anſtalten machte, ihn zu empfangen; und einigen wurden die Abſichten des ägyptiſchen Hofes verdächtig. Allein ehe noch etwas beſchloſſen werden konnte, war Achillas ſchon an der Seite des Schiffes angekommen, hieß ihn in griechiſcher Sprache willkommen in Aegypten; und bat ihn, in das Boot zu ſteigen, weil die Untiefen an der Küſte nicht erlaubten, ihn in einem größeren Schiffe zu empfangen. Pompejus nahm darauf von der Kornelia, die über ſeine Abreiſe weinte, Abſchied, indem er zwey Verſe aus dem Sophokles herſagte, des Inhalts, daß derjenige, der als freier Mann den Pallaſt eines Königs betrete, von dem Augenblicke an ein Sklave werde, gab darauf dem Achillas die Hand, und ſtieg in das Boot, nur von zweyen ſeiner Leute begleitet. Sie hatten ſchon einen guten Weg von dem Schiffe zurückgelegt; und da während der Zeit alle ein tiefes Stillſchweigen beobachteten, ſo wandte ſich endlich Pompejus, welcher gern eine Unterredung anfangen wollte, an den Septimius, deſſen Geſichtszüge ihn bekannt ſchie-

ſchienen, und ſagte: »Mich dünkt, daß wir ehemals zu»ſammen gedient haben.« Septimius nickte bloß mit dem Kopfe, ohne ein Wort zu ſagen, oder ihm die geringſte Höflichkeit zu bezeigen. Pompejus zog darauf den Entwurf einer Rede heraus, die er an den König halten wollte, und fieng an, zu leſen. So näherten ſie ſich der Küſte; und Kornelia, welcher ihre Beſorgniß nicht geſtattet hatte, ihren Gemahl einen Augenblick aus dem Geſichte zu verlieren, fieng an, Hoffnung zu ſchöpfen, als ſie ſah, daß das Volk an dem Ufer längs der Küſte herunter kam, als wenn es ihn empfangen wollte: allein ihre Hoffnung wurde bald vernichtet; denn in dem Augenblicke, als Pompejus aufſtand, und ſich auf den Arm ſeines Freygelaſſenen lehnte, durchſtieß ihn Septimius von hinten, und Achillas mit den übrigen Egyptern tödete ihn. Pompejus fiel bedeckt mit ſeinem Kleide, ohne ein Wort zu ſprechen. Seine Gemahlin ſah den ſchändlichen Mord ihres Gatten vom Verdeck ihres Schiffes, und brach in laute Klagen über die Treuloſigkeit eines Volkes aus, deſſen Wohlthäter Pompejus geweſen. Die Seeleute bemerkten nun, daß einige Galeeren von der Aegyptiſchen Küſte in See gingen. Sie hieben ſämmtlich die Ankertaue ab, und entflohen. Die Mörder des Pompejus trennten den Kopf von dem Körper und ließen ihn einbalſamieren, damit die Geſichtszüge deſto deutlicher bleiben möchten, weil ſie ihn dem Cäſar zum Geſchenke beſtimmten. Der Leichnam wurde an das Ufer geworfen, und dem Anblicke aller derer bloß gegeben, deren Neugier ſie dahin führte. Allein ſein getreuer Freygelaſſener, Philippus, blieb ſo lange dabey, bis das Volk ſich zerſtreuet hatte; darauf wuſch er ihn in der See ab, und machte Anſtalten, den Körper ſeines unglücklichen Herrn zu beſtatten; er fand die Ueberbleibſel eines Fiſcherkahns, wovon er einen Scheiterhaufen machte. Indem er mit dieſer frommen Arbeit beſchäftigt war, traf ihn ein alter römiſcher Soldat, der in ſeiner Jugend unter dem Pompejus gedient hatte. »Wer biſt du, ſagte er, der du dieſe »ſchlech-

»ſchlechten Anſtalten zum Leichenbegängniß des Pompejus »macheſt?« Und als ihm Philipp geantwortet hatte, daß er einer von den Freygelaſſenen des Pompejus ſey, erwiederte er: »Ach! vergönne mir auch an dieſer Ehre Theil »zu nehmen; bei allem Elende meiner Verbannung wird »es mein letzter trauriger Troſt ſeyn, daß ich noch dem »Leichenbegängniß meines alten Anführers beywohnen, und »den Leichnam des tapferſten Feldherrn, den Rom hervorgebracht hat, berühren kann.« Hierauf vereinigten ſie ſich, ihm die letzte Ehre zu erweiſen, und begruben ſeine Aſche unter einem kleinen Erdhaufen, den ſie mit ihren Händen zuſammenſcharrten; worauf nachher folgende Inſchrift geſetzt wurde: Er, deſſen Verdienſte einen Tempel verdienen, findet jetzt kaum ein Grab. So fiel im acht und fünfzigſten Jahre ſeines Alters durch ſchändlichen Meuchelmord Pompejus, der länger als dreißig Jahre den Ruhm des größten Feldherrn ſeiner Zeitgenoßen, ein Mann, welcher oft Gelegenheit hatte, ſich zum Herrn über ſein Vaterland zu machen; aber ſie ſtets verwarf. Er liebte den Ruhm mehr als Macht, Lobſprüche mehr als Herrſchaft, und war mehr eitel als ehrgeizig. An Geſchicklichkeit im Kriege übertraf er alle ſeine Zeitgenoſſen, außer dem Cäſar: es war daher ſein beſonderes Unglück, daß er einen Mann zum Gegner hatte, in deſſen Gegenwart alle andere Verdienſte ihren Glanz verloren. Ob ſeine Abſichten in dem letzten Kriege gerechter waren, als jene des Cäſar, iſt keinen Zweifel unterworfen, denn Pompejus hatte für ſich die geſezliche Verfaſſung des Staats, die er anzutaſten für ungerecht, und ſtrafbar hielt. Cäſars Abſichten waren, von dem Zeitpunkt an, wo er ſich den öffentlichen Angelegenheiten ſeines Vaterlandes widmete, beſtändig auf Unterdrückung deſſelben, auf die Alleinherrſchaft gerichtet. Die innerlichen Fehden zwiſchen Rom und ſeinen Bundesgenoſſen wegen dem Bürgerrechte, die Bürgerkriege zwiſchen Marius, Cinna und Sulla, deren Urſprung in der Unterdrückung des Volkes durch

die

die Patrizier lag, der ungeheuere Reichthum, der aus den eroberten Provinzen unabläſſig nach Rom geſchleppt wurde, und die dem ausſchweifendſten Aufwand neben der drückendſten Armuth das Daſein gab, die ſtehenden Heere, die zur Behauptung der großen Eroberungen nothwendig waren, und der Ehrgeiz, verbunden mit der Raubſucht der Statthalter, die ihr zu Rom durch Beſtechung und Ausſchweifung verſchwendetes Vermögen durch Plünderung der wehrloſen, ihrer Willkühr überlaſſenen Provinzen zu erſetzen und zu vermehren ſtrebten; die Verlängerung des Heerbefehles, beſonders in Gallien, die große in dieſer Provinz ſtehende Kriegsmacht, gegen die Italien ohne Schutz war, gaben die nächſte Veranlaſſung zu der Veränderung der Regierungsform eines Staates, der den ſchönſten Theil der damals bekannten Welt umfaßte. Am Tage der Pharſaliſchen Schlacht verlor der Senat zu Rom, der einſt allen Königen Geſetze gegeben hatte, ſeine Macht, und die Republik fiel unter den Zepter eines Monarchen, im Jahr 705 nach Erbauung der Stadt, nachdem ſie ſeit der Vertreibung der Könige (J. d. St. 245.) Vierhundert und ſechzig Jahre geblüht hatte.

Ende des erſten Bandes.

Bayerische Staatsbibliothek München

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google